

kürbiskern



NEBENSCHAUPLATZ
Literatur

3/84
JULI

neu bei damnitz

Zum 175. Jahrestag
des Tiroler Aufstands 1809

Herward Beschorner

Die Angeführten

Mit einer Einführung von Ingeborg Drewitz
(208 Seiten, broschiert, DM 12,-)



„... Beschorner zeigt die Opfer, zeigt die Folgen dieses Aufstands, das Sterben der jungen Bauern, das wilde Gemetzel in der Sachsenklemme, die Zurückhaltung, ja den Widerwillen der städtischen, der Innsbrucker Bevölkerung, die wachsende Not. Ein Aufstand für wen und wofür? ... Beschorner schreibt einfach und zupackend und mit der Freude an der Ausdauer und Kraft der jungen Bauern, die ihn dann auch ihre Trauer, ihre Enttäuschung, ihren ohnmächtigen Zorn miterleben lässt. Geschichte, wie sie nicht in Geschichtsbüchern steht, wie sie aber erlitten wird ...“

Ingeborg Drewitz, Berlin

„Herward Beschorner hat keine Geschichte des Jahres 1809 in Tirol geschrieben. Er nennt seine Arbeit ‚Roman‘. Und dennoch ist diese Arbeit Geschichte – sie spiegelt Geschichte, analysiert Geschichte, bewertet Geschichte. Und sie ist eine Gegengeschichte: Bestimmten herrschenden Auffassungen wird heftig widersprochen ... Die Arbeit Beschorners ist ein Stück Aufklärung durch literarische Provokation.“

Prof. Anton Pelinka, Innsbruck

„Beschorners Anliegen ist ein ehrliches, zutiefst menschliches, von dem jede Seite dieses Romans belebt wird und Zeugnis ablegt.“

Die Südtiroler Illustrierte, Bozen

„Im allgemeinen Heldenpektakel und der Gedenkstimmung zwecks geistiger Generalüberholung des Tiroleriums gibt's auch einige leise Dissidenten, die die damaligen Ereignisse um Andreas Hofer anders sehen und erzählen als die offiziellen Geschichtsdarsteller ... Beschorners Roman soll als abweichende Darstellung in der Heldeneligkeit dieses Jahres nicht unbeachtet bleiben.“

alternative, Bozen

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei
Brücken-Verlag GmbH, Auslieferung Damnitz, Postfach 1928,
4000 Düsseldorf 1

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

NEBENSCHAUPLATZ LITERATUR

Nebenschauplatz Literatur

Nebenschauplatz Literatur	3
DOKUMENTATION: Aus der Diskussion der VS-Bundesdelegiertenkonferenz, Saarbrücken 1984	
Günter Grass (5)/ Heinrich Böll (7)/ Adam Zagajewski (9)/ Jürgen Fuchs (10)/ Hans-Christoph Buch (11)/ Knut Becker (12)/ Johano Strasser (14)/ Gert von Paczensky (15)/ Loni Mahlein (16)/ Bernt Engelmann (18)/ Carl Amery (19)/ Heinrich Böll (20)/ Dieter Lattmann (22)/ Erwin Ferlemann (23)/ Freimut Duwe (25)/ Hannes Schwenger (26)/ Max von der Grün (28)/ Erasmus Schöfer (29)/ Siegfried Lenz (31)/ Günter Grass, Hans-Christoph Buch (32)/ Ingeborg Drewitz (33)/ Aus der Antragsdebatte, Sonntag, 1. April 1984	5
Aus den letzten Redebeiträgen (37)/ Günter Grass, Adam Zagajewski (38)/ Heinrich Vormweg, Gert von Paczensky (39)/ Hannes Schwenger, Michael Schneider (40)/ Hans-Christoph Buch (43)/ Günter Grass (44)/ Heinrich Böll, Erwin Ferlemann (45)	35
Dieter Lattmann: Die „polnische Teilung“ des VS	47
KLÄRUNG ODER KONFRONTATION? kürbiskern-Gespräch über die Bundesdelegiertenkonferenz des VS, Saarbrücken 1984, mit Knut Becker, Sarah Camp, Jürgen-Peter Stössel, Friedrich Hitler	50
Martin Baucks: Aktion	66
James Aldridge: Im Kalten Krieg haben viele die Fronten gewechselt	
STIMMEN AUS DER SOWJETUNION ZUR BEDROHUNG DER WELT -	
Juri Bondarew (73)/ Jewgeni Jewtuschenko (74)/ Valentin Katajew (77)/ Robert Roshdestwenski (78)	67
Erasmus Schöfer: Nimm eine abgeschlagene Hand und schreib auf die Erde	84
Jannis Ritsos: Die Nachbarschaften der Welt	86
Michael Fiedler: Der Fisch	93
Erwin Kurz: Das Badehaus von Woronesch	100
Renate Chotjewitz-Häfner: Das Haus	106
Arthus Caspari: zum bild des hans platschek	109
Gabro Mateen: Siebenstimmig ist das/ Bretonischer Strand	110
Gerhard Bolaender: Ans Meer/ Reinhold Viehoff: gewonnene tage	111
Rainer W. Campmann: Hasenbrote/ Hans van Ooyen: Schach	112
Jürgen Peter Stössel: Absage/ Siegfried Macht: Der Speichellecker	113
Karl Seemann: Heute/ Bruno Donus: Sensibilität/ Statistik/ Heute kein Gedicht	114
Artur Troppmann: Besitzer/ Jürgen Stelling: Die Gedanken dazu/ Hasan Çakir: Der Untergang der abendländischen Kultur/ „Im deutschen Interesse“	115
Wolf Peter Schnetz: Beruhigende Nachricht/ Bernhard Speh: An die Nachgeborenen	116
Heinz Vestner: Hiroshima/ Peter Schütt: Sahel	117
Alfred Tondern: hiroshima I/ hiroshima II	118
Detlef Grumbach: „Kämpfen ohne Hoffnung“	119
Helmut Peitsch: Am Rande des Krieges?	126
Manfred Chobot: Der kleine Finger oder die öffentliche Hand	150
ANMERKUNGEN	160

Nebenschauplatz Literatur

Mehrere Male war bei der Bundesdelegiertenkonferenz des Verbands deutscher Schriftsteller in der IG Druck und Papier im Kreiskulturhaus am Schloßplatz, Saarbrücken, zu hören, die Teilnehmenden wohnten einer historischen Veranstaltung bei. Was immer das bedeuten mag, so ist sicher, daß der VS nach Saarbrücken nicht mehr das ist, was er viele Jahre, seit seiner Gründung, war. Die Konfrontation überwog das Gemeinsame. Ob es dem neuen Vorstand gelingen wird, den Verband in seiner entscheidenden Phase vor dem Übergang in die Mediengewerkschaft zu stabilisieren, das hängt nicht nur von ihm selbst, das hängt vor allem von der Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit all derer ab, die von ihrem gesellschaftspolitischen Interesse und politischen Selbstverständnis her diesen Verband brauchen und stärken müssen.

Der letzte *kürbiskern* („Schriftsteller in der Entscheidung“) hat bei den Auseinandersetzungen eine wesentliche Rolle gespielt. In nahezu allen Medien wurde er erwähnt und in Tönen der Entrüstung aus den Gesprächen mit Engelmann und Ferlemann zitiert.

Unsere Leser werden in der Dokumentation über Saarbrücken Texte finden, die sie im *kürbiskern* wohl nicht erwarten. Das erklärt sich nicht aus einer Hinwendung der Zeitschrift zu einem „pluralistischen“ Verständnis ihrer Aufgabe, sondern aus der Informationspflicht über die tatsächlichen Vorgänge bei der VS-Bundesdelegiertenkonferenz. Wir gehen davon aus, daß die Texte für sich selbst sprechen. Soll und kann es aber beim bloßen Zurkenntnisnehmen bleiben? Wir meinen, es ist erforderlich, den aktiven Widerstand zu formieren. Wir haben nicht unbegrenzt Zeit: *AirLand Battle* datiert den günstigsten Zeitpunkt des Enthauptungsschlages gegen die Sowjetunion auf 1986; wie immer man diesen Plan einschätzt, würde er verwirklicht, wäre dies das Ende der Menschheit. Jede weitere Pershing II und das daraus resultierende neue Wettrüsten bringen uns dem Datum dieses Plans näher; aber auch jeder Text, der das Zurücktreiben in die Schützengräben des Kalten Kriegs besorgt. Wen in dieser Situation der Beifall von Raketenfanatikern, Konfrontationspolitikern und Rechtswendern nicht stört, muß sich sagen lassen, daß der Unterschied zwischen unbezahlter und bezahlter Mitwirkung an der psychologischen Kampfführung irrelevant ist. Gilt das im allgemeinen, so erst recht innerhalb einer Gewerkschaft, die sich – wie die IG Druck und Papier – gegenwärtig in der bisher härtesten Auseinandersetzung ihrer Geschichte befindet. Der Landesvorsitzende des DGB in Bayern, Jakob Deffner, hat das deutlich gemacht, als er in seiner Rede bei der Streikversammlung im Münchner Hofbräuhaus am 28. Mai 1984 die Pershing II und die Aussperrung gleichermaßen dem Konzept des Enthauptungsschlages zuordnete. Ja – die totrüsten sagen, organisieren den Atomtod; die Rechtswende sagen, organisieren die dafür nötige Kirchhofsrufe im Innern – mit verbalen Attacken auf Gewerkschaftspolitik als „Politik der verbrannten Erde“ (Franz Josef Strauß) und mit Grenzschatzübungen, bei denen „allen Ernstes das Schießen vorbereitet“ wird (MDB Joschka Fischer). Wer diese Entwicklung stoppen will, kommt, ob Sozialdemokrat, Grüner, Liberaler oder auch Konservativer, an der Erkenntnis Carl von Ossietzkys nicht vorbei, daß die Zeit der Kämpfe nach beiden Seiten hin vorüber sein muß, daß es links von ihm nur noch Verbündete gibt. Das hat Konsequenzen ebenso für die Linken. Wir versuchen, diese im *kürbiskern*-Gespräch mit Sarah Camp, Knut Becker, Jürgen-Peter Stössel und

Friedrich Hitler deutlich zu machen. Die Schlußfolgerung lautet: gegen Entsolidarisierung, für Solidarität.

In diesem Sinne verwies auch Peter Schütt auf die für unser Land historische Begegnung bei der INTERLIT in Köln 1982, „weil damals der Ost-West-Dialog erweitert wurde um den Nord-Süd-Dialog, um den Dialog zwischen den Satten und den Hungernden. Ich möchte wünschen, daß diese Begegnung INTERLIT einmal ein Zeichen setzen wird, wie zum Beispiel das Schriftstellerentreffen von 1935“.

Die historischen Linien, die in verschiedenen Beiträgen des Heftes gezogen werden – von der Rolle der nichtnazistischen Schriftsteller im zweiten Weltkrieg an der psychologischen Front gegen die UdSSR bis zu den Erinnerungen von James Aldridge an die Entstehung des ersten Kalten Krieges – sind für jeden, der sehen will, unübersehbar. Unverkennbar ist auch die Bedrohung einer Literatur, die sich tatsächlich zu einem Nebenschauplatz der großen Politik drängen ließe. Um diese Herausforderung zu bestehen, brauchen wir – mehr als zuvor – die internationalistische Zusammenarbeit. Wir halten es deshalb nur für einen Auftakt, in diesem Heft einige Stimmen derer zu veröffentlichen, deren Land mehrfach Ziel der Aggression war: Valentin Katajew, Jewgeni Jewtuschenko, Juri Bondarew und Robert Roshdestwenski.

Titelzeichnung: Werner Marschall. Die Anregung zum Motiv verdanken wir einigen Diskussionsbeiträgen zur VS-Konferenz in Saarbrücken, die sich zum Titelbild des letzten *kürbiskern* (2/84) äußerten: die dargestellte Szene wollten sie keineswegs dem „Geist des Stürmers“ zuschreiben, nein, jene Kocher-Szene entstamme dem *Krokodil*, ja, dem Krokodil aus Moskau. Dazu stellen wir fest: Jede Ähnlichkeit des umseitigen Getiers mit einem Moskauer Reptil wäre reiner Zufall. Das Krokodil kommt aus Bayern. (Für Liebhaber von Suchbildern: siehe Notre Dame und die Kathedralen von Reims und Chartres u. a.)

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann.
Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rbh., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl, Anschrift wie Redaktion.

Verlag: Dammitz Verlag im Verlag Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.
Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).
Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.
Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.
Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.
ISSN 0023-5016.

Dokumentation: Aus der Diskussion der VS-Bundesdelegiertenkonferenz, Saarbrücken 1984.

Günter Grass:

(...) Unsere Kritik begann vereinzelt und vor geraumer Zeit, als, meiner Meinung nach, auch der Meinung anderer Kollegen, mit unseren Schriftstellerkollegen, die früher mal in der DDR gelebt haben, die sich drüben nicht mehr halten konnten, die drüben ihren Beruf nicht ausüben konnten, unter alltäglichem Druck zu leiden hatten, deswegen weggingen oder weggehen mußten, und diesen Kollegen gegenüber eine Situation geschaffen wurde, in der, mit ihrer Empfindlichkeit und womöglich Überempfindlichkeit – denn sie haben eine leidvolle Vergangenheit hinter sich – einige ausgetreten sind. Zu viele ausgetreten sind, unseren Verband geschwächt haben. Das Verhalten von Bernt Engelmann diesen Kollegen gegenüber war nicht gerade von Sensibilität gezeichnet. Er hat nicht alles getan, um das Notwendige zu leisten, nämlich diese Kollegen uns zu erhalten, hier in unserem Verband zu erhalten, das Dauergespräch mit ihnen zu suchen, das immer wieder notwendige Gespräch mit ihnen zu suchen. Und wenn wir heute vom Berliner VS kürzlich ehemalige DDR-Autoren unter den „Flüchtlingsgesprächen“ versammelt haben, dann haben wir doch erlebt, wie es doch eine Reihe von Kollegen gibt, denen es sehr schwer fällt, sehr schwer fällt, hier im Westen zurehzukommen, die sich vom Westen ein Bild gemacht haben, das ideal ist, die natürlich immer wieder geneigt sind, das, was sie in der DDR erlebt haben, mit dem zu messen, was hier bei uns Realität ist, und dann auch nicht mehr in der Lage sind, die Schwachstellen, die Verschleißerscheinungen in der Bundesrepublik zu erkennen. Das ist aber nur im Gespräch möglich, eine solche Auseinandersetzung, und nicht wenn jemand zuläßt, daß uns diese Kollegen verlassen, die sich herausgedrängt fühlen. Es gibt Anzeichen dafür, daß ein solches Herausdrängen stattgefunden hat.

Ein zweiter Punkt der Kritik war die Vergabe des Friedenspreises an Manès Sperber und Bernt Engelmanns Reaktion darauf. Mir hat diese Rede auch nicht gefallen in ihren Kernsätzen. Ich halte auch nicht einen Friedenspreisträger für geeignet, ein neues europäisches Militär ... aufzustellen. Aber diese Kritik kann man äußern, ohne gleichzeitig einen großen Schriftsteller, der viel durchlitt, auf diese Art und Weise anzugreifen und zu demütigen, wie es Bernt Engelmann getan hat. Daran hat sich unsere Kritik geäußert. Insgesamt und massiv kam diese Kritik und dann vom Berliner Landesverband aus, als uns der verkürzte Text des Telegramms an General Jaruzelski über die *feder* bekannt wurde. Bernt Engelmann hat über dieses Telegramm nicht gesprochen, er hat aufgezählt oder erwähnt, was alles geleistet worden ist, Autoren in der DDR, Autoren in Polen gegenüber. Und ich bestreite das nicht. Ich halte es auch für richtig, daß man dort, wo man helfen kann, im direkten Engagement, in direktem Kontakt, das nicht an die Öffentlichkeit tragen soll. Aber ein Telegramm an General Jaruzelski ist eine öffentliche Angelegenheit, und die muß nach dem Text gemessen werden. Und der Text ist ein Skandal. Unseren polnischen Kollegen gegenüber. Dann sollten wir zuerst sie einmal fragen, welche Art Hilfe sie von uns erwarten. Wir haben Schaden angerichtet mit diesem Telegramm. Die polnischen Autoren in ihrer Mehrheit erwarten Hilfe, indem ihre Forderung nach der Wiederzulassung des alten traditionsreichen Schriftstellerverbands aufgestellt wird und nicht

den derzeitigen Machthabern ein Text in die Hand gegeben ist, der vieldeutig ist und der es erlaubt zu sagen, dieser neue Verband wird unsere Art von Politik fortsetzen. Unser Ärger darüber, unsere Enttäuschung, daß das noch vom VS ausging, die Beschämung auch den polnischen Kollegen gegenüber, hat zu dem ersten Protest geführt. Wir haben erwartet, daß der Vorstand des VS die Dringlichkeit unseres Protests ernst nimmt, noch einmal mit dem P.E.N.-Club zusammentritt und das Telegramm zurückzieht. Nichts dergleichen ist geschehen. Das Ganze wurde noch einmal bekräftigt, bestätigt, und erst daraufhin ist es zur Rücktrittsforderung gekommen. Das ist nicht in Form von Machenschaften, von Klüngeln, von großer Verschwörung geschehen, sondern im offenen Gespräch. (...) Und Lodemann ist ja bei einer Sitzung des Berliner VS dabei gewesen und hat gesehen, wie wir dort diskutieren und wie wir dort arbeiten.

Nun ist – offenbar in Vorbereitung unseres Kongresses – die letzte Nummer *kürbiskern* erschienen. Bernt Engelmann stellt sich dort Hitzer zu einem Gespräch, und auch unser Vorsitzender Ferlemann steht Hitzer Rede und Antwort. (...)

Mitten in diesem Gespräch sagt Hitzer in einem Frage- und Ausrufesatz: „Heinrich Böll wird doch nicht dem Hannes Schwenger aufsitzten!“ Engelmann darauf: „Mit Böll wird Grass gesprochen haben. Hinterher hat vielleicht Schwenger nicht nur den Text verlesen, zu dem Böll sein Einverständnis geben sollte. Wie so etwas im einzelnen läuft, wer wem die Bälle zuspielt, das wissen am Ende wohl nicht einmal mehr die Beteiligten. Übrigens kommen hier noch andere ins Blickfeld: Johano Strasser, Unterzeichner der Partie gegen uns, sitzt im Sekretariat von Grass, er ist verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift L 80, die von Heinrich Böll und Günter Grass herausgegeben wird; verlegt wird L 80 hinwiederum beim Bund-Verlag, dessen Chef Tomas Kosta ist. Der Phantasie zur Frage, wer alles mitmischt und das weiterhin tut, sind keine Grenzen gesetzt. Wir werden uns noch auf einiges gefaßt machen müssen.“

Diese Verschwörungstheorie ist lächerlich, beschämend für Bernt Engelmann und für unseren ganzen Verband. Eine Zeitschrift, die in einem Gewerkschaftsverlag, dem Bund-Verlag, herausgegeben wird – der Verleger Tomas Kosta war Insasse des Konzentrationslagers Auschwitz, hat unter Stalin gesessen – unsere Zeitschrift erklärt sich für den demokratischen Sozialismus. Das nur zur Information. Das andere Zitat, das ich verlesen muß, ist gravierender, weil hier der Vorsitzende unserer Gewerkschaft, wie er's sagt, zurückgenommen werden muß. Ich zitiere den Kollegen Ferlemann. Er sagt: „Der zweite Punkt ist diese miese – ich sage das ganz betont – diese miese Kampagne gegen Bernt Engelmann, von der man ziemlich genau feststellen kann, woher sie kommt: Sie kommt aus einer Richtung – und ich sage das als Vorsitzender unserer Organisation –, die wir nie mitvollziehen werden. Sie kommt aus einer Richtung, die nicht das will, was Bernt Engelmann getan hat – und das ist das Bösartige daran, das zu verschweigen oder zu übersehen –, nämlich humanitäre Hilfe aufgrund seiner Beziehungen zu den Ostblock-Gewerkschaften zu leisten und schreibenden Kollegen, die drüben in die Bredouille gekommen sind, zu helfen und den einzelnen herauszuholen. Darum geht es denen ja nicht. Dieser Gruppe, die gegen Bernt Engelmann schießt – und damit auch gegen VS und IG Druck und Papier –, geht es um etwas anderes. Sie hätte den VS am liebsten für eine politische Aufgabe, nämlich mit den Schriftstellern in den Ostblockstaaten so eine fünfte Kolonne aufzubau-

en.“ Ich höre hier auf mit dem Zitat. Ich fordere den Kollegen Ferlemann auf, diese Erklärung zurückzunehmen und sich bei uns zu entschuldigen. Dies Wort „fünfte Kolonne“ hat dieser Dreckskerl Geißler gegen die SPD ausgesprochen. Wenn du jetzt in die gleiche Tonart verfällst, dann entsteht ein Unheil in der Allianz, vor dem wir uns zu fürchten haben. (...)

Heinrich Böll

Schriftstellerverbände haben überhaupt nur Sinn, wenn sie ihre Mitglieder vertreten. Das betrifft das Sozialpolitische, über das wir uns, glaub' ich, nicht zu streiten brauchen und in dem wir auch wahrscheinlich leicht Einigkeit erzielen. Es betrifft aber auch mehr. Politisches, Zeitgeschichtliches, Geistesgeschichtliches. Und ich könnte mir denken, daß nicht nur dem Kollegen aus der DDR, sondern auch mir – ich zähle mich zu den Nichtvertretenen – die völlig kritik- und distanzlose Haltung gegenüber den Schriftstellerverbänden der DDR und der Sowjetunion doch zuviel ist. Vorausgesetzt, daß wir nicht wieder in die jämmerliche Vereinsweinerlichkeit zurückfallen wie vor 1969. Wir gehören in diese Gewerkschaft, die ihrer Entstehung, ihren Traditionen und auch ihrer Radikalität nach für uns die einzige richtige ist.

Das ist völlig undisputabel.

Ich habe auch keinen Grund, Bernt Engelmann und dem bisherigen Vorstand nicht zu danken für sehr viel geleistete Arbeit. Aber wir wollen doch nicht anfangen, Verdienste gegen Versäumnisse aufzurechnen und doch nicht um jeden Preis Einigkeit herstellen in sehr schwierigen Problemen. Wenn wir mit dem Schriftstellerverband der Sowjetunion zusammenarbeiten – ich bin dafür, ich bin nicht für das Abbrechen von Brücken –, dann sollten wir uns aber auch an seine Geschichte erinnern. Schauen wir da einmal zurück. Fünfzig Jahre. Wann hat je der sowjetische Schriftstellerverband eines seiner Mitglieder geschützt, wenn es in Schwierigkeiten kam? Fangen Sie an mit Anna Achmatowa bis Woinowitsch und Wladimow. Dazwischen liegen einige spektakuläre Fälle, die ich gar nicht erwähne. Erinnern Sie sich vielleicht noch des Falles Brodski, der ja geradezu himmelschreiend ist. Ein Lyriker, ein Übersetzer, der des Parasitentums beschuldigt wurde, weil er nicht nachweisen konnte, daß er von Lyrikübersetzungen leben konnte. Dieser Verband hat nicht einmal in seiner Geschichte das getan, was eines Schriftstellerverbandes Pflicht wäre: seinen Mitgliedern beizustehen, wenn sie in Schwierigkeiten kommen. Im Gegenteil. Ich habe den Eindruck, daß der sowjetische Schriftstellerverband sich manchmal so verhält, daß wahrscheinlich sogar das ZK oder das Politbüro erstaunt ist, wie brav die sind. Wir wollen uns doch nicht täuschen über diesen Verband. Was den Schriftstellerverband der DDR betrifft, so lasse ich das Urteil unseren Kollegen aus der DDR.

Ich möchte auch einmal wissen, ob jemals der sowjetische Schriftstellerverband auch nur ein Wort eingelegt hat für die Autoren, die im Augenblick in der UdSSR im Gefängnis sind oder in psychiatrischen Anstalten. Ich habe hier eine Liste von zehn bis zwölf. Auch darüber könnte man ja reden, auch offen – mit den Schriftstellern. Diese Kritik- und Distanzlosigkeit ist ja das, was uns aufregt.

Und wenn ich mir meine Notizen so durchsehe, stelle ich fest, daß nicht einmal der Litfond, der berühmte, sehr wichtige Litfond, der für viele sowjetische Autoren eine wichtige Rolle spielt, nicht einmal der ein Verdienst des sowjetischen Autorenverbands ist.

Er ist gegründet worden im 19. Jahrhundert, von bürgerlichen Schriftstellern, als da waren Nekrassow, Turgenjew, Tolstoi und andere. (...) Ich hab' meine Erfahrungen mit dem sowjetischen Verband und anderen Behörden auch gemacht ... Gut für den, der die Gunst bekommt und der rauskommt, wenn er raus will. Aber das ist eine Gnade. Und Gnade gehört in feudalistisch-totalitäre Systeme. Wer die Macht hat, kann Gnade erteilen, kann gnädig sein. Das müssen wir doch wissen. Bei allen Verhandlungen. Gnade vor Recht? Ich bin eher für Recht vor Gnade. (...) Zu Polen noch etwas.

Ich glaube, ich bin einer der ersten, wenn überhaupt nicht der erste deutsche Autor gewesen, der sich eindeutig zu Polen geäußert hat. In einer Situation, als alle noch schwankten und schwiegen und nicht wußten, was zu tun ist. Und ich fürchte, daß der polnische Katholizismus für die meisten deutschen Intellektuellen ein unüberwindliches Hindernis ist, da Solidarität walten zu lassen. Nun müßte man ja gelegentlich in einem Lexikon nachgucken, mindestens in einem zwölfbändigen, etwas über die Geschichte Polens nachzuforschen versuchen. Und da kommt man darauf, daß dieses Land immer in Gefahr war, zwischen der Arroganz des preußischen Protestantismus und der wahnsinnigen Übermacht der russischen Orthodoxie zerquetscht zu werden. Was blieb den Polen anderes übrig, als bei dem zu bleiben, was sie lange waren, nämlich katholisch.

Und wenn Sie nach Westeuropa gucken, wo es ein Land mit dem Namen Irland gibt, könnte man fast den Vergleich ziehen mit der Entstehung der IRA, der Unterdrückung eines katholischen Volkes durch die irrsinnige Arroganz des britischen Protestantismus.

Und die Polen heute stehen ja nur unter dem Druck des verwandelten preußischen Protestantismus, der in der DDR ja offenkundig ist. Diese beiden Orthodoxien sind immer noch die Bedrohung dieses Volkes. Ich bitte das ein wenig differenzierter zu sehen. (...)

Daß ich in Moskau auf Schritt und Tritt überwacht werde, falls ich überhaupt nochmal hinfahre, ich weiß es nicht, ist klar, da ich ja die Handgranate immer in der Tasche habe. Daß ich fürchten muß, einen sowjetischen Kollegen, keinen Dissidenten, den ich sehr schätze, über den ich sehr viel geschrieben habe, und den ich gerne kennenlernen wollte, daß ich fürchten muß, den zu mir einzuladen, weil ihm das Schwierigkeiten bereiten kann, das müssen Sie auch wissen. Und wenn er dann kommt, unter konspirativen Umständen, wie ich sie eigentlich nur aus Moskau gewöhnt bin, und seine sowjetischen Freunde, Begleiter abgeschüttelt hat und mir sagt, daß er Angst hat vor bestimmten Parteipolizisten – Deutschen, die ihn in Moskau verzinken, weil sie Punkte sammeln, das müssen Sie auch wissen.

Daß dieses in unserer freien Gesellschaft geschieht.

Und daß in einem anderen Fall, ebenfalls kein Dissident, der das Glück hatte, in einer Delegation zu kommen, unter äußerst schwierigen konspirativen Umständen einmal telefonieren durfte, auch das müssen Sie wissen. Das sind zwei wichtige Anekdoten, die Ihnen vielleicht klarmachen, warum wir gegen bestimmte Entwicklungen und Tendenzen protestieren. Ich habe, um den ganzen kürbiskern-Quatsch nun wirklich beiseite zu bringen, Günter Grass vor zwei Tagen in Köln gesehen, anderthalb Jahre vorher kein Wort mit ihm gesprochen. Das sind doch wirklich kindliche Spekulationen und Unterstellungen. (...).

Adam Zagajewski

(...) Schriftstellerverbände ähneln viel eher einem Ministerium der Schönheit, das besser weiß, wie und was geschrieben werden soll. Der aufgelöste Verband gehörte, glaube ich, zu den wichtigsten Werken der polnischen Literatur und kann, neben einigen wichtigen Romanen oder Gedichtbänden, erwähnt werden. Es hat viel Zeit gekostet, ehe sich der alte Verband entschieden in diese Richtung entwickelte. Aber diese Evolution hat schon im Jahre 1956 begonnen. Bitte nehmen Sie die Anklagen nicht ernst, die polnische Parteizeitungen gegen den Verband gerichtet haben. Es war kein aggressiver und kämpferischer Verband. Man hatte in seinen Büroräumen keine Handgranaten gefunden, nur Stempel und Schreibmaschinen und Bücher. Während der Verhandlungen, die mehr als ein Jahr dauerten, war der Vorstand des aufgelösten Verbands sogar bereit, mehrere Konzessionen zu machen, um der weiteren Existenz willen. Aber der alte Verband konnte nicht ganz auf seine mindestens partielle Autonomie verzichten. Und das war der eigentliche Grund der Auflösung und des Plagiats. Wie Sie es bestimmt wissen, eine überwiegende Mehrheit der polnischen Autoren und dazu, das ist nicht nur eine Mehrheit der Zahl, der Personen, aber besonders auch der Begegnungen, der Qualität, hat das Plagiat verurteilt und boykottiert den neuen Verband. Infolgedessen erleben die polnischen Autoren und Übersetzer eine große Unsicherheit. Sie haben keinen Verband. Sie sind wehrlos geworden. Ich weiß nicht, ob Sie genug Vorstellungskraft haben, um zu verstehen, wie hart das ist, in einem totalitären Staat, als Künstler außerhalb des Verbands zu leben. Manchmal träumen wir, daß wir uns nackt auf der Straße befinden, und wir erwachen mit Angst. Die Schriftsteller, die dem neuen Verband nicht angehören, sind wehrlos, sind nackt auf der Straße. (...)

Wenn Schriftsteller in meinem Land zu dem neuen, falschen Verband nicht gehören wollen – sie tun es nicht aus dem Trotz, nicht, weil sie geborene Rebellen sind, es ist eben diese fast freudige Entschlossenheit, eine Treue, sich selber und dem Publikum, dem Leserverband gegenüber, die ihnen nicht erlaubt, plötzlich zu konvertieren. Diese innere Sicherheit könnte sogar, glaube ich, den Neid vieler westlicher Autoren erwecken. Die innere Sicherheit kommt daher, daß die Schriftsteller in Polen, aber auch in anderen Ländern Mitteleuropas eine feste Wirklichkeit entdeckt haben, die Wirklichkeit der Gewalt und des Leides, aber auch der Solidarität in der Wahrheit, die manchmal wieder mit dem Leid bezahlt werden muß. Ihre Lage ist zugleich äußerst schwierig und beneidenswert, was Sie, deutsche Schriftsteller, sicherlich verstehen können, beides. Als private Leute sind Sie bestimmt im Stande, die Tragik der äußeren Unsicherheit zu verstehen. Als Künstler müssen Sie wissen, wie herrlich das ist, einer festen Wirklichkeit gegenüberzustehen und ihr Ausdruck zu geben. Das geht also zusammen: Die Qual und die Freude, sogar die Bezeichnung Leserverband kann ganz im Ernst verstanden werden, besonders wenn wir das geistige Bündnis zwischen den beiden aufgelösten Verbänden, zwischen dem der Leser und dem der Autoren vorstellen. Auch das kann beneidenswert sein. Ich meine die Nachbarschaft zwischen dem Schriftsteller und seinen Lesern.

Warum, könnte jemand fragen, warum betone ich nicht nur die Schattenseite? Warum will ich nicht nur das Schwere, das Düstere erwähnen, aber zugleich auch das Positive?

Ich wollte bei Ihnen nicht Mitleid erwecken, sondern Interesse, Sympathie, ja, selbstverständlich, aber eine gut motivierte Sympathie, eine sozusagen ob-

pektiv motivierte Sympathie. Die Lage der polnischen Schriftsteller bezeichnet das Wort Verfolgung nicht genügend genau. Es ist auch ein Kampf mehr geistiger als politischer Natur. In diesem Kampf müssen Schriftsteller geistreich und ideenreich sein, um zu überleben. Als Künstler und als private Leute. Es scheint mir, diesen Kampf zu beobachten könnte für Sie ganz interessant sein. Wenn Sie mich fragten, wie kann den polnischen Kollegen geholfen werden, würde ich antworten: Worauf meine Freunde in Polen warten, ist vielleicht vor allem Ihre klare und objektive Stellungnahme. Ich weiß nicht, ob das eine politische Stellungnahme sein muß. Sie in diesem Saal vertreten sicherlich verschiedene politische Meinungen. Ich bezweifle, ob wir für uns einen gemeinsamen Nenner finden könnten. Sind wir aber nicht – wir Schriftsteller – eine Gilde? Eine Zunft? Die ganze Menschheit werden wir nicht retten, nicht erlösen können. Sollen wir aber nicht protestieren, wenn unsere Kollegen verfolgt werden? (...)

Jürgen Fuchs

Als ich hier ankam und in der Hotelvorhalle den Schlüssel abholte in Saarbrücken, habe ich zufällig ein Gespräch mitgehört, wie sich zwei Bewohner dieser Stadt oder Zugereiste unterhielten. Sie sagten sinngemäß, der Schriftstellerverband und die ganzen Geschichten, da geht es um Polen und Jaruzelski, meinewegen, ist ja alles richtig und wichtig. Aber wissen die denn, daß sie sich in einem sterbenden Land, im Saarland, befinden? Es geht aber um andere Nöte, die an Sie hier herangetragen werden. Aber, es kann uns nicht hindern, wenn wir andere Bereiche kennengelernt haben, uns zu informieren und darauf zu bestehen, was die Wahrheit ist. (...) Von Bernt Engelmann wurde gesagt, es gibt Irrtümer von DDR-Kollegen und denen, die von dort kommen, was den dortigen Verband anlangt und was diesen Verband anlangt, so als ob wir drüben große Privilegien gehabt hätten. Es wurde auch mehrfach gesagt, wir erwarteten hier Stipendien und Verlagsförderungen. Ich möchte das korrigieren und sagen, der größere Teil von denen, die hierher gekommen sind, vor allem der jüngeren, war nie Mitglied dieses Verbandes, sie sind nicht aufgenommen worden. Und diejenigen, die im Verband waren, sind ausgeschlossen worden. Ich muß nicht an Biermann und Kunze erinnern, ich muß nicht erinnern, daß 1976/77 Sarah Kirsch und Kunert aus dem Verband hinausgekettet wurden, wie vor ihren Häusern die Staatssicherheit in einer erpresserischen Weise die Autoren unter Druck setzte. Aber ich habe den Eindruck, daß eine Umgewichtung stattfindet, so als ob wir Ausschau halten nach Fleischköpfen... Noch etwas anderes. Ich möchte den Vorsitzenden der IG Druck und Papier, Erwin Ferleman, persönlich ansprechen. Sie haben geschrieben und gesagt in einem Interview das Wort „fünfte Kolonne“. Ich bin ein Kind der DDR, hab dort 26 Jahre gelebt, hab den Staatsbürgerkundeunterricht mitgemacht, habe an wissenschaftlichen Kommunismusseminaren teilgenommen, solange wir zuhören mußten. Und ich möchte Ihnen sagen, woran ich dachte und was ich dann gefunden habe, als ich das Wort hörte. Im „Wörterbuch der Geschichte“, im Dietz-Verlag, steht es auch. Sie können es auch im Pahl-Rugenstein-Verlag nachlesen:

„Fünfte Kolonne, Bezeichnung für im Untergrund arbeitende Gruppen und Organisationen, die im Auftrag imperialistischer Mächte wirken, als Agenten, Spione oder Saboteure tätig sind und im Falle eines Krieges durch Zerset-

zung imperialistische Aggression vorbereiten helfen. Der Begriff entstand während des nationalrevolutionären Krieges des spanischen Volkes, 1936–1939. Beim Vormarsch der faschistischen Truppen auf Madrid erklärte ein faschistischer General, „wir werden mit vier Kolonnen marschieren, die fünfte Kolonne, die Anhänger Francos in Madrid, werden ihm aus der Stadt entgegenkommen“. Seitdem bezeichnet der Begriff „fünfte Kolonne“ jene imperialistische Taktik, die darin besteht, die Ziele der Aggression von innen her zu unterwandern und der offenen militärischen Aggression von außen mit Aktionen der fünften Kolonne zu Hilfe zu kommen. Der faschistische deutsche Imperialismus wandte diese Taktik bei der Vorbereitung und Durchführung seiner Aggressionen an. Sie ist heute ein wesentlicher Bestandteil der aggressiven und konterrevolutionären Strategie des Imperialismus.“

Erwin Ferleman ist Erster Vorsitzender dieser Gewerkschaft. Ich bin Mitglied dieses Verbands, der dieser Gewerkschaft angeschlossen ist. Und ich kann Ihnen nur sagen, daß ich spreche als einer, der sich zur Linken zählt, als einer, der aus der Opposition der osteuropäischen Länder gekommen ist. Wir haben unter keinen Umständen irgend etwas im Sinn gehabt mit Faschismus oder dieser Art von totalitärer Herrschaft, wie sie da ist. Unser einziger Beweggrund, uns auch mit der Literatur zu äußern, war, die Verhältnisse dort zu verändern. Und wenn hier der Unterwanderungsvorwurf kommt, diese Infragestellung unserer, auch literarisch-künstlerischen Opposition, dann ist das etwas, was auf die tiefen Ungleichzeitigkeiten oder Mißverständnisse hinweist, die hier zum Tragen kommen. Letztes, was ich sagen will. In der DDR und anderen Ländern werden viele Dinge nicht veröffentlicht. Grass, „Die versuchte Nähe“ von Schädlich, „Vogel federlos“ werden über die Grenzen gebracht. Wir haben geschmuggelt die Sachen, so wie es geht. Ja, wir unterstützen die Friedensbewegung „Schwerter zu Pflugscharen“, so gut es geht. Wenn das in Ihren Augen Unterwandererarbeit ist, gut. Wir werden nicht aufhören, das zu tun. Diese Verhältnisse dort sind nicht Sozialismus. Und wir werden eine Lehre begreifen, sie ist eine Lektion, die Sie uns erteilen. Wir können in diesen Fragen nicht auf Ihre Solidarität rechnen, wir müssen es selbst tun.

Hans-Christoph Buch

(...) Es geht hier um viel mehr, als um VS-Probleme. Dies ist eine exemplarische Auseinandersetzung, ich möchte sogar sagen, eine historische Auseinandersetzung, die wir in diesem Jahrhundert öfter erlebt haben. Ich erinnere an den Streit zwischen Sartre und Camus, Anfang der fünfziger Jahre, an den Streit zwischen Ilja Ehrenburg und André Breton 1935, oder sogar an die Auseinandersetzung zwischen Lenin und Gorki. Es geht um eine ganz große Frage, die noch immer nicht ausgestanden ist, weil sie die Literatur dieses Jahrhunderts prägt. Und das ist die Frage der Wahrheit. Oder anders ausgedrückt, Wahrheit oder Ideologie.

Wir haben es hier immer wieder zu tun mit Argumenten, die schon seit 50 Jahren auftauchen, seit 50 Jahren widerlegt sind, aber immer wiederholt werden. Und zwar ist das das Problem des Beifalls von der falschen Seite. Das heißt, man fragt nicht mehr nach dem Wahrheitsgehalt eines Satzes, sondern nur noch nach seiner ideologischen Brauchbarkeit für die eine oder andere Seite. Es heißt, es wird nicht mehr eine Sache um ihrer selbst willen gesehen,

sondern nur noch der ideologische Schatten, den sie wirft. Es ist nur noch der Blick da auf die ideologische Sonne und je nachdem, wo die steht, fällt der Schatten eines Vorgangs nach links oder nach rechts.
Und dieser Vorwurf des Beifalls von der falschen Seite ist so unlogisch, so dumm, daß er schon durch ein einfaches Rechenexempel zu widerlegen ist. Wenn ich sage, 1 und 1 ist 2, und ein Massenmörder und Kindesentführer sagt auch 1 und 1 ist 2, dann heißt das
1. nicht, daß ich ein Massenmörder und Kindesentführer bin
2. nicht, daß 1 und 1 gleich 3 ist.

Soviel zum Beifall von der falschen Seite.

Und genausowenig, wie ich hier Bernt Engelmann vorwerfe, daß er in der *Literaturnaja Gasetta* oder in der polnischen Parteizeitung gelobt wird, soll er mir nicht die Welt um die Ohren hauen, ich hab dort keinen Artikel bestellt, und ich bin darüber weiß Gott nicht froh gewesen.

Die Situation ist dann nicht die, daß die schweigende Mehrheit, der wir hier gegenüberstehen – ich nehme das zu ihren Gunsten an – mit der Unterdrückung in Polen einverstanden ist. Ich glaube, es gibt nur ganz wenige, ich hoffe sogar, niemanden, der die Vorgänge in Ordnung findet. Die Situation ist eher die, daß es eine verschweigende Mehrheit ist. Eine Mehrheit, die diese Vorgänge bagatellisiert, verharmlost, die sie verschweigen, eben aufgrund des Beifalls von der falschen Seite, den sie vermeiden will. Und diese Haltung halte ich für unzulässig, nicht nur im Hinblick auf Polen, auf die DDR, auf die Sowjetunion. Es geht um uns selbst. Es geht um unser Handwerk als Schriftsteller. Und wenn wir bereit sind, die Grundlagen dieses Handwerks, die Wahrheit solchen taktischen, ideologischen Überlegungen unterzuordnen, dann wird die Literatur zur Propaganda. Genau das ist ein Problem, das in diesem Jahrhundert immer wieder auftaucht, gegen das wir uns vehement wehren müssen. Wir haben nicht die Pflichtpropagandisten der einen und anderen Seite zu sein, sondern wir müssen die Wahrheit sagen. (...)

Knut Becker

(...) Ich möchte, bevor ich zu meinen Anmerkungen komme, der Korrektheit halber darum bitten, nicht mehr dauernd so tun, als hätte Erwin Ferlemann gesagt, diese Kollegen seien eine fünfte Kolonne. Das ist diesem Zitat nicht zu entnehmen. Das liegt an der bedauerlichen Verkürzung, daß Kollege Grass am falschen Punkt aufgehört hat. Es heißt nämlich hier: „Sie hätte den VS am liebsten für eine politische Aufgabe, nämlich mit den Schriftstellern in den Ostblockstaaten so eine fünfte Kolonne aufzubauen. Sie will nicht die humanitäre Hilfe für den einzelnen, sondern sie will den Widerstand gegen das Regime.“

(Zwischenrufe: „Natürlich, natürlich!“)

Das ist natürlich eine Geschichte, für die sich die IG Druck und Papier nicht hergeben wird. Wir machen Innenpolitik, wir machen Sozialpolitik, wir machen internationale Politik im Rahmen unserer Internationale, aber wir machen weder Untergrundarbeit noch Wühlarbeit noch sonst was...“
Bevor da einer etwas vorwirft, der hätte besser weitergelesen. (Günter Grass: „Das macht die Sache doch nicht besser, sondern nur noch schlimmer und skandalöser!“)

(Weitere Zwischenrufe)

Doch jetzt zu der Auseinandersetzung. Ich habe da Probleme mit dem Gewerkschaftsverständnis, das da beim einen oder anderen durchkommt. Vielleicht liegt das allerdings auch daran, daß ich 27 Jahre im Betrieb gearbeitet hab und auch als Betriebsratsvorsitzender in der Auseinandersetzung stand, die manche nicht kennen.

Wenn da zum Beispiel Kollege Grass sagt, Bernt Engelmann hat nicht das Gespräch mit den ausgetretenen Kollegen gesucht. Nun, vielleicht hätte es nicht gerade der Kollege Engelmann als Bundesvorsitzender sein müssen, vielleicht hätte es ja der Kollege Grass auch getan, um zu überzeugen.

Das ist für mich eine Frage des Gewerkschaftsverständnisses, ob man immer gleich nach dem großen Vorsitzenden ruft, oder ob man sich als Gewerkschaftsmitglied, als mithandelnder Teil einer Organisation sieht. Und das muß, glaub ich, auch bei Schriftstellern immer wieder herauskommen. Die zweite Sache, Kollege Böll, es ist mir ein Stück aufgestoßen.

Es gibt nämlich keinen Beleg für die völlige kritik- und distanzlose Haltung zu den Schriftstellerverbänden in der DDR und in der UdSSR. Das halte ich für eine Unterstellung, die niemandes in diesem Raum würdig ist.

Und die dritte Sache ist die Sache mit dem Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels. Ich hätte als VS-Mitglied vom Vorsitzenden des VS geradezu verlangt, wenn einer einen Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bekommt, daß er sagt, er soll, wenn er eine Aufrüstungsrede hält, diesen Preis gefälligst zurückgeben, ein Friedenspreis ist was anderes.

... Ich habe noch etwas Probleme damit, daß es offensichtlich eine Reihe von Schriftstellern gibt, die die Deutsche Presseagentur mit dem Forum verwechseln, wo Gewerkschaftsauseinandersetzungen geführt werden.

Das ist wohl auch nicht ganz in Ordnung. Ich unterstelle da jetzt nicht Eitelkeiten, sondern ich unterstelle einfach ein mangelndes Verständnis für innergewerkschaftliche Diskussionen.

Anders kann ich es mir nicht vorstellen, daß Auseinandersetzungen begonnen werden über eine Presseagentur, die zu 90 Prozent den bundesdeutschen Zeitungsverlegern gehört, die wohl alle andere Interessen haben, als Gewerkschaftspolitik im positiven Sinne zu machen ...

Und dann auf der anderen Seite zu der Öffentlichkeitsarbeit, die hier betrieben worden ist, die Empfindsamkeit, wenn man sich selbst liest. Entweder – oder, kann ich da nur sagen.

Es ist auch eine Frage der Glaubwürdigkeit, sich nicht nur für das zweifelsohne wichtige Engagement der polnischen Kollegen einzusetzen. Wir sollten dabei nicht nur polnische Schriftsteller, sondern auch polnische Arbeiter sagen. Aber unser Kampf für die Rechte dieser Kollegen, der wird glaubwürdiger, wenn wir die Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland vielleicht auch einmal mit einer kleinen Bemerkung streifen. (Heinz Brandt: „Das ist ja unglaublich.“)

(Zwischenrufe)

Daß es zur Zeit Hunderttausende von Arbeitern gibt in der Bundesrepublik, die dazu nach wie vor verurteilt sind, mit Asbest zu arbeiten ...

(Heinz Brandt: „Halt die Klappe.“ „Wem sagst du das!“)

... also zum Krebstod verurteilt sind. Daß es – mit der Dunkelziffer – über drei Millionen Arbeitslose in der Bundesrepublik gibt. Daß über Datenverarbeitung und Informationssysteme in den Betrieben die Menschen immer mehr unter die Knute genommen werden. Daß Rechtsprechung gegen Arbeitskämpfe bei uns betrieben wird.

(Freimut Duve: „Das brauchen doch die Leute nicht zu hören, solch blöde Ar-

gumente. Mißbrauch für diese Menschen, sie als Argument zu benutzen.“) Zur Frage des Mißbrauchs komme ich gleich ... Daß es Leute gibt – ich darf wie Kollege Böll einen zweiten Wortmeldungsettel abgeben, ich hab' ihn schon vorbereitet –, daß es Bundesgrenzschutzübungen gegen Arbeitskämpfe in der Bundesrepublik gibt, die von Leuten gut geheißen werden, die für die Rechte polnischer Arbeiter demonstriert haben. Ich denke da an Strauß und Ratzinger in München. All dies sind so Sachen, die wir nicht auslassen dürfen. (...)

Und wenn jetzt da hinten jemand ruft, daß diese Argumente nicht hierhergehören, die von den Arbeitern, dann meine ich, es gibt natürlich auch Kollegen, die glauben, die Arbeiter hätten keine so große Sensibilität und Leidensfähigkeit wie Schriftsteller, deshalb hätten sie kein Recht, hier mitzureden. Das finde ich nicht so toll. (...)

Kollege Böll hat ein richtiges Wort gesagt, nämlich er sei für Recht vor Gnade und nicht für Gnade vor Recht. Kollege Böll, genau das ist es. Aber ich sage noch einmal, in dem Moment, wo wir als Schriftsteller, als Teil der Arbeiterbewegung begreifen, in Solidarität uns auseinandersetzen, das heißt nicht, Probleme auszuklammern, das heißt aber, diese Probleme unter uns zu bereitenden und nicht über die eine oder die andere Zeitung. In dem Moment, wo wir erkennen, wo Kollegen sitzen, die anderer Meinung sind, und wo der Gegner sitzt, in dem Moment haben wir eine Chance, als Teil der Arbeiterbewegung und hoffentlich bald in der Mediengewerkschaft als ein stärkerer Teil der Arbeiterbewegung uns auch gegen all das einzusetzen, was rings um uns herum nicht gewillt, die Probleme der Kollegen im Betrieb dabei auszuklammern, genausowenig wie die Probleme der Kollegen, die sonstwo unterdrückt werden und denen sonstwo der Geist genommen wird.

Kollegen, ich glaube, wir haben hier wirklich die Chance für einen Anfang, wo wir uns zwar auseinandersetzen, wo wir aber keine Fronten aufreißen und keiner sitzt woanders. (...)

Johano Strasser

Ich bin gegen Berufsverbote, ich bin für die Sandinisten in Nicaragua, ich bin gegen die Nachrüstung, ich bin für eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel – welche Beteuerungen muß ich hier noch abgeben, um über das Thema sprechen zu können, mit Glaubwürdigkeit darüber sprechen zu dürfen, was uns hier eigentlich interessiert. Ich glaube, das Thema, um das es hier geht, ist in der Tat das Thema über die Frage des Gewerkschaftsverständnisses. Ich bin dafür, daß die Schriftsteller sich in einer Gewerkschaft organisieren. Und ich halte das für einen ganz großen historischen Fortschritt, daß dies der Fall ist. Ich möchte das nicht gefährdet wissen. Und zu den gewerkschaftlichen Rechten, die es zu verteidigen gilt, gehören sämtliche notwendigen Arbeitsvoraussetzungen für Schriftsteller. Das sind hier die sozialen Dinge, über die hier zu wenig gesprochen worden ist, das ist völlig richtig. Ich gehöre zu den kleinen Dichtern, die auch davon profitieren, was dieser Verband unter Dieter Lattmann, unter Amery und auch unter Bernd Engelmann erreicht hat. Dies ist völlig richtig. Zu den Arbeitsvoraussetzungen von Schriftstellern, die gewerkschaftlich zu sichern sind, gehört aber auch das Recht auf freie Meinungsäußerung, das Recht auf unzensierte Publikation,

das Recht darauf, eine Vereinigung zu gründen. Und wir müssen uns fragen lassen, was es für ein Gewerkschaftsverständnis ist, wenn wir dies nicht in aller Unzweideutigkeit immer und überall so deutlich machen. Dies ist die Frage. Unsere Diskussion hier und im Verband seit einiger Zeit leidet darunter, daß einige, die in dieser Kernfrage völlig anderer Meinung sind, dieses hier nicht sagen. Es gibt bei uns DKP-Kollegen, für deren freie Entfaltung ich jederzeit streiten würde, die hier nicht aufs Podium gehen und sagen, was sie wirklich halten von *Solidarnosc*, was man aber gelegentlich in ihren internen Publikationen nachlesen kann.

Daß nämlich nicht die organisierte Arbeiterklasse, daß nicht 9 Millionen Polen eine konterrevolutionäre Bande sind. Darunter leidet diese Diskussion. Wir könnten in der Sache hart diskutieren, wir könnten auch in der Sache zu einer klaren Entscheidung kommen, wenn diese Herren sich nicht verstecken würden hinter zwielichtigen und zweideutigen Formulierungen. Dieses ist eines der großen Probleme. Ich sage nicht, Bernd Engelmann gehört in diese Ecke. Dazu kenne ich ihn viel zu lange ... Aber auch er hat leider zu dieser Frage kein einziges Wort gesagt. Viele haben das auch gestern bei der Podiumsveranstaltung bedauert, daß der Vorsitzende offenbar nichts dazu getan hat, wirklich aufzuklären, daß wir möglicherweise zu dem kleinen Rest kommen, der uns unterscheidet, und dann in der Sache über diesen kleinen Rest noch diskutieren können. (...) Ich halte es für ganz wichtig, daß in dieser schwierigen Situation wir einen starken VS darstellen. Und daß auch eine starke IG Druck und Papier da ist. Was du gemacht hast, Kollege Ferlemann, mit deinem Interview im *kürbiskern* – du hast Öl aufs Feuer dieser Auseinandersetzung gegossen. Du hast nicht zur Sache geklärt, du hast weiter zur Spaltung des VS beigetragen. Ich sage es ganz deutlich, du hast dich mit diesem Interview nach meiner Auffassung gewerkschaftsschädigend verhalten. Und wenn du dich hier nicht entschuldigst, wird dies der Grund für eine weitere Auseinandersetzung sein.

Gert von Paczensky

Es ist doch ganz gut, ein Gedächtnis zu haben. Diese Diskussion erinnert an den Anfang der 60er Jahre. Damals hörten die Linken und die nicht ganz so linken Liberalen – und nicht nur in der Bundesrepublik – von mehr oder minder prominenten Flüchtlingen aus dem Ostblock, wie sie sich dem Osten gegenüber verhalten müssen. Damalige Gegner der Härte, damalige Befürworter einer Entspannungspolitik, wurden verleumdet, von denen, die bei den Kongressen für die Freiheit der Kultur waren, an die sich manche vielleicht erinnern – ich will nicht sagen, wer den finanziert hat. Heute ist einigermaßen verblüffend, daß manche Linke mit den Argumenten der Rechten von damals argumentieren. Aber mit seltsam verkehrten Fronten, während die rechte Bundesregierung zur allgemeinen Verblüffung ansetzt, mehr und mehr Kontakte zur DDR zu kriegen.

Vielleicht darf man erinnern, daß es damals, speziell auf Polen bezogen, einen Streit gab, ob man mit einem gewissen Rapacki sprechen dürfe und ob man seinen Plan, den Rapacki-Plan, ernstnehmen dürfe. Wer dafür war, hatte nicht die Illusion, daß es in Polen und anderswo ein freiheitliches System gäbe, aber man sah ein, daß die harte Konfrontation zur Katastrophe führen könnte. Entspannung setzte Kontakte mit den dort Verantwortlichen voraus, also – leider, aber notwendig – mit den Unterdrückern. Der Erfolg der Ent-

spannungspolitik, die wegen der Ratschläge, die damals so freigiebig verteilt wurden, sich ja um viele Jahre verzögert hat, ist heute wohl unverkennbar. Aber sie hat viele Feinde und neuerdings anscheinend auch Schriftsteller aus dem VS.

Der VS ist hoffentlich nicht bereit, sich in ein Kampforgan mit außenpolitischen Zielen umfunktionieren zu lassen.

Man muß sich hoffentlich nicht schämen, wenn er seine gewerkschaftliche Aufgabe, nämlich die Verteidigung der Interessen seiner Mitglieder, als Hauptaufgabe ansieht. Und davon sollten wir uns nicht ablenken lassen. Und übrigens hat sie der Vorstand meiner Ansicht nach bisher gut erfüllt. Und das, ohne im Verhältnis nach außen, beispielsweise gegenüber Polen, jene Versäumnisse begangen zu haben, die man ihm zu Unrecht ankreidet. Der Berliner Landesverband des VS findet, die Glaubwürdigkeit des VS sei angeschlagen. Das ist Unsinn, meiner Meinung nach. Allenfalls haben das Berliner Mitglieder getan. Und der Vorwurf, wir hätten polnischen Kollegen gegenüber die Solidarität verweigert, der VS hat gar keinen Grund, sich diesen Schuh anzuziehen.

Aber zur Glaubwürdigkeit noch eines. Das bewußte Telegramm nach Polen ist bekanntlich ein Gemeinsames mit dem P.E.N. Es hat also zwei Unterzeichner. Wieso ist nur einer davon ein Feigling, der Quislinge fördert, wie ich lesen mußte. Wieso soll nur der VS seinen Teil zurückziehen? Und welches? Günter Grass ist auch prominentes P.E.N.-Mitglied. Und womöglich hat der P.E.N. in Polen und anderswo mehr Gewicht als der VS, entgegen Bernd Engelmans Annahme, als weniger. Solange der P.E.N.-Anteil so übergegangen wird, also nach Grass'schem Verständnis gebilligt, nur stillschweigend, solange eigentümlicherweise nur die VS-Hälfte zurückgenommen werden soll, gar noch in Selbstzerknirschung... solange nur der VS kritikwürdig ist, nicht der P.E.N., solange ist nicht, meiner Meinung nach, der bisherige VS-Vorstand und sein Vorsitzender unglaublich, sondern sein prominenter Kritiker.

Loni Mahlein

Ich wurde bekannt dafür, daß ich nie ein bequemer Mensch war, und ich denke jetzt auch nicht daran, eine gefällige Rede zu halten. Aber Tatsache ist, daß die Gewerkschaftsbewegung vom Anfang ihrer Geschichte nicht nur eine Friedensbewegung, sondern auch eine internationale Bewegung gewesen ist. Man kann dabei durchaus der Auffassung sein, daß die Gewerkschaften in der zurückliegenden Zeit der Nachrüstung und der Nach-Nachrüstung ihre Verpflichtung als aktiver Teil der Friedensbewegung vernachlässigt haben. Und man kann auch der Auffassung sein, daß die Gewerkschaften in der Zeit des Kalten Krieges oder des wieder aufkommenden Kalten Krieges ihre internationale Aufgabe nicht voll wahrgenommen haben.

Aber ich glaube, daß gegenüber der Industriegewerkschaft Druck und Papier diese Vorwürfe nicht erhoben werden können. Weder ihrem Verhalten nach gegenüber der Friedensbewegung noch ihrem Verhalten nach gegenüber den internationalen Gewerkschaften. Ich meine, das Gegenteil ist der Fall. Die IG Druck und Papier hat immer eine wesentliche Rolle in der internationalen Gewerkschaftsbewegung gespielt, und gerade gegenüber dem Land Polen und seiner Gewerkschaft. Wir sollten dabei nicht vergessen, daß es die IG Druck und Papier bereits im Mai 1969 war – also noch vor dem Kniefall Willy Brandts in Warschau und vor Abschluß des deutsch-polnischen Vertrags –,

daß sich diese IG Druck und Papier als erste deutsche Gewerkschaft für die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie ausgesprochen hat. Und ich würde nicht sagen, daß die damalige Aufforderung an die Bundesregierung zum deutsch-polnischen Vertrag falsch war. Aber diese Tatsache und das Verdienst, das sich die Druck und Papier erworben hat, ist heute noch in Polen sehr bewußt. Diese IG Druck und Papier ist wegen ihrer politischen Haltung, wegen ihrer Radikalität, wie vorhin Heinrich Böll gesagt hat, vielfach verteufelt und verleumdet worden. Und es wäre für mich tatsächlich ein Wunder gewesen, wenn der VS mit seinem Friedens- und außenpolitischen Engagement von diesen Angriffen auf Dauer verschont geblieben wäre, von welchen Kreisen auch immer sie gestartet werden würden.

Ich hatte in der letzten Woche, Kolleginnen und Kollegen, Gelegenheit gehabt, mit dem Vorsitzenden der neuen polnischen Druckergewerkschaft ein mehrstündiges Gespräch zu führen.

In deren Vorstand – und das muß man heute klarmachen – sitzen fünf Vertreter der ehemaligen *Solidarnosc* und sechs ehemalige Vertreter der alten Branchengewerkschaft. Und mir ist bewußt geworden, daß diese neue Gewerkschaft als einziges Ziel hat, die Einheit dieser neuen polnischen Gewerkschaftsbewegung zu erhalten, und ich hab den Eindruck gewonnen, daß man sehr wohl aus den gemachten Fehlern gelernt hat.

(Heinz Brandt: „Schämst du dich nicht!“)

Wir haben uns unterhalten über die Rolle von Lech Walesa, seine Abhängigkeit von der katholischen Kirche und den starken Einfluß derselben auf *Solidarnosc*.

Heinrich Böll ist auf die Stellung der polnischen Kirche eingegangen. Er hat meines Erachtens versäumt zu erwähnen, daß diese katholische Kirche in ihrer mehr als 1000jährigen Geschichte immer eine Politik der Anpassung an die jeweiligen Stärkeverhältnisse betrieben hat. Und es ist ja nicht unbekannt, daß der Warschauer Kardinal in der Zwischenzeit sich auch sehr stark von Lech Walesa distanziert hat und auch von der Politik der *Solidarnosc*.

Wir haben auch sehr lange diskutiert über die fragwürdige Rolle der polnischen Intellektuellenorganisation KOR, die ja *Solidarnosc*, das muß man eindeutig sehen, von einer ursprünglichen neuen Gewerkschaft zu einer politischen Widerstandsbewegung umfunktioniert hat.

(Heinz Brandt: „Ja, das ist ja furchtbar! Das ist ja ganz schrecklich!“) und sich heute mehr oder weniger von *Solidarnosc* zurückgezogen hat. Es wäre einmal interessant, die Rolle von KOR zu untersuchen.

(Heinz Brandt: „Das ist ja sehr interessant!“)

Ich meine, man täte besser daran, die realen Verhältnisse heute in Polen nüchtern zu betrachten. Dabei brauchen die Fehler der früheren polnischen Regierung, der polnischen Partei und der Gewerkschaft keineswegs außer acht gelassen werden, ebensowenig wie die wirtschaftliche und finanzielle Situation.

Ich glaube, man muß tatsächlich mehr im Zusammenhang sehen.

Wenn wir gemeinsam und aktiv für die Sicherung des Friedens eintreten, dann muß der Abbau der Konfrontation der erste Schritt sein und nicht das neue Aufleben des Kalten Krieges. Ich bin mir bewußt, Antikommunismus kann sehr befriedigend wirken. Vor allem wenn er eingesetzt wird, um die eigenen Schuldgefühle zu verdrängen.

Ich möchte – bin zwar nicht der richtige Mann dafür, möchte es aber doch tun – ich möchte aufmerksam machen auf den großen deutschen Schriftsteller Thomas Mann, der in der letzten Phase des zweiten Weltkrieges einen Ar-

tikel geschrieben hat, mit der Überschrift „Die Grundtorheit Antikommunismus“. Gestattet mir, vier Zeilen daraus zu zitieren:
„Ich glaube, ich bin vor dem Verdacht geschützt, ein Vorkämpfer des Kommunismus zu sein. Trotzdem kann ich nicht umhin, in dem Schrecken der bürgerlichen Welt vor dem Kommunismus, diesem Schrecken, von dem der Faschismus so lange gelebt hat, etwas Abergläubisches und Kindisches zu sehen – die Grundtorheit unserer Epoche.“ (...)

Bernt Engelmann

Ich möchte eingangs einen Kollegen zitieren. Nein, er ist nicht anwesend. Das Zitat lautet: „Es gibt keine Freiheit für Deutschland ohne Freiheit für Polen. Die polnische Demokratie ist die Grundlage der deutschen Demokratie.“ So zu lesen am 20. August 1848 in der in Köln erscheinenden *Rheinischen Zeitung*. Der Verfasser hieß Friedrich Engels. 1848. Die Worte sind noch genauso wahr gewesen als ich sie zum ersten Mal las, als Polen von Deutschen besetzt war, als es dort nach und nach sechs Millionen Tote gab.

Die Hoffnungen auf eine Demokratie in Polen und eine Demokratie in Deutschland, auf nationale Selbständigkeit beider Völker sind begraben worden. (...) Es sind nicht allein, lieber Heinrich Böll, die Preußen oder die Russisch-Orthodoxen, es sind natürlich auch die Amerikaner, die das herbeigeführt haben. Die Grenze geht mitten durch unseren Kontinent. Und wenn der von Gert von Paczenski vorher zitierte polnische Außenminister in den fünfziger Jahren den nach ihm benannten Rapacki-Plan vorgelegt hat, so war dies auch in seinem Bewußtsein die einzige Chance für eine nationale Wiedergeburt der Völker Europas ohne Abhängigkeit von anderen Mächten.

Ich bin – ich glaube, die meisten von uns – sind für eine Auflösung der Militärblöcke, für einen Rückzug aller fremder Truppen aus Europa, für die Möglichkeit, daß unsere Völker selbst bestimmen können, wie sie sich politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich verhalten.

Dieses alles aber setzt voraus, daß das abgebaut wird, was hier gerade auflebt, nämlich der Kalte Krieg. Das ist doch die Grundvoraussetzung.

Seit dreißig Jahren bemühen sich vernünftige Menschen darum, daß endlich einmal geredet wird, daß abgerüstet wird. Und ich meine, es läßt sich doch historisch beweisen, wer jeden einzelnen Versuch friedlicher Regelung in Europa bisher unterbunden hat. Es sind große mächtige Interessengruppen. Da ist gar kein Zweifel dran.

Und wenn wir eine Politik der Gegenbewegung zugleich mit denen, die – unabhängig von ihrem Standpunkt – auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs sind, dann hat dies keinen anderen Sinn gehabt, als dafür zu sorgen, daß in Europa die Bedrohung schwindet. Es ist ja nicht die Bedrohung von 1848. Damals hätte man auch noch Freikorps ausrüsten können, die für die Freiheit Polens kämpfen. Heute ist dies eine Frage der Raketenpotentiale, die immer schrecklicher werden, wenn wir sie nicht beseitigen, gibt es weder Freiheit für die einen oder die anderen, sondern nur noch Untergang für beide. Es gibt gar keine andere Alternative. Es kann uns auch völlig gleichgültig gewinnt.

Es muß schon ein wunderbares Bewußtsein sein, in der Vergangenheit schon,

daß wir – die besseren – untergegangen sind für eine gute Sache. Ich möchte schließen mit dem dringenden Appell, aufzuhören mit den Positionen des Kalten Krieges und zurückzukehren zu unseren eigenen, dringendsten Problemen.

(Heinz Brandt: „Unverschämtheit!“)

(Günter Grass: „Wir sind keine kalten Krieger, ich verbitte mir das.“) Ihr betreibt stundenlang etwas, was man bereits in den fünfziger Jahren unter vernünftigen Leuten aufgegeben hatte.

(Hannes Schwenger, schreit: „Da sind wir zusammen auf der Straße gewesen und haben die Anerkennung der DDR gefordert, und Springer hat uns als Agenten Ulbrichts diffamiert. Und du stellst dich hin und sagst, wir machen einen neuen Antikommunismus. Das ist eine Unverschämtheit, die ich mir nicht gefallen lasse, Bernt Engelmann!“)

Wer über Unverschämtheiten spricht, Dr. Schwenger, darüber wird noch eines Tages geredet werden. ...

Ich möchte noch auf eines hinweisen. Ich begreife durchaus, daß Leute, die nicht genau Bescheid wissen über das, was vorausgegangen ist, zum Beispiel bemängelt haben, daß in Köln bei INTERLIT Leute dabeigewesen sind, die Heinrich Böll als Krokodile bezeichnet.

Nur die Tatsache, daß sie da waren, geht zurück auf ein Abkommen zwischen uns. Wir haben seinerzeit, als zum ersten Mal der VS in Beziehungen zum sowjetischen Schriftstellerverband getreten ist und eine Delegation nach Moskau schicken wollte, unsere Delegation wieder abgesagt, weil uns Vorschriften gemacht wurden, wer da hinkommt. Und dann haben wir nach vielen Jahren des Schweigens einen neuen Vertrag geschlossen, jeder entscheidet selber, wer kommt. Derjenige, dessentwegen wir seinerzeit diese Reise absagten, war ironischerweise Gerd Zwerenz. Und die Leute, die in Köln waren, das wird Heinrich Böll, der sie ja zum Teil gesprochen hat, bestätigen, waren doch nicht durchweg linientreue Funktionäre. (...) Abgesehen davon, daß auch diejenigen, die als Funktionäre bezeichnet wurden, das muß ich fairerweise bemerken, – bedeutende Schriftsteller sind. Der Chefredakteur der *Literurnaja Gasetta* ist doch ein bedeutender Schriftsteller??

(Heinrich Böll: „Hab ich nie gesagt, daß Linientreue nicht auch bedeutend sein können.“)

Sollen wir nun nicht mehr mit ihnen reden?

Carl Amery

Als Mitglied des Vorstands bis 1983 fühle ich mich für den Stand mitverantwortlich. Ich möchte einige der Anstrengungen mitteilen, die mir selber durch den Kopf gegangen sind.

Ich bin dabei auf Ursachen gestoßen, wirkliche Ursachen der Malaise, die vielleicht banaler sind, aber tiefer reichen als viele wahrhaben möchten.

Einer der Gründe – paradoxerweise – in der jetzigen Situation scheint mir der relativ große Erfolg des Verbandes zu sein in den letzten vierzehn Jahren. Es ist entstanden, was ich den AOK-Effekt nenne. Allgemeine Ortskrankenkasse. Die Beiträge werden kassiert, werden eingezogen, der Laden läuft, der Rechtsschutz ist da und eine massive Entfremdung vom großen Teil der Mitgliedschaft. Ich sehe das so. Diejenigen, die aktiv in den Landesverbän-

den mitarbeiten, sind die, die aus zusätzlichen Motiven mitarbeiten. Die Folge ist, daß gerade von den alten, sogenannten liberalen Mitgliedern usw. die Äußerungen zu hören sind, ja jetzt habe ich den Verband, aber ich geh da nicht mehr hin, da sind immer die gleichen Leute dabei. Dieser AOK-Effekt, der Entfremdungseffekt, der hat im Vorstand oder kann beim Vorstand zu einer Erkältung führen, zu einer Erkältung der Haut sozusagen. Spätestens nach dem fünften vergeblichen Versuch, einen prominenten Kollegen für diese oder jene Veranstaltung zu interessieren, spätestens beim Versuch, die mühsam erarbeiteten Auslandsverträge mit Leben zu erfüllen, wo man dann keine Leute mehr findet, die fahren, spätestens bei diesem Versuch taucht die Erkältung auf, dieser mögliche Hang zum statistischen Denken ... Ich kann nur den Appell wiederholen, den ich schon in Mainz formuliert habe, für dieses Treffen gilt er Gott sei Dank bereits, wir brauchen mehr Kandidaten als wir Posten haben. ... Es war ja schon nicht mehr sichergestellt, daß wir genug Leute für die Posten haben, die wir besetzen müssen. Das ist der typische AOK-Effekt. Es scheint sich aufgrund des Anlasses etwas geändert zu haben.

Und mein letztes, ganz kaltes Plädoyer: Halten wir diesen Verband so, daß er sich nicht bis zu diesem Punkt verengt, wo in der ganzen Kulturpolitik seine aktive Legitimation in Frage gestellt wird. (...) Ein letzter Satz, ein letztes Geständnis. Über etwas bin ich sehr erschrocken, das betrifft beide Parteien. Es gibt mir zu viele Wahrheitsbesitzer. Das ist mir ein Zustand, den ich als das Gegenteil vom erstrebenswerten Zustand der Intelligenz betrachte.

Heinrich Böll

Es wird hier mit Recht häufig und energisch auf die Folgen der Wende hingewiesen. Die werden noch bitterer werden als wir bisher feststellten. Und ich möchte vorschlagen dem VS, eine Kommission zu bilden, die die jungen Autoren ... umfaßt, die aufgrund nicht ausgesprochener Zensur die Opfer der Wende in den Medien werden. Aber eine ernsthaft arbeitende Kommission. Eine ähnliche Kommission könnte, damit wir überhaupt zu Vergleichsmöglichkeiten kommen, feststellen, weswegen oder mit welcher Begründung Autoren in der DDR nicht publiziert werden. Nicht wegen der beschissenen Ausgewogenheit, sondern weil wir wissen wollen, wo wir leben. Es wird da also mit der Wende argumentiert ... ich fürchte, die Wende wird schlimmer kommen. Gerade die Wende sollte uns doch veranlassen, keine Probleme hier zu verdrücken, die ernste Probleme sind. Wir stehen doch den Wendedrängern schwächer gegenüber, wenn wir nachgeben.

Ich habe nicht plädiert für Abbruch der Beziehungen zur Sowjetunion und der DDR. Das wird hier unterstellt. Das ist Blödsinn. Wenn wir Gnade erlangen wollen, hin und wieder einen Gnadenerweis haben wollen, müssen wir uns natürlich bei Hofe blicken lassen. Aber wir müssen wissen, daß wir zu Hofe gehen.

Ich bin doch froh über jeden Autor, der rauskommt, wenn er raus will. Und das soll weitergehen. Aber gerade dem Wendegeist gegenüber müssen wir doch wirklich etwas versuchen, was man bescheiden mit intellektueller Redlichkeit bezeichnet. Es ist doch nicht fair, lieber Herr Mahlein, wenn Sie hier auch noch gegen *Solidarnosc* mit Kardinälen argumentieren. Der Glemp hat ja in Brasilien gesagt, er distanziere sich von *Solidarnosc*, weil sie marxistisch ist ...

Ich habe den Eindruck manchmal hier, nicht hier in dieser Versammlung, sondern in diesem Lande, bei den Intellektuellen, daß die auf Law and Order drängen - in anderen Ländern, meist in sozialistischen, die hier offen Law and Order verletzen und andere veranlassen, sie zu verletzen. Das ist doch eine komplette Schizophrenie, wenn wir in Polen Law and Order verschreiben wollen. Das ist doch verrückt.

Wenn das anfängt hier, uns als Antikommunisten, fünfte Kolonne und wie der ganze Quatsch heißt - die Worte stehen nun mal in der Gegend, ich will nicht sagen im Raum - ein merkwürdiger Ausdruck, dann können wir aufhören. Es gibt überhaupt keine Gruppe in der Bundesrepublik, die gegen den Radikalenerlaß, gegen das Berufsverbot bis zur letzten Konsequenz standhaft geblieben ist als die Autoren. Und zu denen gehören wir auch. Ich wundere mich, daß das Wort CIA noch nicht gefallen ist. Und hier keiner rumläuft mit der Fotokopie eines Schecks, den einer von uns bekommen hat. Das ist doch einfach albern und unwürdig, was hier gespielt wird.

Den Unterschied zwischen dem bestimmten oder unbestimmten Artikel, wenn es um Schriftstellerverbände geht, sollten Sie nicht unterschätzen. Was das bedeutet für einen Verband, können Sie ermessen am Schicksal des tschechischen Schriftstellerverbands. Der ist aufgelöst worden und man hat dann einen gegründet, nicht den. Und schauen Sie sich an, was in der Tschechoslowakei los ist. Schauen Sie sich das an. Es ist ein kultureller Friedhof, wo von einigen tapferen Leuten die Kultur nur noch mühsam aufrechterhalten wird. Das ist der Unterschied von *dem* und *einem*. Bedenken Sie das. Wir machen Politik. Aber Politik besteht nicht nur aus Friedenspolitik. Sie besteht auch aus Kulturpolitik. Und eine Unterabteilung von Kulturpolitik ist Literaturpolitik. Ich erinnere noch einmal daran, was ich heute morgen über die Sowjetunion gesagt habe. Es bringt uns politisch nichts, es bringt uns literarisch nichts, bringt uns literaturpolitisch weniger als nichts. Aber wir sind bereit, Gnaden entgegenzunehmen ... Wenn wir über Antikommunismus reden, dann müßten wir eigentlich über Kommunisten reden. Ich weiß bis heute nicht, was ein Kommunist ist. Wir wollen uns mal zusammensetzen, Autoren, Soziologen, Politologen, Philosophen, vielleicht Theologen, um festzustellen, wer überhaupt noch einer ist oder wer keiner ist.

Das ist doch verrückt, von Antikommunismus zu reden, wenn man überhaupt nicht weiß, was Kommunismus ist. Unter reaganitischem Aspekt sind wir alle, die wir hier sitzen, Kommunisten. Ich vermisse sogar, unser gegenwärtiger Arbeitsminister ist für bestimmte amerikanische Politiker ein Kommunist ... Wir müssen uns darüber doch klar werden. Wir müssen uns auch klar darüber werden, das ist für den VS und für den Autoren wichtig, es ist ja nicht zufällig, was in Frankreich passiert. Ist ja kein Zufall. Das ist kein Zufall, was in Skandinavien passiert. Es gibt noch eine Menge, was ich sagen will. Der Buch hat mir das Wort aus dem Mund genommen mit dem Beifall von der falschen Seite: Das ist kein würdiges Argument. Ich habe manche Schande über mich ergehen lassen und bin bereit, die Schande über mich ergehen zu lassen, möglicherweise in der Bild-Zeitung, gelobt zu werden. Die Schande will ich auch noch auf mich nehmen. Das sind doch keine Argumente. Übrigens sollte jeder, der von Beifall spricht, sich fragen, ob er je Beifall von der richtigen Seite bekommen hat.

Dieter Lattmann

Zu Beginn ein Zitat aus dem Gründungsreferat des VS vor fünfzehn Jahren.
„Wenn wir uns wechselseitig an unseren Büchern messen, einigen wir uns nie. Wenn wir aber zugrunde legen, von welchen Kräften wir abhängig sind – rechtlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich –, müßten wir Fachidioten sein, wollten wir das Bestehende nicht zu ändern versuchen. Anders nähme es mit den Schriftstellern wohl ein paläontologisches Ende: Sie, die letzten ihrer Art, wären dann die Dinosaurier des kybernetischen Zeitalters.“
Die Frage, die sich uns heute nachmittag hier stellt, nach diesem schwierigen Vormittag, ist die: Was ist für uns noch konsensfähig? Und gibt das, was konsensfähig ist, eine Basis her für das Weitermachen miteinander?
Ganz sicher sind im Augenblick hier zwei Gruppen, die einander in dem, was sie tun könnten, sogar zu fürchten scheinen. (...) Wenn es in dieser Situation überhaupt noch eine Rettung gibt, ich sage Rettung, dann müssen wir versuchen, von den beiden Positionen aufeinander zuzugehen, ohne uns gegenseitig bis in den Kern der Substanz, die jeder für sich als Autor und Person hat, weiter zu verletzen.

Ich möchte der Berliner Gruppe und denjenigen, die sich mit ihr verhalten, sagen, daß ich einfach unsicher bin, in der Einschätzung, wie sich bei euch die Meinung gebildet hat, und daß ich vieles von dem, was ihr sagt, nicht verstehen kann, weil ich die Grundlage eurer Diskussion nicht kenne. Aber ich begreife, daß es für nicht wenige unerträglich ist, in die Rolle von kalten Kriegern gedrängt zu werden, zumal es sich um Autoren handelt, deren Leben und Werk das Gegenteil beweist.
Ich möchte aber auch sagen, daß ich darüber nachdenke, daß das, was von dem gewesenen Vorsitzenden der IG Druck und von dem jetzigen gesagt wird, auf der Erfahrung von 120jährigem Gewerkschaftskampf in der Auseinandersetzung zwischen Arbeit und Kapital beruht, und daß es uns mit unseren Voraussetzungen als Schriftsteller oft nicht ganz leicht fällt zu beurteilen, wie vor diesem Hintergrund Äußerungen, die auf Erfahrungen beruhen, zu verstehen sind.

Konkret möchte ich, solange ich noch Zeit habe, Sie, Heinrich Böll, und dich, Günter Grass, ganz unmittelbar ansprechen. Und zwar zurückkommen auf dein Wort, Günter, was du gestern hier gesagt hast: Wir müssen zurück zu den Anfängen des VS, aber wir wissen – dies Zurück kann kein billiger Kompromiß sein.

Ohne Ihr Stichwort, Heinrich Böll, „vom Ende der Bescheidenheit“, gäbe es den VS nicht, nicht so wie er war, in seinen guten Zeiten.
Und ohne deine Reden in Köln und in Stuttgart genauso nicht. Euer beider Beitrag zur Einigkeit der Einzelgänger hat dem VS in der entscheidenden Phase eine öffentliche Durchsetzungskraft erst gebracht. Das sollten wir keineswegs vergessen, wenn wir jetzt miteinander Schwierigkeiten haben. Aber grade weil dies so ist, muß ich auch sagen, daß ich mit der Forderung, Rücknahme des Polen-Telegramms, so wie sie gestellt wird, nicht klar komme. Und daß ich eher es für möglich halte, über eine neue Formulierung sich zusammenzusetzen als darauf, daß wir wechselseitig uns mit fast ultimatischen Forderungen bedenken und bei Nichterfüllung auseinandergehen. Was ich fürchte, ist, daß die Bereitschaft eines bestimmten Verständnisses der Solidarität mit *Solidarnosc* am Ende dazu führen könnte, daß wir keine Solidarität mit dem VS mehr aufbringen, und das Ergebnis könnte sein, daß weder die polnischen Schriftsteller ihren Verband haben, den sie brauchen und wol-

len noch wir den haben, den wir dringend weiter brauchen (...).
Wir haben zuwenig miteinander geredet. Es ist zuviel öffentlich übereinander, ohne Kenntnis der Voraussetzungen der anderen, gesagt worden. Und zu viele haben von uns in dem, was sie gesagt haben, nicht immer die Wirkung, die das hervorruft, bedacht und auch nicht die politische Mißbrauchbarkeit. Die Menschenrechte sind keinesfalls als Forderung teilbar, für niemanden unter uns. Aber die politische Wirkung der Menschenrechtssituation in der Innenpolitik der Bundesrepublik, mit dem ganzen gewaltigen Gewicht, die schätzen wir gegenwärtig offenbar unterschiedlich ein und müssen das wahrscheinlich aushalten.

Wir können aber doch nicht den Ost-West-Konflikt, der jetzt eineinhalb Generationen währt, im VS klären.

Einiges, was hier gesagt worden ist, ist so gesagt worden, als seien wir eine moralische Instanz mit durchschlagender Wirkungsmöglichkeit in West und Ost. Und deswegen bitte ich alle, die noch sprechen, und alle, die noch hier sitzen und mitdenken, zu überlegen, ob wir nicht das tun müssen, was Berufsorganisationen, was Gewerkschaften, Parteien, die Friedensbewegung und alle immer dann tun müssen, wenn sie an den Punkt des Scheiterns kommen. Sie müssen einen Punkt finden, wo die Grundsatzpositionen beider Seiten neu geöffnet werden und die Frage nach dem Konsens sich ganz vernünftig stellt.

(Heinz Brandt: „Der Minimalkonsens...“)

Konsens haben die berufspolitischen Fragen, Konsens hat die existentielle Not. Konsens hat der Einfluß auf die kommende Urheberrechtsgesetzgebung. Konsens hat, daß wir Stimme brauchen in der Einschränkung der Meinungsfreiheit, in der Kulturpolitik des Auswärtigen und des Inneren in Gustav Heinemanns schwierigem Vaterland.

Dies alles sind Fragen von einem solchen Gewicht und einer solchen Notwendigkeit, daß ich euch nur dringend bitten kann, daß ihr auf dieser Linie, ohne Gegensätze zu verkleistern, den Konsens doch noch zu finden versucht.

Erwin Ferlemann

Ich habe mir die Diskussion des heutigen Vormittags sehr gespannt angehört. Ich habe sehr viel zur Kenntnis nehmen müssen, zu meiner Aussage und zu meiner Person. Ich möchte versuchen (...) deutlich zu machen, was dieses Interview beinhaltet, weil ich manchmal den Eindruck hatte, als seien nur ganz bestimmte Passagen des Interviews gelesen und interpretiert worden, also nicht das Interview insgesamt. Ich will es nochmal versuchen klarzumachen. Dieses Interview insgesamt spiegelt die Sorge eines Gewerkschaftsvorsitzenden in der Bundesrepublik vor der augenblicklichen Situation. Und wenn es das ... tut, wenn es auf ganz bestimmte Zusammenhänge eingeht, geschätzte Kollegen, es tut mir leid, kann ich mich dafür nicht entschuldigen. Denn, wenn ich mich dafür hier entschuldigen würde, wäre der Sinn des Interviews verfälscht, weil jeder sagen würde, ich habe Mitglieder des VS, Delegierte, hier beleidigt. Und genau das ist die Diskussionsfolge und das Ergebnis der Diskussion, daß diese Interpretation entstanden ist. Ich will es an einem Beispiel deutlich machen, was ich gemeint habe mit der miesen Kampagne gegen Bernd Engemann. Es gab zwei Briefe, das wissen wir alle. Es gab zwei Briefe, die, sachlich gehalten, an die Öffentlichkeit gingen. Was folgte denn auf diese beiden Briefe, Kolleginnen und Kollegen!? Auf diese beiden Briefe,

die aufgenommen wurden von einer veröffentlichten Meinung, von einer Medienpolitik, die an dieser IG Druck und Papier, an diesem VS und an der künftigen Mediengewerkschaft am allerwenigsten interessiert ist. Sie wurden aufgenommen, sie wurden verbreitet, sie wurden interpretiert, und es wurde der Kübel mit dem Schmutz angefüllt, der dann auf Bernt Engelmann ausgeschüttet wurde. Und es sind genau die gleichen, genau die gleichen Gruppen, die mit dieser Art Politik gegen uns insgesamt machen. Und es verwundert mich schon sehr, daß jene im Grunde genommen die Politik, die gegen uns insgesamt gemacht wird, hier versuchen zu interpretieren als die Fehlleistung des Vorsitzenden der IG Druck und Papier.

Dies Interview ist eine Zustandsbeschreibung. Ich stimme zu, da ist ein Bezug drin, den ich – hätte ich vorher das Lexikon nachgeschlagen – vielleicht nicht benutzt hätte. Das ist der Begriff der fünften Kolonne. (Johano Strasser: „Das ist doch schon mal was!“)

Aber ich sage es noch mal. Ich sehe mich nicht in der Lage, aus jenen Grünen, die ich erläutert habe, mich hier bei irgend jemand zu entschuldigen, weil ich niemand mit diesem Interview getroffen habe, sondern die, die ich treffen wollte. Dafür kann ich mich nicht entschuldigen – weil die eine antgewerkschaftliche Politik machen, weil sie das fortschreiben, was andere Gruppierungen in westlichen Ländern ebenso bereits vordemonstrieren. Was die Reagansche Politik in Amerika, was die Thatcher-Politik in Großbritannien gegen die Gewerkschaften inszeniert hat und hier, im Anblick solcher Politik, die auf uns zukommt, da hat ein Gewerkschaftsvorsitzender die verdammt Pflicht und Schuldigkeit, ein Signal zu setzen und klar zu sagen, wo unsere Gefahren lauern. (...)

Zu dem Punkt Solidarität mit Polen. Diese IG Druck und Papier hat von Anfang an die Aktivitäten des Deutschen Gewerkschaftsbundes zur Unterstützung von *Solidarnosc* mitgetragen. Nur, ich habe auch deutlich gemacht, und das muß ich als Gewerkschaftsvorsitzender, daß es unsere Aufgabe ist, im Rahmen der gesamtinternationalen Politik, nämlich des DGB, des Europäischen Gewerkschaftsbundes, unserer Internationalen Grafischen Föderation Politik zu machen. Und daß es unsere Politik und verdammt Pflicht und Schuldigkeit ist, humanitäre Hilfe zu leisten, aber daß es unsere Pflicht nicht sein kann – das kann durchaus die Pflicht und das Verständnis einzelner sein –, aber es kann nicht die Pflicht einer Massenorganisation, einer Gewerkschaft mit über 140 000 Mitgliedern sein, nun, ich sage einmal, Politik innerhalb bestimmter Regime gegen die Regime zu unterstützen... (Heinz Brandt: „Wenn's im Osten ist.“)

Denn dazu müßten 140 000 Mitglieder mit dieser Politik einverstanden sein, die ein Vorstand vertreten kann. Aber wir haben Grundsätze in der Satzung, wir haben Grundsätze in der DGB-Satzung, diese Grundsätze halten wir ein, diese Grundsätze befolgen wir, nach diesen Grundsätzen machen wir Politik. Noch einmal: Ich stehe jederzeit zu dem, was ich gesagt habe, weil es nicht Kollegen im VS trifft, sondern weil es die trifft, die sich wahrscheinlich nach der Interpretation und der Berichterstattung über diesen Kongreß darüber freuen können, daß die Zielrichtung nicht gegen sie gegangen ist, sondern wir aus dieser Zielrichtung heraus in einen internen Knatsch gekommen sind, der nicht gewollt war und den wir nicht gebrauchen können. Ich sage es nochmal, was wir brauchen, ist, verdammt noch mal, in dieser Situation, den Schulterschluß, den Zusammenschluß, um uns gegen diese reaktionären Dinge, die auf uns zulaufen, massiert auf uns zulaufen, um uns gegen die zu wehren. Da geht es nämlich um uns alle.

Freimut Duve

Schulterschluß darf kein Diskussionsschluß sein. Ich will eine Bemerkung vorweg machen. Ich kann mir nicht vorstellen, wenn es in zehn Jahren irgendeine Art von Mediengewerkschaft gibt, die nicht zugleich auch immer der Bündnispartner all derjenigen ist, von denen ich befürchte, daß sie auch dann noch in der ČSSR, in Polen, in der Sowjetunion oder in der DDR verboten sind. Es kann hier keine geben. Wer glaubt, aus seiner inneren Loyalität diesen Staaten gegenüber, und das gibt es auch im Verband und muß es auch im Verband geben, daß es mal hier eine Schriftstellergewerkschaft, hier eine Künstlergewerkschaft geben wird, die nicht zugleich auch hellhörig ist für das, was dort geschieht, der wird sich irren. (...) In einer politischen Partei und in einer Gewerkschaft streitet man um Meinungen. Ich habe immer gedacht, daß man im Schriftstellerverband über Erfahrungen redet... Was ich hier heute morgen gehört habe, war eine permanente Politisierung der Erfahrung der anderen. Es ist völlig unmöglich, Menschen mit den Erfahrungen, die herüberkommen, zu sagen, ihr sollt jetzt über die DDR anders reden, vielleicht sogar anders schreiben – das sagt niemand, aber anders reden im Verband, als sie aus ihren Erfahrungen reden. Der Schriftstellerverband muß ein Verband bleiben, in dem die Erfahrungen wirksam werden können. In vielen anderen gesellschaftlichen Gruppen, wie es heißt, wird immer weniger über Erfahrungen gesprochen. Die Erfahrung wird sozusagen beseite geschoben. Ich denke, daß das, was viele hier im Hinterkopf haben, Bedrohung von Schriftstellerei, von Wörtern, von Sprache, neuen Medien, daß das etwas ist, was Erfahrung beseitigen möchte. Daß Leute Erfahrungen haben und zu ihren Erfahrungen stehen. Und ich hab ein großes Harmoniebedürfnis und ich bedanke mich sehr für den Beitrag von Dieter Lattmann. Das hat mich sehr gefreut, weil hierin auch eine Geschichte vertreten ist des Verbandes. Ich denke, wenn wir nicht sagen, der Engelmann muß seine Erfahrungen, seine antifaschistischen Erfahrungen mal beseite tun und er nicht umgekehrt meint, der Jürgen Fuchs solle seine Erfahrungen mit der DDR in irgendeiner Weise nicht für seine Arbeit nutzen, daß wir eine Chance haben. Auch nach der Erklärung, die hier soeben gegeben wurde gegenüber dem Wort *Fünfte Kolonne* sehe ich die Chance als möglich, aber nicht sehr groß an. Das Wort *Fünfte Kolonne*, ich denke, daß man das so interpretieren kann, ist hier eben zurückgenommen worden. Aber es ist der Tenor, der Tenor auch in einigen Wortbeiträgen, die heute waren, etwa wenn ich an das denke, was Uwe Friesel gesagt hat, die Drohung des Berufsverbots stünde schon wieder da, wenn man mal sagt, daß zum Beispiel der Kollege der DKP angehört. (Uwe Friesel: „Das habe ich nicht so gesagt.“) Das muß man doch mal sagen dürfen.

(Uwe Friesel: „Es gibt einen Fall von Berufsverbot aufgrund dieser Äußerung ‚Kaderschmiede‘ – nicht? Es gibt einen ganz konkreten Fall. Rufmord ist das!“)

Ich möchte einen Appell loswerden. Ich weiß, daß das außerordentlich schwer ist: Bleibt aktiv im Verband, das heißt, erzeugt keinen psychologisch fast unmöglichen Vorgang, der dann zu einer Art von Canossa-Situation wird, wobei der Papst den kürzeren gezogen hat.

Wenn es geht mit dem Wort *Fünfte Kolonne*, dann muß auch all das andere im Verband gehen – das kann heute nicht beseitigt werden, das ist in den Mitgliedern drin, das wird nicht durch irgendeine Erklärung heute beseitigt, da gebe ich Klaus Staeck recht, dann müssen wir, die wir das vielleicht ein biß-

chen vernachlässigt haben, uns an die Arbeit machen. Ich sehe heute ein, daß es ein Fehler war, aus dem Vorstand in Hamburg auszutreten, wegen einer Erklärung, die Peter Schütt damals gemacht hat zur Ausweisung von Biermann und anderen. Ich bin da nicht wieder in den Verband gegangen, weil ich gesagt habe, damit will ich nichts mehr zu tun haben. Das war ein Fehler. Und so haben sicher viele von uns Fehler gemacht, die wir jetzt nicht mehr wiederholen können. (...)

Ich denke, daß alle auch recht haben, die sagen, der rechtspopulistische Kampf gegen freie Künstler, gegen Leute, die Minderheitserfahrungen einbringen, der ist da. Zum erstenmal sind Sicherungstaue durchschnitten worden dagegen, daß Massen mobilisiert werden gegen den Schaden. Natürlich hat der Zimmermann den Achterbuch-Film mit Bedacht herausgegriffen, weil er weiß, gegen diesen Film kriegt er 90 Prozent der Bevölkerung. Natürlich sagt er mit Bedacht immer wieder, jetzt bereits fünfmal, fünfmal wiederholt: Ich weiß, daß ich in der Bevölkerung eine Mehrheit habe, denn ich, als der für die Steuermittel Verantwortliche entscheide, diesen Film will ich nicht fördern. Dies ist verfasungsfeindlich, verfassungswidrig diese Äußerung, aber mit der Mehrheitsstimmung der Bevölkerung im Rücken wird hier eine Stimmung gemacht, in der Schriftsteller es auch immer weniger leicht haben werden. Deshalb steht man unter einem Einigungzwang wie wir heute nachmittag. Ich weiß, daß das schwer ist und daß da, wo Erfahrungen und nicht nur Meinungen miteinander streiten, die Angst vor dem faulen Kompromiß außerordentlich groß ist. Ich weiß aber auch, daß es gar kein fauler Kompromiß sein kann, denn das Problem wird weitergehen. Ich möchte also euch wirklich sehr herzlich bitten: Arbeitet weiter mit.

Hannes Schwenger

Lieber Carl Amery, lieber Dieter Lattmann!

Ich hoffe, wenigstens ihr beiden werdet mir glauben, wenn ich sage, daß außer euch beiden noch einer im Saale sitzt, der um den Zusammenhalt des Verbands, weil er ein Stück seiner politischen Arbeit ist, seit es den Verband gibt, zittert – daß ich da der Dritte bin. Ich hoffe, ihr könnt mir das noch glauben.

In Alfred Anderschs Interview – Alfred Andersch ist ein Kollege, der in den Heften des *kürbiskern* sehr häufig benutzt wird, als Zeuge für Leute, denen er ganz gewiß nicht gehört und denen wir ihn auch nicht überlassen werden – in Alfred Anderschs Interview aus den Werkstattgesprächen mit Horst Bienek, auch einem Kollegen, der auf der Krisenstrecke des VS geblieben ist, les' ich den Satz: „Es gibt einen Grundverrat, der einem Schriftsteller niemals verziehen werden kann. Wenn er sich zu politischen Entscheidungen bekannt, welche die Freiheit der Literatur einschränken.“ Der scheidende Bundesvorstand, niemand anders als der, hat dieses traurige Thema auf die Tagesordnung gesetzt. Sein Telegramm, oder besser sein Freibrief an den General Jaruzelski, ist ein intellektueller Grundverrat und ein gewerkschaftlicher dazu. Eine Gewerkschaft, die die internationale Solidarität für einen von Militärs verbotenen Schriftstellerverband verweigert, hat auch schon die Solidarität in den eigenen Reihen verspielt, selbst wenn sie das erst drei Monate später merkt. Da hilft kein Rechenschaftsbericht über Normverträge, Sozialversicherung und fleißige Vorstandsarbeit, den ich an dieser Stelle in der Vergangenheit immer gerne und kritisch rezensiert habe. Aber der Vorstand, dem

die formale Entlastung von seiner Amtsführung niemand verweigern wird, ist unter der anderen Last zusammengebrochen, und von ihr kann er nicht entlastet werden. Er war gewarnt. Als ich diese Stelle in Mainz 82 verließ, war meine letzte Frage an den Bundesvorstand die nach der Solidarität mit den polnischen Kollegen, ob uns etwa dieselben Leute, die damals bereits den freigewählten Vorstand im Schriftstellerverband als Agenten fremder Geheimdienste beschimpften, bald neue Vertreter der polnischen Schriftsteller präsentieren würden, als Gesprächspartner für unsere Friedensdiplomatie, wenn der rechtmäßige Verband durch Kriegsrecht zerschlagen würde. Das, was von unserem VS nach diesem faulen Frieden übrigbliebe, sagte ich in Mainz, würde euch selbst keine Freude mehr machen, sowenig wie eine Mediengewerkschaft bloß mit Redakteuren der *feder*, des *kürbiskern* und der *Deutschen Volkszeitung*. Nun droht uns beides.

Kollege Ferlemann, aus deiner Erklärung vorhin habe ich gehört, wie du zu dem Punkt der *Fünften Kolonne* stehst, was du aber zu den Personen im Verband gesagt hast, (...) macht es notwendig, daß ich eine persönliche Erklärung anfüge. Mehrere Kollegen haben mich in dieser Versammlung schon seit heute morgen aufgefordert, selber auch etwas zu sagen zu all den Vorwürfen, die im Heft der Zeitschrift *kürbiskern* an meine Adresse gerichtet worden sind.

Die Zeitschrift, die von einem Delegierten dieses Kongresses redigiert wird, verbreitet da in redaktionellen Beiträgen und Interviews mit Bernt Engelmann und Erwin Ferlemann – ich sage – justitiabare Lügen über mich, von denen ich nur drei stellvertretend nenne.

1. Ich hätte Unterzeichner der 25 und der 50 Unterschriften unter diese Briefe veranlaßt, ohne ihnen den Text mitzuteilen. Meine Antwort ist, wer das bezeugen will, mit dem will ich mich vor Gericht verabreden. Ich hätte 2. und so wörtlich als bezahlter Funktionär der Gewerkschaft Kunst nicht nur dieses Mal, so heißt es, das Büro meiner Organisation zum Sturz von Bernt Engelmann genutzt. Das ist nicht nur sprachlich Unsinn – Bernt Engelmann ist nur dieses eine Mal gestürzt – es ist eine frei erfundene Denunziation, um mich bei meinem Arbeitgeber anzuschwärzen. Kollege Ferlemann, das zielt auf meinen Beruf als Gewerkschaftssekretär. Kollege Schröder-Jahn von der Gewerkschaft Kunst, der in diesem Saal sitzt, ich bin Gewerkschaftssekretär in seiner Gewerkschaft. Ich bitte euch: Achtet darauf, wenn in der Mediengewerkschaft der Kollege Ferlemann mein Arbeitgeber sein wird, wo ich dann bleibe. Achtet darauf, wir sehn uns wieder.

3. Ich hätte den Beitritt des VS zur IG Druck und Papier verhindern wollen. Meine Antwort ist, der VS Berlin ist unter meinem Vorsitz der IG Druck und Papier beigetreten. Mit Ingeborg Drewitz war ich damals allerdings der Meinung, daß wir aus tariflichen Gründen besser zur Gewerkschaft Kunst gegangen wären. Den Beschuß des Bundeskongresses zur IG Druck und Papier hab' ich loyal mitvollzogen. Das Titelbild der Zeitschrift *kürbiskern* verdichtet die Vorwürfe gegen mich in einer Karikatur, die mich, den Gewerkschafter und Ostermarschierer, seit ich politisch aktiv bin, im Bündnis mit Reagan, Strauß und Springer zeigt, wie ich die Friedensbewegung und Druck und Papier auf dem Feuer gar kuche. Die Sudelköche, die das ausgekocht haben, die möchten den VS, den Schriftstellerverband allerdings selbst verspeisen. Weil ich diese Köche und ihre Rezepte kenne, wunderte ich mich nicht, daß man mich als vermeintlichen Renegaten ärger verleumdet als jeden Reaktionär. Weil auch ihr sie kennt, erspare ich mir weitere Richtigstellungen zu diesem Thema und sage nur dazu: Kollege Ferlemann, du hast dich heute schon

geäußert zu der Formulierung von dem Übergangsvorstand. Ich hab' dir zu gehörte. Ich glaub' dir das Dementi nicht.

Max von der Grün

Es ist ein altbewährtes Mittel der Politik, außenpolitisch zu argumentieren oder außenpolitisch tätig zu werden, um das Dilemma der Innenpolitik zu vertuschen. Und den Eindruck hatte ich heute vormittag, als ich dahinterneben Klaus Staeck saß. Ich hab' mich furchtbar gelangweilt. Es ist nichts gesagt worden, was ich nicht schon wußte. Und ich hab' noch einen anderen Eindruck. Viele kennen mich und wissen, daß ich, seit ich schreibe, immer Auseinandersetzungen mit Gewerkschaften hatte, da ich sie auf verschiedenen Ebenen kennengelernt habe.

Aber heute hab' ich den Eindruck, daß viele Kollegen auch nicht wissen, was Gewerkschaft ist. Sie verstehen sich als Heimarbeiter. Manchmal hab' ich den Eindruck von einer Aktionsversammlung, wo der eine 1 Aktie hat und der andere 60 Aktien. So wird also hier dann gehandelt. Es wird kein Wort darüber gesagt, was eigentlich unter dieser neuen Regierung in diesem Lande los ist. Wir brauchen nicht das Beispiel Burgendorf zu nehmen, sondern wir engagieren uns also für die Freiheit von *Solidarnosc* und übersehen dabei, daß scheibchenweise von den Freiheiten, die sich die deutschen Arbeiter mit Unterstützung der deutschen Gewerkschaften seit 30 Jahren errungen haben, daß die scheibchenweise heute wieder abgebaut werden.

Dazu kann ich nur ein ganz aktuelles Beispiel bringen. In meiner Nachbarschaft wohnt ein 17jähriges Mädchen. Sie ist im Gaststättengewerbe tätig. Nach den neuesten Gesetzen müssen Auszubildende auch bis nachts um 11 Uhr arbeiten. Das Mädchen wohnt ganz im Westen von Dortmund draußen, wohnt bei ihrer Tante, nicht bei den Eltern, und sie ist vor einigen Tagen vergewaltigt worden. Die öffentliche Meinung war: Was hat eine 17jährige eigentlich nachts noch auf der Straße zu tun.

... Das sind die Auswirkungen einer bestimmten Politik, die von Bonn betrieben wird, nämlich Abbau von Freiheiten und auch Abbau der jungen Leute, die nachts um 24 Uhr erst zu Hause sind und auf der Straße vergewaltigt werden. Ich wollte damit sagen, das ist kein individueller Fall, das sind Auswirkungen von Gesetzen, die in Bonn gemacht werden ... Ich hab' immer geglaubt, ich könnte mich solidarisieren, und ich tue das. Ich bin mit Staeck der Meinung, ich brauche diesen Verband, weil ich irgendwo eine geistige Auseinandersetzung haben muß.

Aber was hier heute gesagt worden ist, das einzige, was heute vormittag Hand und Fuß hatte, das war der Kollege aus Bayern, der dann von Freimut Duve mit einem Zwischenruf unterbrochen wurde: Das gehört nicht hierher. Doch es gehört hierher. (Freimut Duve: „Die Polendiskussion zu einer Bedingung der anderen Diskussion machen!“)

Ja wollen wir denn eine polnische Freiheitsbewegung finanzieren? Das können wir nicht. Das ist doch großenwahnsinnig, eine Überschätzung jedes einzelnen. Ich hab' nichts dagegen, daß über Polen diskutiert wird, absolut nicht. Ich nehm' auch Stellung dazu. Aber dann muß auch diskutiert werden, wie scheibchenweise hier die Freiheiten, die sich Arbeiter erobert haben, wie die scheibchenweise abgebaut werden. Ich schreibe hier, in diesem Land, ich

schreibe deutsch. Und nicht polnisch. ... Und dann möcht ich noch eines sagen. Ich hab' die beiden Interviews im *kürbiskern* auch gelesen. Und ich saß da hinten, und hab' beim Klatschen festgestellt, daß es in diesem Raum zwei Fraktionen gibt. Das konnte man am Klatschen – nicht an der Lautstärke, sondern an der Zahl – sehen. Ich finde es unfair, ich finde es wirklich unfair, in diesem Kreis immer diese Interviews im *kürbiskern* zu erwähnen, und man kann auch zwischen den Zeilen lesen, wenn man das will, daß mir keinem Wort erwähnt wird, daß schon ein ganzes Jahr vorher Interviews in anderen Zeitungen standen, im *Stern*, in der *Zeit* oder sonst dergleichen. Davon ist mit keinem Wort gesprochen worden, sondern immer nur vom *kürbiskern*, wo ich auch einige Passagen nicht glücklich finde, aber ein Mensch, der in einer bestimmten exponierten Position sitzt und bestimmte Entscheidungen treffen muß, dem halt ich zugute, daß er sich manchmal auch im Zungenschlag vertut. Und ich finde das auch nicht gerade glücklich, ja unzumutbar, mit welcher Konsequenz die Unversöhnlichkeit auf den Tisch geknallt wird, nämlich die Schlußbemerkung von Hannes Schwenger gegenüber dem Vorsitzenden der IG Druck und Papier. Das ist meine Position. Es ist noch keine Personaldiskussion angebrochen, aber ich gebe trotzdem schon mein Votum ab: Ich sehe zu Bernd Engelmann nur eine Alternative, nämlich Bernd Engelmann.

Erasmus Schöfer

Johano Strasser hat davon gesprochen, daß die ganze Krise im VS, mit der wir hier zu tun haben, eigentlich darauf beruht, daß es hier ein paar DKP-Leute im Verband gibt, die nicht offen sagen, was für eine Politik, was für eine Unterwanderung, was für finstere Absichten der Spaltung sie mit diesem Verband haben. Ich finde das eine absurde Dolchstoßlegende, eine neue Dolchstoßlegende, die da aufgebracht wird, genauso wie dies andere Argument, wer immer es zuerst gesagt hat, daß unsere Landesverbände von DKP unterwandert seien, beeinflußt seien in ihren Entscheidungen. Das ist deshalb so absurd, weil von 2 Prozent DKP-Mitgliedern wir vielleicht 1 Prozent im VS haben, und vielleicht 2 Prozent auf den Sitzungen der Landesverbände. Und den anderen 98 Prozent ihr Urteilsvermögen absprechen, wenn man behauptet, sie ließen sich von diesen DKP-Leuten animieren und majorisieren. (Johano Strasser: „Sie geben sich ja nicht zu erkennen!“)

Ich spreche hier als einer, der durch seine Erfahrung in dieser Bundesrepublik zum Marxisten geworden ist. Aber ich habe Gewerkschaftsarbeit, ein Gewerkschaftsgremium bisher immer so verstanden, daß wir hier nicht parteipolitisch sprechen. Ich habe hier in diesem Verband noch nie parteipolitisch von irgend jemand beeinflußt gesprochen. Ich habe meine eigenen Erkenntnisse, meine eigenen Erfahrungen sowohl zur Verbandsarbeit wie auch zu allgemeineren politischen Fragen, mit denen wir konfrontiert sind als Schriftsteller, zum Ausdruck gebracht. Nichts anderes. Und diese Forderung, die Johano Strasser stellt, das ist es eben, daß da etwas in den Verband hineingebracht werden soll, das wir als Gewerkschafter ganz allgemein ablehnen. Nämlich eine Parteipolitisierung unserer Arbeit im Verband. (Johano Strasser: „Aber hier sagt doch keiner etwas über den polnischen Schriftstellerverband. Sag doch mal deine Meinung zu dem neuen polnischen Schriftstellerverband.“) (Erika Runge: „Laß ihn doch selber reden und be-

stimmen, was er sagt!"

Ich habe fünf Minuten Redezeit. In diesen fünf Minuten auf die Zusammenhänge, in denen man denken muß, wenn man eine politische Entscheidung fällen will, einzugehen, ist tatsächlich unmöglich. Ich habe einmal auf dem Mainzer Kongreß, weil wir eine Grundsatzdebatte führen wollten, mir herausgenommen, länger als fünf Minuten zu sprechen und ein paar Zusammenhänge aus meiner Sicht aufzuzeigen. Ihr wißt, ihr erinnert euch an die Reaktionen und an die Schwierigkeiten, so etwas durchzuführen. Das ist hier nicht durchzuführen. Ich möchte nur zu einem Punkt sprechen. Das ist die Frage der Wahrheit.

Kollege Buch hat sie zuerst aufgebracht. Und er hat, diagnostiziert, diese Frage, als eine, die schon lange eine Rolle spielt, innerhalb der Schriftstellerverbände, eben die Frage, inwieweit muß man als Schriftsteller die Wahrheit, die man erkannt hat, ungeteilt, mit einem reinen Gewissen sozusagen, aussprechen, oder, das sei die andere Position, müsse man Rücksicht nehmen auf den Beifall von der falschen Seite.

Kolleginnen und Kollegen, ich glaube, so ist der Konflikt nicht richtig dargestellt. Es geht nicht um den Beifall von der falschen Seite, sondern es geht um die Wirkungen von Wahrheiten oder Halbwahrheiten, die man ausspricht. Und das ist es, was uns andere hier, die wir mit den Berliner Kollegen nicht einer Meinung sind, umtreibt. Ich glaube, ich kann da für viele sprechen. Es ist die Frage, welche Wirkung hat in einer bestimmten politischen Situation das, was ich sage. Da muß ich allerdings sagen, es ist noch in keinem Beitrag festgestellt worden, in welchem welthistorischen Konflikt wir leben. Es ist noch nicht gesagt worden, daß unsere amerikanische Führungsmacht, deren – man kann wohl sagen – bedingungsloser Vasall unsere Regierung ist, daß diese Führungsmacht gesagt hat, der Sozialismus muß so oder so aus der Welt geschafft werden. Das haben wir doch alle gehört, wir haben doch erkannt, daß das hinausläuft auf eine kriegerische Auseinandersetzung, deren Opfer wir zuerst sind. Da frage ich mich, ob man davon absehen kann, daß diese Bedrohung über den real sozialistischen Ländern steht. Ich kann euch versichern, als Marxist, mit meiner Erfahrung von dieser Bundesrepublik – ich bin zweimal mit einer Delegation in der Sowjetunion gewesen, ich war ein paar Mal privat in der DDR, da gibt es weiß Gott viel, was mich bitter schmerzt und was ich gerne geändert haben möchte. Ich habe aber nicht den Mut, gut ich weiß, es gibt auch die Möglichkeit, daß wir protestieren, in einzelnen Fällen helfen gegen Übergriffe der Behörden. Das finde ich auch sehr richtig. Das muß auch geschehen. Aber ich habe nicht den Mut, generelle Empfehlungen zu geben, die sich objektiv einreihen in die Strategie derer, die den Sozialismus aus der Welt schaffen wollen.

(Heinz Brandt: „Ja, da haben wir's doch!“)

Da kann ich nicht dran vorbeigehen. Und deshalb ist meine Position in dieser Sache, daß ich sage, wir müssen diese Festungsmentalität sehen in den sozialistischen Ländern seit 1919, die sich in den verschiedenen imperialistischen Interventionen mit aufgebaut hat, mit allen verhängnisvollen Folgen für einen Sozialismus, wie wir ihn uns eben nicht erträumt haben und noch jetzt vorstellen.

Ich kann nicht daran vorbeigehen, daß diese Festungsmentalität nicht geändert werden kann durch immer stärkere Bedrohung. Und deshalb ist meine Alternative, daß ich hier in der Friedensbewegung arbeiten muß, an einer Schwächung der imperialistischen Bedrohung der sozialistischen Länder. Nur dadurch – das haben wir gesehen nach der KSZE, als die Politik der

Koexistenz sich durchgesetzt hatte – dadurch entstehen tatsächlich Veränderungen im Sozialismus, wenn man will – Liberalisierung. Jedenfalls Dinge, die sich weiter entfernen von dem, was wir im Stalinismus erlebt haben und was keiner von uns befürworten wird, auch kein Marxist, der hier ist. Und deshalb ist meine Alternative der Einwirkung auf den Sozialismus, hier zu arbeiten in der Friedensbewegung gegen die Bedrohung, die gegen die sozialistischen Länder aufgebaut wird. Das wird allerdings lange dauern, weil wir noch schwach sind. Nur so besteht die Chance, daß das in den sozialistischen Ländern verwirklicht wird, was die Kommunisten dort sich auch vorgesetzt haben. Da mögen welche sein, die es vergessen haben. Aber grundsätzlich haben sie sich das vorgesetzt, einen solchen Sozialismus aufzubauen, wie wir uns das auch vorstellen.

Siegfried Lenz

Ich möchte für einen toten Freund sprechen, für einen großen Schriftsteller, einen großen europäischen Schriftsteller, der Anlaß gegeben hat oder dessen Rede Anlaß gegeben hat zu mancher Mißdeutung, zu mancher Unterstellung, zu mancher Verdächtigung und – wie ich sehe – auch zu gewissen Trennungen in der Auseinandersetzung dessen, was Literatur ist oder sein kann. Ich spreche von Manès Sperber, dem ich in der Paulskirche die Laudatio gehalten habe und ihm morgen wieder halten würde, mit genau denselben Argumenten. Ich habe keinen Grund mich zu entschuldigen, daß ich dies getan habe. Ich wollte nur darauf hinweisen, daß dieser Mann am eigenen Leib erlebt hat – Exil und Verfolgung, Flucht und Emigration – und wirklich einen sehr überzeugenden Ausdruck dafür in seinen Büchern gefunden hat, vom „Brennenden Dornbusch“ bis zur „Tyrannis“. Daß dieser Mann es verdient, in ganz anderer Weise zur Kenntnis genommen zu werden. (...)

Ich kann verstehen, wirklich verstehen, was in der Hitze einer Debatte an einem Abend von Ihnen gesagt und gefordert wird. Was ich aber nicht verstehen kann, ist dies: daß in den Landesverbänden Ihre Anregung aufgenommen und fortgesetzt wird und dann nicht allein zur Politisierung von Erfahrung führt, was Freimut Duve gesagt hat, sondern sogar zur Dogmatisierung von Urteilen. Ich kann nur sagen, für den Fall, daß dieser Mann, der die ganze Paranoia des Zeitalters erfahren und glaubhaft dargestellt hat, daß Manès Sperber ein Kollege ist, der wirklich anderes verdient hat als diese Art der Darstellung. (...)

Ich würde also, wie gesagt, sofort wieder für ihn plädieren, als Friedenspreisträger.

Ein Wort zu Polen.

Herr Kollege Mahlein, es ist sicher ausgemacht, daß wir alle Beziehungen zu Polen haben, Informationen bekommen, daß aber gerade die Unterschiedlichkeit unserer Informationen dazu führt, daß wir ein anderes Bild haben und daß wir deshalb anders handeln und argumentieren. Das ist ganz selbstverständlich. Ich möchte Sie aber darauf hinweisen, daß wir verpflichtet sind, unsere Erfahrungen zu vergleichen und zu überprüfen. Und nicht nur dies. In gleicher Weise müssen wir unsere Hoffnungen – denn wir setzen ja verschiedenartige Hoffnungen in die Situation –, daß wir unsere Hoffnungen überprüfen. Sie haben mit Partnern gesprochen, die die Möglichkeiten hatten, ihre Situation darzustellen. Ich habe mit Partnern gesprochen, die diese Mög-

lichkeit nicht hatten. Mit anderen Worten. Ein Schriftstellerverband wie unserer sollte davon ausgehen, daß wir auch für die reden, unsere Stimme erheben, die zum Schweigen verurteilt sind. (...)

Günter Grass

In mir kämpfen seit einiger Zeit beim Zuhören der Frust, Trauer, wenn ich den zerfallenden Verband sehe, und Scham, Schamgefühl unserem polnischen Kollegen Zagajewski gegenüber, der sich das hier anhören muß. Der sieht auch die Rede des ehemaligen Vorsitzenden Mahlein hat anhören müssen... Wie ein deutscher Gewerkschafter den Kardinal als Zeugen gegen Solidarnosc aufruft, wo es denen doch ohnehin so dreckig geht und zum ersten Mal in Polen eine schlimme Erfahrung gemacht wird: Die polnische Kirche hat in großen, bedrohlichen Zeiten in der Regel zum Volk gehalten und es sah eine Zeitlang so aus im Verhältnis zu Solidarnosc. Und es kommt in der katholischen Kirche eine Tendenz durch, die wir von unserer katholischen Kirche sehr genau kennen – das Bündnis mit der Macht. Aber das nun anzuführen, auch Glemp ist gegen Solidarnosc und KOR, eine Gruppierung, die ich zu den demokratischen Sozialisten rechnen möchte, so ist das eine Position, die – so hoffe ich – auch in der Gewerkschaft Druck und Papier noch auf Kritik stoßen wird.

Es werden hier Mißstände bei uns genannt. Mit Recht wird darauf hingewiesen, was seit der Politik der Wende auf uns zukommen wird und jetzt schon auf uns zukommt, das müssen auch Herausforderungen für den Schriftstellerverband sein. Aber all das, was sich uns als Aufgabe stellt, Max von der Grün, auch der Umgang mit den Arbeitslosen und all die Dinge, denen wir täglich begegnen, mit denen werden wir nicht fertig werden, wenn wir nicht in der Lage sind, das Selbstverständliche zu leisten, nämlich Solidarität mit unseren unterdrückten und verfolgten Kollegen in Polen. Um das geht es. Auf diesen Punkt sollen wir uns einigen. Wenn wir das nicht schaffen, dann werden sich die Geister scheiden. (...)

Hans-Christoph Buch

Die Berliner Hausbesetzer, mit denen ich sympathisiere, haben einen Begriff geprägt, den ich hier aufgreifen möchte, nämlich den von der Betonfraktion. Die Betonfraktion, das ist die Fraktion in Berlin, die von der CDU über die SPD und die Neue Heimat bis in die Gewerkschaften hineinreicht. Sie wissen, was damit gemeint ist. Ich glaube, wir haben es hier mit einer ideologischen Betonfraktion zu tun, die ebenfalls – und ich bedaure das feststellen zu müssen – bis in die Gewerkschaften hineinreicht, viel tiefer als ich vermutet habe.

Wir haben ja bisher angenommen, daß die IG Druck und Papier und ihr Vorstand eine neutrale Position einnimmt. Wir haben sie deshalb in unserer Kritik von Berlin ausdrücklich ausgenommen. Wir haben nie – und tun das auch heute nicht – die Gewerkschaftsverbindung des VS in Frage gestellt, die wir aktiv betrieben haben, die wir mit herbeigeführt haben, genauso wie wir die Entspannungspolitik – auch daran muß man offenbar erinnern – die haben wir selbst, wie wir hier sitzen, ja mitvertreten, in einer Zeit, als sie noch nicht populär war.

Diese Betonfraktion, deren extremster Exponent ein Redner ist, dessen Namen ich nicht nennen möchte, der beim letzten VS-Kongreß *Solidarnosc* mit der SA verglichen hat – er hat eben hier gesprochen –, diese Fraktion macht es uns sehr schwer, überhaupt noch einen Dialog zu führen. Das wird ein Dialog zwischen Blinden und Taubstummen. Dann gibt es wohlwollende Vermittler, die wollen Brücken bauen, die sagen Zwar-aber und die meinen es gut.

Nur, das Problem ist, gegenüber der Unterdrückung gibt es kein Zwar-aber. Zu General Jaruzelski kann man nicht Ja sagen, da muß man Ja oder Nein sagen.

Und es ist auch nicht möglich, sich mit materieller Hilfe freizukaufen von moralischer Unterstützung. Pakete und auch Leute rauszuholen, Pakete zu schicken, das ist etwas, was niemand hier bestreitet, es ist gut und richtig und notwendig. Aber es ist kein Ersatz – und das hat auch Adam Zagajewski gesagt –, kein Ersatz für die moralische Position, die wir einnehmen müssen gegenüber solchen Vorgängen, die wir in unserem eigenen Interesse einnehmen müssen. Und diese Position schließt ein – das muß man auch immer wieder betonen –, daß wir uns hier genau so für die Opfer von Berufsverboten und für in ihren Bürgerrechten beschnittene oder eingeschränkte und bedrohte Mitbürger einsetzen, zum Beispiel für die Mitglieder der DKP... Ich würde mir nur wünschen, daß diese Leute, zum Beispiel DKP-Mitglieder, ihre Verbindungen benutzen, und sich für Verfolgte dort, in deren Machtbereich einzusetzen würden, wie das für französische und italienische Kommunisten längst selbstverständlich ist... Ich komme gerade von einem europäischen Schriftstellerkongreß, wo Franzosen und Italiener fragen, was ist eigentlich los mit den Deutschen? Sind die verrückt geworden? Warum habt ihr so Schwierigkeiten mit Polen. Das ist doch keine politische Frage, das geht durch alle Parteien, von Konservativen bis hin zu Kommunisten, bis zu Anarchisten. Die sind alle solidarisch mit Polen. Warum sind wir das hier nicht? Warum müssen wir uns da ewig streiten?

Das Letzte, was mich hier ärgert, auch traurig macht, daß dieser Verband, der schon so viele namhafte Schriftsteller herausgekelt hat, hier, wo wir, nach langer Zeit, endlich mal wieder die Anwesenheit von bekannten Autoren haben, über deren Abwesenheit wir lange geklagt haben, benutzt, um sie fast rauszukeln, zu vergraulen. Also ich finde die Reaktion beschämend. Hier sind Worte gefallen, stillos, lächerlich, peinlich über eine Diskussion, die meines Erachtens eine historische Bedeutung hat und die möglichst fair und möglichst konsequent geführt werden muß, die wird wieder bagatellisiert, wird lächerlich gemacht mit den allerdrümsten Argumenten, das ist oft hier ein Kampf zwischen Dummheit und Intelligenz, dem man beiwohnt, der sich auch sprachlich ausdrückt. Ich kann nur sagen, das ist beschämend ...

Ingeborg Drewitz

(...) Ich glaube, die meisten von uns haben nicht nur während der letzten Monate unter dem scheinbar nicht aufzulösenden Konflikten des VS gelitten – und der ist nicht auflösbar –, weil er nämlich zu den Grundfragen schriftstellerischer Existenz und Verantwortung gehört und zum anderen die zweite Seite eines Berufsverbands unterbelichtet oder außerbelichtet läßt. Ein Konflikt, in dem alle stehen, die sich im Verband engagiert haben und in dem wir damals gestanden haben, als wir den Verband vorbereitet und gegründet und

durch die ersten Jahre gebracht haben. (...)

Wir haben vorausgesehen, daß wir als Schriftsteller, als einzelne Einsame, denn Schriftsteller sind schreibend Einsame, an einem Punkt in die Krise kommen müssen, wo wir uns im politischen Feld zu bewegen haben, im politischen Feld und in der politischen Arbeit, die immer aus Kompromissen, aus Pragmatismen, aus Vor- und Rückschritten besteht, und die wir als Berufsorganisation auszufechten bzw. mitzufechten haben.

Wir haben dann mit der Entscheidung für die IG Druck und Papier gewußt, daß wir in ein neues Konfliktfeld ganz sicher hineingeraten werden, daß nämlich Überlegungen, die uns sozusagen ureigen anliegen, nicht alle identisch sein können und werden mit dem, was in der Gewerkschaft und als Mitglieder einer Gewerkschaft von uns zu tun verlangt werden wird. Wir haben damals diesen Schritt vorbereitet, nach vielen Zweifeln und Diskussionen – das ist heute auch erwähnt worden –, weil wir anders die berufspolitischen Erfolge, die der VS zu verzeichnen hat, nicht hätten – und das sind doch deren einige – wir sind also ganz bewußt in dieses Dilemma hineingeraten. Wir stehen also heute nicht vor einem Scherbenhaufen. Nein.

Ich möchte, daß es kein Scherbenhaufen sein wird. Ich weiß auch, daß man Scherben kitten kann, und doch bleiben Stellen, die nicht mehr halten. Das Gefäß klingt nicht mehr. Das sind Dinge, die wir auch nach diesem Tag nicht vergessen werden.

Ich meine aber, nach diesem Tag der Auseinandersetzungen von Angesicht zu Angesicht, daß es einmal notwendig gewesen ist, diese Konflikte tatsächlich auszusprechen.

Es wäre wahrscheinlich für uns alle richtiger und weniger peinlich gewesen, wenn wir dies nicht in einer unserer regulären Delegiertenkonferenzen getan hätten, sondern in einem besonderen Wochenendseminar. Dies ist nicht der Fall. Wir müssen uns also mit dem zurechtfinden, bzw. auch abfinden, was heute hier stattgefunden hat. Eine sehr offene Aussprache, die an alle Verletzlichkeiten und Verletzungen gerührt hat, die nicht ausgeheilt werden können.

Hier aber möchte ich, was ich sonst ganz ungern tue, als Frau sprechen. Jede Frau weiß, daß es innerhalb ihrer Familie solche Verletzungen und Verletzlichkeiten gibt, die nicht überwunden und nicht ausgeheilt werden können. Jede Frau versucht aber, innerhalb ihrer Familiengemeinschaft durchzuhalten, daß mit den Verletzlichkeiten existiert wird, wenn es das Fortleben und das Fortexistieren und gerade um die Existenznotwendigkeit der Familie geht.

... Wir als Schriftsteller, welcher Partei wir auch angehören, welche Ideologie wir vertreten, oder ob wir eine Ideologie vertreten, haben dies eine ganz sicher immer vor uns selbst zu verantworten – eintreten nicht nur für unsere Schriftstellerkollegen, die in anderen Ländern unter Schwierigkeiten stehen, sondern auch für die, deren Meinung wir nicht teilen, ja auch einzustehen für einander wie in einer Familie. Ich denke, wenn wir am Abend dieses Tages alle sehr erschöpft und sehr belastet mit den Vorwürfen, die wir uns gegenseitig gemacht haben – ich glaube auch, vielfach haben machen müssen, um einmal auszusprechen, was schon lange unterschwellig im Verband gärt –, wenn wir uns unbefriedigt heute abend die Autorenlesung anhören werden – daß wir das denn doch als einen Prozeß, der vielleicht zu einer Überwindung der Krise führt, ansehen werden. Die Verbandskrise darf dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Verband für uns alle – und da sind wir eben doch diese große Familie – notwendig ist, in der gefährlichen politischen, kultur-

politischen und sozialpolitischen Entwicklung, in der wir uns befinden und die uns von allen Seiten bedrängt, daß wir zusammenstehen müssen, zumindest als Berufsorganisation, wenn es darum geht, den rechtsfreien Raum der neuen Medien mit Forderungen zu füllen. Wir haben Verantwortung auch für die Autoren, die nach uns kommen. Wir müssen auch als Gemeinschaft fungieren, wenn es um die Rechte des einzelnen, des einzelnen Schriftstellers, des besonders empfindlichen Individuums, wie es nun einmal Schriftsteller sind, das ist ja eine Voraussetzung ihres Berufes, wenn es darum geht, sie zu verteidigen. (...)

Darum ist es notwendig, daß wir klar füreinander einstehen. Und zwar nicht zu dem, was der andere denkt oder politisch meint, sondern in dem er versucht, mit einer anderen Meinung zu leben, die zu tolerieren – das mag dem einen und dem anderen überlassen sein. Die Toleranz ist ein Geschenk der Aufklärung, es ist in diesem Jahrhundert umgekommen. Es muß aber, glaube ich, uns allen wichtiger sein, mit den Konflikten zu arbeiten und womöglich – und es sind viele Möglichkeiten gegeben, Konflikte, die heute deutlich ausgesprochen worden sind, zu beheben, die Anlässe der Konflikte: die Sache des polnischen Schriftstellerverbands ist relativ problemlos von unserer Seite aus zu machen. Es ist, glaub ich, auch praktisch zu machen, für unsere Autorenkollegen aus der DDR, die haben ausreisen müssen. Es wird in vielen anderen Fällen nicht so praktikabel zu lösen sein.

Dennoch, wir sollten es versuchen, und zwar nicht, um gut Wetter nach außen zu machen. Wir sollten eigentlich uns allen und allen Kontrahenten, die heute gesprochen haben, dankbar sein, daß sie kein Blatt vor den Mund genommen haben. Wir sollten (...) die alte, damals beschworene Einigkeit der Einzelgänger noch einmal versuchen. Und zwar nicht um etwas zuzukleistern, sondern weil es notwendig ist, um unser Überleben als Individuen in Anspruch nehmen und in Anspruch nehmen müssen, unabhängig, frei und dadurch übermäßig gefährdet zu leben und zu arbeiten.

Ich hoffe, daß es uns Frauen gelingen wird, die ersten Schritte zu einem neuen Anfang zu finden.

Aus der Antragsdebatte, Sonntag, 1. April 1984

Der Konferenz lagen 27 ordentliche, aus den Landesverbänden fristgerecht eingereichte und von der Antragskommission vorbereitete Anträge vor. Dazu kamen einige Initiativanträge. Gegliedert waren die Anträge in sechs Teile: 1. Programmanträge. 2. 35-Stunden-Woche. 3. Mediengewerkschaft. 4. Vertragsrecht, Steuerrecht. 5. Kultur. 6. Organisationsfragen.

Diskutiert und von den 48 stimmberechtigten Delegierten behandelt wurden die Programmanträge und – nach dem Auszug des Westberliner Vorstands – ein Antrag zur 35-Stunden-Woche. Alle übrigen Anträge wurden nicht behandelt bzw. als Material an den Bundesvorstand delegiert.

Den breitesten Raum nahm die Debatte zu Antrag 4 ein, der vom VS, Landesbezirk (West-)Berlin, eingereicht wurde. Der Antrag wurde nach heftiger Debatte und unter Androhung einer Spaltung durch Günter Grass und andere bei einer Stimme Mehrheit mit 23 Ja- gegen 22 Neinstimmen und 3 Enthaltungen angenommen. Dabei gab es folgenden Ablauf:

1. Die ursprüngliche Fassung (vgl. Text) wurde von der Antragskommission geändert, der geänderte Text zur Annahme empfohlen. Verfasser der redaktionellen Änderung: Peter O. Chotjewitz.

2. Zum Auftakt der Delegiertenkonferenz in Saarbrücken meldete sich Hannes Schwenger zur Geschäftsordnung und verwies auf einen schriftlichen Protest des Berliner Vorstands: Voraussetzung ihrer Teilnahme sei die Rücknahme einer ins Gegenteil verkehrten Aussage des ursprünglichen Textes durch die Antragskommission, der empfohlene Text stelle eine „Fälschung und Uminterpretation“ dar.

3. Unmittelbar darauf erklärte Peter O. Chotjewitz für die Antragskommision, daß diese ihren empfohlenen Text zurückziehe. Die Antragskommission habe keine Empfehlung. Damit war faktisch ein neuer Tagesordnungspunkt eingeführt.

4. Günter Grass fügte seiner Erläuterung des Berliner Antrags fünf Bemerkungen und Überlegungen hinzu und erneuerte das Ultimatum: „Diese Entscheidung läßt keinen Kompromiß zu. Notfalls wird diese Entscheidung die Geister scheiden müssen.“

5. Peter O. Chotjewitz formulierte das, was als Kompromiß angeboten wurde: Punkt 1 des Berliner Textes als Antrag, Punkt 2 als Begründung zu verabschieden.

6. Hannes Schwenger und Hans Christoph Buch akzeptierten den „Kompromiß“ von Chotjewitz. Der Versuch, den Gert von Paczensky unternimmt, Absatz 1 der Begründung, die eine unbegründete Unterstellung hinsichtlich der Arbeit des bisherigen Vorstands darstelle, zu streichen, scheiterte an dem Umstand, daß der Antrag zur Abstimmung gestellt, die Ja- und Neinstimmen einzeln ausgezählt wurden.

Wortlaut des Antrags 4, Antragsteller: VS Landesbezirk Berlin (Dem Text ist die Vorbemerkung vorangestellt: „Die nachfolgende Resolution ist auf jeden Fall vor dem Tagesordnungspunkt ‚Wahlen‘ zur Abstimmung zu stellen.“)

Der VS bekräftigt die gewerkschaftliche Verpflichtung zu internationaler Solidarität mit allen Kolleginnen und Kollegen, deren Berufsorganisation durch Unternehmerwillkür und politische Verfolgung, durch staatliche Eingriffe oder Militärinterventionen behindert wird. Die Solidarität kann nicht nur den gemeinsamen Zielen freier Gewerkschaften gelten, denen sich die IG Druck und Papier in ihrer Satzung verpflichtet hat, sondern schließt gegenseitige Respektierung gewählter Gremien und ihrer Beschlüsse ebenso ein wie konkrete Hilfe für Verfolgte und deren Familien in ihrer Heimat und im Exil.

Der VS fordert deshalb die Wiederzulassung des verbotenen polnischen Schriftstellerverbandes und sagt dessen Mitgliedern seine solidarische Unterstützung zu. Er wird keine andere Berufsorganisation polnischer Schriftsteller anerkennen, die ihnen Mitgliedschaft und freie gewerkschaftliche Betätigung verweigert oder an der Beschneidung ihrer gewerkschaftlichen und politischen Rechte mitwirkt.

Seit der Niederschlagung des Prager Frühlings am 21. August 1968; seit der Abschiebung von Alexander Solschenizyn am 13. Februar 1974; seit der Ausbürgerung von Wolf Biermann am 15. November 1976 und seit der Verhängung der Kriegsrechts über Polen am 13. Dezember 1981 hat in der CSSR, der UdSSR, der DDR und der Volksrepublik Polen eine staatlich gelenkte Kampagne gegen kritische Intellektuelle eingesetzt; unter ihnen zahlreiche Schriftsteller, die von den Behörden ihrer Länder ins Exil getrieben wurden. Die Zurückgebliebenen sind von Zensur und Schreibverbot, Lager oder Gefängnis bedroht. Vielen von ihnen bleibt nur noch die Wahl zwischen innerer und äußerer Emigration. Die Unterdrückung und Vertreibung dieser Autoren bedeutet einen kulturellen Aderlaß und einen unersetzbaren Verlust für die Literaturen ihrer Heimatländer. Wir, die Mehrzahl der im VS organisierten Schriftsteller, haben diesen Prozeß, der oft den Charakter einer Hexenjagd annahm, nicht ausreichend wahrgenommen, dadurch seine Folgen bagatellisiert und in jüngster Zeit unseren polnischen Kollegen die Solidarität verweigert. Wir haben nicht begriffen, daß es um mehr geht als individuelles Mitleid und hu-

manitäre Hilfe im Einzelfall, nämlich um ein Überdenken unserer eigenen politischen Position. Anstatt die Herausforderung der Emigranten anzunehmen, haben wir auf sie mit ideologischer Beckmesserei und Besserwisserei reagiert.

Der VS kann seine angeschlagene Glaubwürdigkeit nur wiederherstellen, indem er sich uneingeschränkt solidarisch erklärt mit allen wegen ihrer politischen, religiösen oder literarischen Überzeugungen verfolgten Schriftstellern in Ost und West, in Polen wie in Südafrika, in der Türkei wie in der Sowjetunion.

Eine solche prinzipielle Haltung schließt diplomatische Behutsamkeit keineswegs aus. Nur von dieser Basis aus können wir wirksam Widerstand leisten gegen die von der neokonservativen Wende in Bonn ausgehenden Gefahren für die Unabhängigkeit der Presse und die Freiheit der Kunst in unserem eigenen Land.

Wortlaut des von der Antragskommission geänderten Antrags 4, den Peter O. Chotjewitz entwirft und zurückzieht, bevor er den „Kompromiß“ formuliert:

Der VS bekräftigt die gewerkschaftliche Verpflichtung zu internationaler Solidarität mit allen Kolleginnen und Kollegen, deren Berufsorganisation durch Unternehmerwillkür und politische Verfolgung, durch staatliche Eingriffe oder Militärinterventionen behindert wird. Eine solche prinzipielle Haltung schließt diplomatische Behutsamkeit keineswegs aus.

Internationale Solidarität heißt auch gegenseitige Respektierung gewählter Gremien und ihrer Beschlüsse sowie konkrete Hilfe für Verfolgte und deren Familien in ihrer Heimat und im Exil.

Der Bundesvorstand wird aufgefordert, sich über die Satzungs- und Arbeitsmöglichkeiten des inzwischen neuen polnischen Schriftsteller-Verbandes zu informieren und in Zusammenarbeit mit den VS-Landesverbänden zu prüfen, ob und inwieweit mit ihm Kontakte aufgenommen werden können. Der VS erklärt sich uneingeschränkt solidarisch mit allen wegen ihrer politischen, religiösen oder literarischen Überzeugungen verfolgten Schriftstellern in Ost und West, in Nord und Süd, in Polen wie in Südafrika, in der Türkei wie in der Sowjetunion und anderswo.

Nur von dieser Basis aus können wir wirksam Widerstand leisten gegen die von der neokonservativen Wende in Bonn ausgehenden Gefahren für die Unabhängigkeit der Presse und die Freiheit der Kunst in unserem eigenen Land.

Aus den letzten Redebeiträgen

Die Debatte über den Antrag dauerte bis kurz vor 12 Uhr, Sonntag, 1. April 1984. Das knappe Abstimmungsergebnis zu Antrag 4 beeinflußte die daran anschließenden Wahlen, die – gemessen an der Reaktion der Berliner Gruppe – der Regie nicht entsprachen, die sie vorgeplant hatte. Gewählt wurden als Vorsitzender: Hans Peter Bleuel im zweiten Wahlgang (19 Ja-Stimmen) gegen Ingeborg Drewitz (18 Ja-Stimmen), bei 11 Enthaltungen. Als Stellvertreter wurden gewählt: Gert von Paczensky und Erich Loest, in den Beirat wählten die Delegierten Martin Buchhorn, Karin Hempel-Soest, Jochen Kelter und Renate Chotjewitz-Häfner. Die Begleitumstände der Kandidatenvorstellung und der Rücknahme ursprünglicher Zusagen zur Mitarbeit (Peter O. Chotjewitz und Heinrich Vormweg) zeigten an, daß die „Personaldecke“ für eine Mitarbeit im Bundesvorstand in beängstigender Weise zurückgegangen ist.

Gleich nach der Wahl setzten einige ihre „Kampfansagen“ fort. Peter O. Chotjewitz erklärte in einem von der *taz* veröffentlichten Rundbrief, er wünsche dem Bleuel „Unglück“, und: „Unsere Wege haben sich in Saarbrücken getrennt“. Grass und andere Koryphäen des Literaturbetriebs erklärten, der Verband sei „entliterarisirt“, in ähnlicher Weise lautete die Erklärung der Westberliner um Buch, die in dem Wahlergebnis den „Racheakt einer Riege von Kanalarbeitern“ sahen.

Günter Grass

Der Antrag des Landesverbands Berlin muß so stehen bleiben, wie er von uns aufgesetzt worden ist, eingeschlossen eben der Hinweis auf unser zurückliegendes Versagen. Selbstverständlich haben einige von uns, von sich aus allein oder in Gruppierungen, wann immer Unrecht oder Unterdrückung gegenüber den sozialistischen Ländern nachzuweisen war, rechtzeitig protestiert. Aber der Verband insgesamt – und da müssen wir uns auch dazuzählen, auch wenn der eine sagen kann, ich habe das Richtige gemacht – muß für dieses Versagen gradestehen, in der Situation. Und das ist eine historische Situation. Wir sind hier nicht allein, auch wenn die Presse dabei ist. Auch in Polen schaut man uns zu, hört man uns zu, ist man auf uns angewiesen. Ich möchte deshalb zu diesem Thema auch in der Zusammenfassung zum Antrag 3, Friedensbewegung, fünf Bemerkungen und Überlegungen zu bedenken geben.

1. Unser Schriftstellerverband wird nur bestehen können, wenn er bereit ist, den bedrängten und verfolgten Schriftstellern in Ost und West gleichermaßen beiseite zu stehen. In Chile und auf Kuba, in Indonesien und in Vietnam, in der Türkei und in Polen, in Südafrika und in der Sowjetunion.
2. Nur eine solche Haltung verdient, gewerkschaftlich genannt zu werden. Bisher hat der Vorstand unseres Verbands den polnischen Schriftstellern die notwendige, gewerkschaftliche Solidarität verweigert. Schlimmer noch, er hat den derzeitig Herrschenden in Polen das Handwerk, das heißt Zensur und Verfolgung, erleichtert.
3. Unser Verband wird nur Bestand haben, wenn wir uns einen Vorstand wählen, der mit uns bereit ist, das so törichte, geschickte Telegramm an General Jaruzelski zurückzunehmen und die Wiederzulassung des alten polnischen Schriftstellerverbands zu fordern. Die Entscheidung läßt keinen Kompromiß zu. Notfalls wird diese Entscheidung die Geister scheiden müssen.
4. Nur auf der Grundlage dieser Entscheidung wird unser Verband zu seinen Anfängen, zur Einigkeit der Einzelgänger zurückfinden. Diese Einigkeit wird voneinander sein, denn in beiden deutschen Staaten stehen die Zeichen schlecht für die Literatur. Hier wie dort melden sich die staatlichen Eingriffe. Es könnten sich die gesamtdeutschen Zimmermänner, über unser Häuslein hinweg, einig werden, bei allem sonstigen Streit.
5. Die Friedensbewegung verlangt nach einem starken und nicht nach einem durch Taktik gehemmten Schriftstellerverband. Die Friedensbewegung in der DDR wird verfolgt. Die Friedensbewegung in der Bundesrepublik droht zu ermatten. In Solidarität mit vielen Schriftstellern in der DDR können wir nur beiden Friedensbewegungen angehören. Mittlerweile werden in beiden deutschen Staaten Raketen systeme mit nuklearen Sprengköpfen stationiert. Unser Protest muß beiden Vernichtungssystemen gelten, auch wenn wir den Widerstand gegen den herrschenden Wahnsinn zuallererst hier leisten müssen. In diesem Sinne und solidarisch mit der verfolgten Friedensbewegung in der DDR fordere ich euch auf, die Heilbronner Erklärung der Schriftsteller zu unterschreiben.

Adam Zagajewski

Einige Stimmen in der gestrigen Diskussion, wobei das, was Herr Mahlein sagte, genauso klang wie die Parteizeitung in Warschau, werde ich sehr ungern meinen Freunden in Polen berichten. Es ist doch nicht zu bezweifeln,

dass eine absolute Mehrheit der polnischen Autoren den neuen Verband ablehnt. Und umgekehrt bin ich nicht sicher, ob es eine Mehrheit in Ihrem VS gibt, die mit den polnischen Kollegen solidarisch wäre. Wenn es so ist, kann ich das nur als einen Akt von Egoismus bezeichnen, von Egoismus und Blindheit. Ich wollte mich nicht auf die alten geschichtlichen Wunden berufen, ich wollte nicht sagen, daß die Deutschen und die Polen in einer ganz besonderen gegenseitigen Beziehung stehen. Das will ich nicht sagen. Wir sind einfach Nachbarn, wir sind einfach Schriftsteller. Und wenn ich einigen Stimmen hier zuhöre, dann denke ich, bald kann auch Ihr Verband totalisiert werden. Sie können dann mit einem Protest unsererseits rechnen. Zur Zeit noch sind aber Sie in einer besseren Lage. Und deswegen kann ich nicht verstehen, warum ein so krasser Fall wie die Liquidierung eines Schriftstellerverbands nicht entschieden und klar verurteilt werden kann. Ich fürchte, Ihr Schweigen würde dann längere Zeit auf den deutsch-polnischen Beziehungen lasten.

Heinrich Vormweg

(...) Ich habe den Standpunkt, der VS kann sich nicht nur auf zwei Beine verlassen, auf das sozialpolitische und das politische. Er braucht auch das literarische Bein, zumal ich da fest davon überzeugt bin, daß Literatur unmittelbar mit Politik zu tun hat, und daß man alles politische Agieren mit Gewinn für die Politik auf Literatur beziehen kann. Ich fürchte, der VS wird keinen Bestand haben, wenn wir uns nicht unserer Identität als Schriftsteller laufend versichern und die Frage nach dieser Identität auch in die Dauerdiskussion einbeziehen. Und darauf müssen wir bei allen Erfahrungen alle Mühe verwenden, auch weil wir nur bei einer dauernden Demonstration unserer Identität als Schriftsteller, des damit verbundenen und gesellschaftlichen Anspruchs einen kleinen Trumpf haben, in bezug auf die großen, von uns aus, im übrigen, so wenig beeinflußbaren politischen Auseinandersetzungen. Ich habe den VS etwas starrköpfig immer so verstanden, als habe er nicht zuletzt mit seinem Gewerkschaftsbeitritt den Versuch begonnen, dies in die Gewerkschaft einzubringen. Als sei es nicht sein Ziel, diese Identität als Schriftsteller nach und nach aufzulösen und unkenntlich zu machen. Dies in aller Kürze und deshalb habe ich gesagt, ich bin etwas früh dran, wäre mein persönliches Programm, wenn es möglich ist, in den Beirat des Vorstands gewählt zu werden. Ich gebe es schon jetzt bekannt, denn es bezieht eines ein. Ich verstehe die Berliner Kollegen – ich komme aus Köln – so gut, daß ich von meiner Kandidatur zurücktreten müßte, wenn in dieser Sache nicht klar Tisch gemacht wird.

Gert von Paczenski

Ich rede zu Antrag 4.

Es erstaunt mich doch, daß in einer demokratischen Organisation ein so elenlanger Antrag mit dem festen Willen eingebracht wird, daß kein Komma und Punkt daran geändert werden. Das versteht sich überhaupt nicht mit meinem Verständnis von Anträgen in demokratischen Verbänden, denn ich dachte immer, ohne Kompromiß gibt es gar keine demokratische Entscheidung.

In diesem Antrag steht sehr viel, was ich sofort unterschreiben würde. Aber

ich sehe nicht ein, was diese Selbstbeknirschung des VS soll in einem Antrag, der nun endlich – muß ich nun mehr sagen, nach allen großen Worten – den Polen helfen soll. Ich habe den Eindruck, daß hier Polen benutzt wird, um auf den alten VS-Vorstand einzudreschen. (...)

Wenn Günter Grass sagt, ein Kompromiß ist nicht möglich, dann erinnere ich daran, daß ich gestern schon gesagt habe, seinen eigenen Kompromiß hat der schon gemacht.

Sein Zorn, seine Abneigung gegen das angeblich so schädliche Polen-Telegramm wird ausschließlich der Hälfte der Absender, nämlich dem VS vorgehalten. Über entsprechendes lautes Protestgeschrei gegen den P.E.N. habe ich noch immer nichts gehört. Der P.E.N. bleibt von der Kritik offensichtlich ausgeschlossen, der Mitunterzeichner bleibt ausgeschlossen, es gibt keine vergleichbare Entrüstung. Nun frage ich noch einmal, inwiefern das nun bewiesen soll, daß die großen Worte zu Gunsten der Polen, auf deren Seite wir übrigens alle sind, nicht nur ein Teil. (...) Ich würde einen großen Teil des Punktes 2 noch als Bestandteil akzeptieren, aber ohne den der Selbstzerknir-

Hannes Schwenger

(...) Es kann, was immer beschlossen wird, für uns und unsere Arbeit in der Gewerkschaft nur ein Satz angebracht sein, der dann am Anfang des dritten Absatzes steht, in dem es heißt: Der VS fordert deshalb die Wiederzulassung des verbotenen polnischen Schriftstellerverbands und sagt dessen Mitgliedern seine solidarische Unterstützung zu.
In bin Gert von Paczenskis Meinung, daß kein Antrag sanktionsfrei ist in einer demokratischen Versammlung, daß über jede Formulierung gestritten werden muß und darüber abgestimmt werden muß. Ich bin aber auch der Meinung, daß ein Antrag einen konkreten Kern hat, an dem Entscheidungen fallen müssen. Ich hab diesen Kern genannt. Ich bin anderer Auffassung als Günter Grass, dieser ganze Antrag ohne ein Jota Änderung muß so beschlossen werden. Ich kann Peter Chotjewitz' Vorschlag zustimmen. (...)

Michael Schneider

In Deutschland, hat Bertolt Brecht in den „Flüchtlingsgesprächen“ einmal gesagt, gibt es eigentlich nur zwei Sorten von Menschen: Pfaffen und Pfaffenfgegner. Auf die Verbandskrise bezogen, könnte man dieses Wort dahingehend abhängen: Es gibt nur noch Engelmänner und Anti-Engelmänner. Und tatsächlich erinnert mich die Frage, ob ein bestimmter oder unbestimmter Artikel das rechte Maß für die Solidarität des VS mit den polnischen Kollegen sei, an die alte scholastische Frage, wieviel Engel auf einer Nadelspitze Platz haben. Aus dem Text des ganzen Telegramms geht meines Erachtens eindeutig hervor, daß der VS den Militärputsch in Polen verurteilt hat und nicht ein unentschiedenes Ja/Nein zu Jaruzelski meinte, wie Hans Christoph Buch unterstellt hat, und daß er mit der Forderung nach Wiederzulassung eines polnischen Schriftstellerverbandes keineswegs einen Verband von parteihörigen Quislingen gemeint hat, wie Günter Grass unterstellt hat. Was die Vorwürfe gegen das Polen-Telegramm betrifft, so haben wir es hier, wie mir scheint, mit einer ausgesprochen allergischen, übelwollenden, um

nicht zu sagen bösartigen Interpretation zu tun. Auch wenn gewisse Kollegen die Frage des Gebrauchs des bestimmten Artikels zu einer „historischen Frage“ aufgebaut haben – vielleicht damit sie selbst darüber zu historischen Figuren werden –, ich werde den Verdacht nicht los, daß die von ihnen entfesselte Diskussion um die Osteuropapolitik des VS weitgehend eine Scheindiskussion ist und daß die eigentlichen Motive ihrer Kritik im Halbdunkel unausgesprochener Interessen, Ängste und politischer Phobien verborgen liegen.

Unter den Wortführern des Protestes gegen die Politik des VS-Vorsitzenden sind einige, vor allem ältere Kollegen, die der SPD sehr nahestehen. Nun leidet die SPD bekanntlich unter der uralten politischen Phobie, mit den Kommunisten verwechselt zu werden. Diese Phobie, die in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung eine verhängnisvolle Rolle gespielt und schon 1933 die Einheitsfront zwischen SPD und KPD im Angesicht des heraufkommenden Faschismus verhindert hat – diese Phobie scheint gerade in den Zeiten besonders virulent zu werden, da die SPD zaghafte Schritte nach links unternimmt. So gesehen war der Preis für die Entspannungspolitik nach außen die Praxis der Berufsverbote nach innen. Wenn man schon mit den Kommunisten des Ostblocks Handel trieb, dann mußte man die Kommunisten im eigenen Lande entsprechend maßregeln, als Beweis dafür, daß man nicht zur fünften Kolonne Moskaus geworden war. Ein ähnlicher Mechanismus scheint sich auch jetzt wieder abzuspielen. Seit die SPD wieder Oppositionspartei ist, hat sie sich endlich zu einem klaren Nein in der Raketenfrage durchgerungen, und pünktlich stellt sich im selben Moment die alte politische Phobie wieder ein. Den Beweis, daß sie noch lange nicht kommunistenhörig ist, weil sie die Raketenstationierung abgelehnt hat, sucht sie nun auf einem Nebenschauplatz, auf dem Feld der Kulturpolitik, auf dem Feld der VS-Politik zu erbringen. Ich habe den Eindruck, daß auch Günter Grass, der sich in der Frage der Abrüstung sehr engagiert und sehr weit vorgewagt hat – bis zum „Heilbronner Manifest“, das ihm seitens der Springer-Presse den Vorwurf der Kommunistenhörigkeit eingetragen hat –, daß auch Günter Grass diesen phobischen Reflex, diese gespaltene, ja doppelzüngige Mentalität seiner Partei verinnerlicht hat und die Verbandskrise dazu benutzt, sein – vom Standpunkt einer bestimmten Öffentlichkeit – zu „linkslastiges“ Profil nach rechts wieder auszutarieren.

Ein Wort zu den jüngeren Kollegen in der Berliner Anti-Engelmann-Fraktion. Es fällt auf, daß einige von ihnen seinerzeit zu den Protagonisten einer Bewegung gehört haben, die den Marxismus auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Ich werde den Verdacht nicht los, daß sie sich, indem sie sich so vehement und allergisch nun von einem Verband distanzieren, der zwar nie eine marxistische Kaderschmiede gewesen ist, aber in dem auch marxistische Positionen offen diskutiert und vertreten wurden – daß sie sich damit zugleich von ihrer eigenen linken Vergangenheit distanzieren wollen. Diese Distanzierung scheint um so nötiger und opportuner, als man mit dezidiert linken, sozialistischen oder gar marxistischen Auffassungen heute bestimmt keine Karriere im Kultur- und Wissenschaftsbetrieb mehr machen kann wie noch Anno 1968. Zugleich ist wohl das Bedürfnis denkbar groß, sich von dem nie ganz beruhigten Verdacht des Anpassertums an die neue politische Konjunktur zu befreien. Und dies gelingt am besten per Projektion: indem man den anderen, in diesem Fall der Engelmann-Fraktion, just die Hörigkeit und jenen Opportunismus gegenüber dem Ostblock vorwirft, den man gegenüber den kulturpolitischen Trendleadern und Wendemanövern im eigenen Lande selbst

praktiziert. Ein Prototyp dieser Art von Opportunismus ist für mich der derzeitige Vorsitzende des Berliner Landesverbandes des VS, der Schriftsteller Hans Christoph Buch, der sich – neben Günter Grass – zum lautstärksten Fürsprecher des Protestes gegen Engelmann gemacht hat. Vor fünfzehn Jahren hat Buch noch marxistische Positionen vertreten und den Literaturbetrieb durch seinen Radikalismus geschockt. Ich erinnere mich gut, daß wir zusammen in einem Arbeitskreis über das Marxsche „Kapital“ gesessen haben. Heute macht er sich zum Fürsprecher der finsternen Renegatenphilosophie des André Glucksmann, diesem Sammelbecken antimarxistischer Ressentiments. Nun, immerhin hat sich Buch damit endlich das Entrebillot ins Zeit-Feuilleton erkauft. Sein sehnlichster Wunsch scheint endlich in Erfüllung zu gehen: vom bürgerlichen Literaturbetrieb anerkannt zu werden. Ein Wort noch zu jenen aus der DDR emigrierten oder ausgebürgerten Schriftstellern, die ihre Interessen durch die Politik des alten VS-Vorstandes nicht genügend oder überhaupt nicht repräsentiert sahen und den VS deshalb unter Protest verlassen haben. Auf dem Hintergrund der Verbandskrise glaube ich die Züge einer gesamtdeutschen Symptomatik zu erkennen, die wechselseitige Paranoia einer geteilten Kulturnation, die hüben wie drüben ihre Schriftsteller vornehmlich als Stellvertreter im ideologischen Stellungskrieg, im kulturpolitischen Grabenkampf benutzt. Werden die Kollegen drüben mit harten Sanktionen belegt – vom Publikationsverbot bis zum Ausschluß aus dem Schriftstellerverband und der Zwangsausbürgung –, wenn sie gegen die Richtlinien der Partei verstößen und die Bundesrepublik in ihren Werken nicht durch die Brille der SED-Propaganda betrachten, werden die emigrierten oder ausgebürgerten DDR-Schriftsteller westlicherseits sehr rasch fallengelassen, wenn sie sich nicht als Denunzianten einer gegen die DDR und den Ostblock gerichteten Kulturpolitik mißbrauchen lassen. Und gewöhnlich geht ihre Karriere im Westen nur so lange voran, als sie in diesem bösen kulturpolitischen Spiel mitspielen. Darum, meine ich, kann es nicht Aufgabe des VS sein, eine pauschale und kritiklose Solidarität mit schlechthin allen DDR-Dissidenten zu üben. Ich fühlte mich seinerzeit solidarisch mit Wolf Biermann, als er von den DDR-Behörden zwangsausbürgert wurde. Ich fühle mich nicht mehr solidarisch mit Rainer Kunze, der, ehemals Stalinist, inzwischen für Honorare mit fünfstelligen Summen Vorträge vor der bayerischen CSU hält.

Und auch auf eine andere Unterscheidung in der Frage der Solidarität mit den Dissidenten lege ich Wert. Ich finde, es gibt einen großen Unterschied zwischen einem Schriftsteller wie Heinrich Böll, der sich seit Jahrzehnten für die verfolgten Autoren im Ostblock und in der UdSSR eingesetzt hat, zugleich aber immer entschieden für die Entspannung und die Aussöhnung mit dem ehemaligen Kriegsgegner eingetreten ist, und einem Schriftsteller wie Hans-Christoph Buch, der nicht zufällig gerade jetzt in einer bestimmten politischen Situation seine pauschale Liebe zu allen Dissidenten des Ostblocks entdeckt und die Solidarität mit ihnen vornehmlich als Alibi einer antisowjetischen Denunziationskampagne benutzt. Wenn man Buch über die Schicksale der verfolgten und inhaftierten Dissidenten reden hört, die hier gewiß nicht verharmlost werden sollen, so fühlt man sich fatal an einen CDU-Politiker der 50er Jahre erinnert. Buchs ausschließliche Fixierung auf die Schicksale der sowjetischen und osteuropäischen Dissidenten ist mir deshalb verdächtig, weil ein nur mühsam kaschiertes ideologisches Interesse dahintersteht: nämlich den Nachweis zu führen, daß die Sowjetunion eigentlich ein einziger riesiger Archipel Gulag ist. Das war und ist, wie Sie alle wissen, die

Popaganda des Kalten Krieges. Und ich finde es beschämend, daß ausgezogene einige ehemalige Linke und Marxisten des VS sich heute dafür hergeben.

Manche aus den VS ausgetretene DDR-Schriftsteller scheinen es dem VS nicht verzeihen zu können, daß dieser ihre – gewiß bedrückenden – Erfahrungen mit den Zensurbehörden und der Staatssicherheit nicht zum Maßstab seiner Politik gegenüber der DDR und den anderen Staaten des Warschauer Paktes gemacht hat und auch nicht machen darf; jedenfalls nicht in einer weltpolitischen Situation, in der der amerikanische Präsident darsteller zu einem erneuten Kreuzzug gegen die UdSSR aufruft und die Gefahr eines dritten Weltkrieges nur durch eine konsequente Entspannungs- und Friedenspolitik abgewendet werden kann; was die notwendige und berechtigte Kritik an der politischen Unterdrückung in den Ländern des realen Sozialismus nicht ausschließen darf. Ich möchte daher die aus dem VS ausgetretenen DDR-Emigranten bitten, ihre wie mir scheint falsche Erwartungshaltung gegenüber dem VS noch einmal zu überprüfen. Der VS soll und muß sich zwar für die politisch verfolgten Schriftsteller in Osteuropa und der Sowjetunion einsetzen; aber er hat zugleich die Aufgabe, dem neokonservativen Rückfall in die Mentalität des kalten Krieges entgegenzuwirken, will er nicht selbst ein Opfer, ja Komplize der Bonner Wende werden.

Hans-Christoph Buch

Zu Michael Schneider, dessen Fähigkeit zur Zauberkunst und zur meisterlichen Analyse ich sehr schätze, das ist fast ein aussterbender Beruf: Die Motivforschung war geistreich, aber falsch. Ich hab mit der SPD nichts zu tun, das weiß er. Und mein Engagement in dieser Frage hat nichts damit zu tun, daß ich mal marxistische – mit ihm zusammen – Überzeugungen vertreten habe, die ich jetzt nicht mehr vertrete. Ich habe einen viel einfacheren Grund, den möchte ich mal nennen. Das ist mein Umgang, meine Freundschaft mit Leuten wie Adam Zagajewski, Lew Kopelew und vielen anderen. (...)

Was fehlt, ist die Einsicht, daß es sich hier nicht um isolierte Einzelfälle handelt, nicht um individuelle Schicksale, für die man Verständnis haben muß, um Leute, die persönlichen Ärger haben, die in die Bredouille kamen, wie es im *kürbiskern*-Interview steht. Das ist keine persönliche Bredouille gewesen. Das ist ein historischer Prozeß, nicht weniger als die Austreibung des kritischen Geistes aus Mitteleuropa, aus der DDR, aus der ČSSR, aus Polen und aus Osteuropa. Das ist in der Tat vergleichbar mit der Bücherverbrennung der Nazis, natürlich nicht mit dem, was dann geschah. Aber es ist eine Verfolgung und Vertreibung, eine Unterdrückung der Schriftsteller, die längst nicht mehr in Dutzenden zu nennen sind, da sind Hunderte und Tausende. Und das geht bis hin zu Morden und zu Morddrohungen. Ich erinnere an Paul Goma, den rumänischen Schriftsteller, in dessen Pariser Wohnung ich letzte Woche war. Er hat mir die Geschichte erzählt, ich kannte sie nicht.

Wer da gegenüber relativiert, bagatellisiert und verharmlost, der hat für mich etwas Wesentliches, was einen Schriftsteller ausweist, preisgegeben... Und natürlich, Gert Paczenski, sind wir keine Don Quichottes. Ich würde mir doch nicht anmaßen zu glauben, daß ich mit solch einer Resolution die Mächtigen dort in der Politik überzeugen könne. Nicht einmal in Polen. Das ist auch nicht die Absicht der Resolution. Sie hat auch nicht das Ziel, die Verhältnisse in Polen von heute auf morgen zu verändern. Sie hat das Ziel, bei

uns das Bewußtsein zu schaffen, unter uns zunächst einmal. Was Chotjewitz sagte, mit der Reaktion der Medien, das ist doch genau der Opportunismus, den ich bekämpfe. Und ich glaube, zu Recht bekämpfe. Das ist wieder genau das Argument vom Beifall von der falschen Seite. Wir müssen die Wahrheit sagen ohne Rücksicht darauf, denn dies ist eine Wahrheit. Nicht im ideologischen Sinn, im ganz praktischen Sinn. Die Zeugen aus diesen Ländern können sie bezeugen. Im übrigen bin ich mit Chotjewitz' Kompromißvorschlag einverstanden.

In der Debatte zum Antrag des VS, Nordrhein-Westfalen, der die Fortsetzung der Friedensarbeit des Verbandes zum Thema hatte und angenommen wurde, meldete sich Friedrich Hitzer zu Wort. Er verwies auf ein Interview, das Stephan Hermlin der UZ gegeben hatte, und erinnerte daran, sich der Konsequenzen befreit zu sein, die ein neuer Kalter Krieg für die Gesprächsmöglichkeiten der Schriftsteller und ihrer Verbände – für Ost und West – nach sich ziehen würde. Er zitierte folgende Passagen aus Hermlins Äußerungen (UZ vom 27. 3. 1984):

„Denen kommt es ja nicht auf Frieden an. Das haben sie von Anfang an sehr deutlich gemacht. Ich habe dagegen immer den Standpunkt vertreten: Wer den Frieden will, ist dazu verdammt, mit der anderen Seite zu verhandeln, zu reden usw. Es ist völlig uninteressant, mit sich selber Frieden zu machen, das heißt, mit den Leuten Frieden zu machen, die sowieso so denken wie man selber denkt. Das ist das Einfachste von der Welt. (...) Das ist eine Aktion des kalten Krieges. Und es ist eben so, daß es absolut anachronistisch wirkt. Diese Leute werden sich einmal mit Stolz, einem sehr zweifelhaften Stolz, sagen können, daß sie der gesamten Entwicklung entgegengearbeitet haben.“

Günter Grass

Ich möchte dem Kollegen Hitzer antworten. Mir liegt eine Fotokopie des Interviews von Stephan Hermlin vor. Als ich es das erste Mal las, mochte ich es gar nicht glauben. Ich werde auch, wenn ich zurückkehre, Hermlin fragen, ob er den Wortlaut des Interviews, so wie es hier steht, geschrieben bekam. Wenn das der Fall ist, dann erleiden wir, glaube ich, einen schrecklichen Verlust. Ich habe in vielen Jahren in Respekt, mit kritischem Respekt, mit Stephan Hermlin zusammengearbeitet. Unter anderem in der zweiten Berliner Begegnung, die in der Akademie der Künste in Berlin organisiert wurde, und würde das weiterhin tun.

Was er hier nun von sich gibt und was Hitzer nicht zitiert hat, könnte, wenn es so stimmt, wenn er es wirklich so gesagt hat, zum Bruch führen. Denn das kann nicht hingenommen werden. Hermlin sagt:

„Was mich angeht, so müßte ja klar sein, sehe ich sie gestört durch diese Herrschaften, die gegenwärtig sogenannte Flüchtlingsgespräche abhalten. Obwohl sie dazu niemand legitimiert hat. Flüchtlinge sind wir. Nur wir, niemand sonst. Nur wir Antifaschisten. Diese Herrschaften“ – er meint die Schriftstellerkollegen, die die DDR verlassen mußten – „diese Herrschaften sind Ausreißer, Ausreißer mit Sack und Pack, bei hellichem Tage, mit schönen Papieren, auf ihre eigene Veranlassung und oft mit freundlicher Verabschiedung. Solange Grass sich stören läßt von diesen Leuten und sie sozu-

sagen in seine Arme nimmt, sie sozusagen bevatert, wird das wohl nichts werden.“

Dieser Abbruch – immer vorausgesetzt, Hermlin hat es so gesagt – der Gesprächsbereitschaft unserer Kollegen aus der DDR muß auch für uns, leider, muß auch für uns gewisse Konsequenzen haben, wenn wir unsere Friedensarbeit fortsetzen. Ich bin weiter dafür, selbstverständlich, mit dem Vorsitzenden des Schriftstellerverbandes der DDR, Hermann Kant, zu verhandeln. Wir können daran nichts ändern. Aber wir müssen wissen, mit wem wir verhandeln. Hermann Kant hat bei dem Gespräch in Den Haag einen Vorschlag von mir und anderen, eine Art Kontor zu gründen, zusammengesetzt aus Schriftstellern beider deutscher Staaten, das sich da befassen soll mit allen Leuten, die in der Friedensbewegung arbeiten in beiden deutschen Staaten und behindert werden, die da verfolgt werden, denen behilflich zu sein, Hermann Kant hat das abgelehnt damals mit dem Argument: so was kann bei uns nicht passieren, wenn es solche Fälle geben sollte, werde ich mich persönlich darum kümmern. Seither mußte ich leider, in ziemlich regelmäßigen Abständen, Hermann Kant Listen von jungen Leuten in Jena und Weimar schicken, die seit Wochen inhaftiert sind; seit Monaten inhaftiert sind und muß ihn darauf aufmerksam machen, daß diese Fälle vorliegen, schon lange vorliegen. Ich habe bisher von Hermann Kant keine Antwort bekommen. Wir müssen diese Antwort einklagen, wenn wir mit ihm weiter verhandeln. Und ich bin dafür, daß wir weiter verhandeln. Aber auch mit Kritik, mit Forderungen, die an uns gestellt werden können, die aber auch wir stellen müssen. Es ist nicht möglich, daß hier unter dem Dach Engelmann-Kant Dinge in die Welt gesetzt werden und gleichzeitig unter den Teppich gekehrt wird, was tägliche Praxis in der DDR ist – die Verfolgung der Angehörigen und der Mitstreiter der Friedensbewegung „Schwerter-Pflugscharen“ in der DDR. Die verdienen unsere Solidarität, und wenn das von euch mitgetragen ist, diese Unterstützung der Friedensbewegung der DDR, bin ich bereit, diese Fortsetzung von Friedensarbeit fortzusetzen. Sonst wird das nicht möglich sein.

Heinrich Böll

Ich will mich sehr kurz fassen. Zu dem Interview Hermlin möchte ich mich nicht äußern, es ist zu peinlich. Ich kann nur hoffen, daß er es korrigieren wird oder zurücknimmt. Mir geht es um etwas anderes. Um die merkwürdige Unterscheidung zwischen Kriminellen und Schriftstellern. Es hört ja nicht einer auf, Schriftsteller zu sein, wenn er kriminell wird. Eine bürgerliche Auffassung von Literatur, die mich zutiefst beunruhigt, schon damals, als die Äußerung fiel... Und wenn ich mich heute abend strafbar mache, gegen das Strafgesetzbuch oder das bürgerliche, höre ich ja nicht auf, ein Autor zu sein. (...) Das ist, glaub ich, eine Bemerkung, die ich mir als Autor, die wir uns als Autoren hier schuldig sind. Kriminalität und Autorschaft oder Künstleramt widersprechen sich nicht.

Erwin Ferlemann

Ich halte kein Schlußreferat, aber ich glaube, es ist wohl die Pflicht des Vorsitzenden, in dieser Situation ein paar Sätze zu sagen. Zunächst einmal hole ich das nach, was ich zwischen den Wahlgängen schon getan habe. Ich gratulierte den Gewählten zu ihren Wahlerfolgen, und ich hoffe und ich glaube,

daß wir mit dem heute hier gewählten Vorstand eine vernünftige Aufbauarbeit für den VS durchführen können. Ich sage das ausdrücklich – mit allen Gewählten. Ich habe das dem Kollegen Loest auch selbst und persönlich gesagt. Ich habe ihn gebeten, diese Arbeit nicht mit Vorurteilen zu beginnen, sondern durch die tägliche Arbeit sich überzeugen zu lassen, daß wir bereit sind zur Zusammenarbeit, daß eine Zusammenarbeit erwünscht und möglich ist. Wir brauchen die gute Zusammenarbeit.

Und, Kolleginnen und Kollegen, mein Appell an euch: die nächsten Tage und Wochen, so lang dauert das Medienspektakel, werden für uns alle nicht leicht sein. Wenn einige von euch in die Lage kommen, gefragt zu werden von den Medien, was ihr von der Situation haltet. Ich habe vorhin im Fernsehinterview gesagt, daß ich das Ausziehen der Berliner Kollegen für eine spontane Reaktion halte und daß ich hoffe, daß sie nach dem Nachdenken zurückkommen zur gemeinsamen Arbeit. Ich habe betont, zur gemeinsamen Arbeit.

Ich hoffe, daß die Bemerkung, der Kollege Loest sei der Fuß in der Tür, von dem Kollegen Loest nicht so verstanden wird, sondern daß er bereit ist, seine Wahlfunktion als Vorstandsmitglied des VS auszuüben und keine Fuß-in-der-Tür-Funktion übernehmen soll.

Wir sind bereit, ihn anders zu behandeln als den Fuß in der Tür.

Laßt uns, Kolleginnen und Kollegen, auf die spontane Reaktion der Berliner Kollegen mit Ruhe reagieren. Laßt uns nicht eine neue Schlacht schlagen. Laßt uns abwarten und laßt uns nach Gelegenheiten suchen, die Berliner Kollegen zu überzeugen, nicht zu überreden, sondern zu überzeugen, daß sie als Berliner Verband allein eben allein sind. Und daß man es sich nicht leisten kann, in den kommenden Auseinandersetzungen, die uns aufgezwungen werden im Zeichen der Wende, daß man es sich nicht leisten kann, als Verband allein diese Abwehrkämpfe zu führen, die wir gemeinsam alle zu führen haben. Ich danke euch allen für eure Disziplin, auch in den letzten Wahlgängen, für eure, im großen und ganzen doch richtige Reaktion auf den Auszug der Berliner Kollegen, und wünsche uns eine gute, positive und förderliche Zusammenarbeit. Ich danke.

Gegendarstellung:

In der Zeitschrift „kürbiskern“, Heft 2/84, auf Seite 30, behauptet Herr Bernt Engelmann in dem Interview unter der Überschrift „Wer Anstoße gibt, muß Anstoß erregen“, daß ich in der Zeit vor dem „Prager Frühling“ quasi Berufsverbote verhängt habe. Dies ist unrichtig. Nie habe ich in Prag Berufsverbote verhängt, auch nie quasi.

Köln, den 4. April 1984
gez. Tomas Kosta, Geschäftsführer der Bund Verlag GmbH

Kollegenfragen an Tomas Kosta:

1. Ist es richtig, daß T. Kosta die Koll. Barbara Degen beim Luchterhand Verlag abwarf, um sie beim Bund Verlag zu beschäftigen und dann kündigte, als er sie als „DKPnah entlarvte“?
2. Ist es richtig, daß T. Kosta den Titel „Bundeswehr in der Demokratie. Macht ohne Kontrolle?“, Europäische Verlagsanstalt 1974, der sich mit rechtsradikalen Tendenzen in der Bundeswehr befäßte, einstampfen ließ?
3. Ist es richtig, daß T. Kosta versuchte, den Verkauf der Biografie „Willi Bleicher. Ein Leben für die Gewerkschaft“, Nachrichten Verlag 1983, in den Buchhandlungen des Bund Verlags zu unterbinden?
4. Ist es richtig, daß T. Kosta dafür sorgt, daß „milieubige“ Titel in den Buchhandlungen des Bund Verlags nicht geführt werden?

Dieter Lattmann Die „polnische Teilung“ des VS

Machen wir uns nichts vor, meine Schriftstellerkolleginnen und Autorenfreunde und Sie, die an der Literatur und ihren Urhebern Anteil nehmen: Es hat in Saarbrücken am zurückliegenden Wochenende eine innere Teilung des Schriftstellerverbandes stattgefunden. Und es war, was zu erläutern ist, eine „polnische Teilung“. Sie wird uns lange zu schaffen machen, auch wenn wir, ein Großteil der schreibenden Bürger der Republik, äußerlich zusammenbleiben und scheinbar gemeinsam weitermachen. An der Frage nach der Substanz der Gemeinsamkeiten scheiden sich gegenwärtig die Geister.

Das hat zwei Tage hindurch auf der Bundeskonferenz des Verbands deutscher Schriftsteller, des VS, ein Streit bewiesen, von dem ich nicht einmal weiß, wie wir es fertigbrachten, ihn anwesend auszuhalten. Es muß noch eine restliche Bereitschaft in uns geben, das Geschehene nicht als unabwendbar hinzunehmen. Sie ließ uns ausharren in der Wortverwirrung, aus der Schriftsteller eigentlich nur davonlaufen konnten. Wenn ich mir all das Behauptete, Zutreffende, Halbwahre oder Unwahre, das Schrille und oft auch Niederrächtige, das über Mikrofone und Lautsprecher auf uns eindrang, in Erinnerung rufe, Wort für Wort, und vor allem die Unvereinbarkeit des politischen Denkens, die uns befallen hat, empfinde ich auch mich als Teil in dem Prozeß der Zersplitterung. Aber ich werde nicht aufhören zu fragen: Wie können wir, was zerriß, so bald wir die Kraft dazu aufbringen, wieder zusammensetzen?

Als der VS vor fünfzehn Jahren, im Juni 1969, in Köln gegründet wurde, lautete die Einigungsformel: „Wenn wir uns wechselseitig an unseren Büchern messen, einigen wir uns nie. Wenn wir aber zugrunde legen, von welchen Kräften wir abhängig sind – rechtlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich –, müßten wir Fachidioten sein, wollten wir das Bestehende nicht zu ändern versuchen. Anders nähme es mit Schriftstellern wohl ein paläontologisches Ende: sie, die letzten ihrer Art, wären dann die Dinosaurier des kybernetischen Zeitalters.“

Das war auf der Versammlung im Gürzenich die geschlossene Meinung. Heinrich Bölls Rede vom „Ende der Bescheidenheit“ wurde bei der Gründung zum Patentanspruch. Im folgenden Jahr traf man sich in Stuttgart zum ersten Schriftstellerkongress des VS, zur mächtigen Selbstsuggestion der „Einigkeit der Einzelgänger“. An dieser Stelle will ich aussprechen, daß ich befangen bin. Meine Befangenheit als Mitbegründer, der erster Vorsitzender wurde, hat sich angesichts der Ereignisse im VS und mehr noch deren öffentlicher Deutung zu einer Betroffenheit ausgewachsen, die die VS-Historie von eigener Erfahrung schwer trennen kann. Auch heute erscheint mir, was im Schriftstellerverband vorgeht, nur teilweise sachlich begründet und außerordentlich abhängig von den Personen, die es bewegen. So bemühe ich mich, mir ein Bild zu machen, das der Wahrheit nahekommt. Was mich irritiert, ist die Tatsache, daß es in Saarbrücken so viele Besitzer der Wahrheit gab und daß sie in ihren Beschreibungen so unterschiedliche Gesichter hatte.

Es ging um Polen insofern, als ein Antrag des Berliner VS vorlag, die Delegierten sollten die bisherige Haltung des Bundesvorstands unter Bernt Engelmann im umstrittensten Punkt mißbilligen. Der VS habe gegenüber dem den polnischen Autoren neu verordneten Schriftstellerverband schwächlich taktiert. Nötig sei die eindeutige Forderung, der verbotene traditionsreiche

Schriftstellerverband müsse in Polen wieder zugelassen werden. Das Ganze entzündete sich an dem Wortlaut eines Telegramms, das VS und P.E.N. gemeinsam an General Jaruzelsky geschickt hatten. Der P.E.N. aber wurde nicht gescholten. Alles schien sich nur noch um den bestimmten oder einen unbestimmten Artikel zu drehen: ob „der“ oder „ein“ Schriftstellerverband in Polen her müßte. Dabei macht die polnische Sprache nicht einmal genau diesen Unterschied.

Polen wurde zur Metapher für den Vorwurf, den eine Minderheit von Mitgliedern seit Monaten öffentlich gegen die Politik des VS in der Gewerkschaft Druck und Papier erhoben hatte. Der Bundesverband habe Menschenrechtsfragen in Warschauer-Pakt-Ländern vernachlässigt, ja sich in sozialistischen Ländern angebiedert. Darin gipfelte die Auseinandersetzung. Sie endete, wie bekannt, mit dem Rücktritt des Engelmann-Vorstands und der Einberufung der Konferenz zur Neuwahl. Dort nun machten sich Heinrich Böll, Günter Grass und Siegfried Lenz zu Sprechern der Forderung nach Widerruf des Telegramms und der gesamten VS-Ostpolitik.

Der Berliner Antrag forderte sogar allen Delegierten das VS-Schuldbekenntnis ab. Es hieß darin: „Wir, die Mehrzahl der im VS organisierten Schriftsteller, haben diesen Prozeß, der oft den Charakter einer Hexenjagd annahm, nicht ausreichend wahrgenommen, dadurch seine Folgen bagatellisiert und Kronzeugen dafür, wie sich polnische Autoren von ihren deutschen Schriftstellerkollegen der Bundesrepublik im Stich gelassen fühlen, sprach einer von ihnen, Adam Zagajewski, in Saarbrücken als Gast des VS.“

Die „polnische Teilung“ war zuerst am Beifall abzusehen, der die Reihen der Versammlung durchzog. Später wurde sie durch zwei Abstimmungen mit je einer Stimme Mehrheit bewiesen. Nachdem die Hauptanklage des Polenartags zur Begründung erklärt und die Forderung nach Wiederzulassung des verbotenen Verbands als Antrag stehengelassen wurde, stimmten dafür 23 gegen 22 Delegierte bei drei Enthaltungen. Umgekehrt erhielt – für die meisten überraschend – der Gegenkandidat Hans Peter Bleuel gegen Ingeborg Drewitz in der Konkurrenz um den neuen Bundesvorsitz 19 gegen 18 Stimmen bei elf Enthaltungen. Das geschah unter anderem deswegen, weil manche in der denkbar knappen Mehrheit meinten, Ingeborg Drewitz könnte nicht nur durch ihren Wohnsitz dem Einfluß der Berliner Gruppe zu sehr ausgeliefert sein. Tatsache ist, sie hatte sich schrittweise der Sicht der derzeitigen Berliner VS-Mehrheit angeschlossen und dadurch ihre sonst wohl sichere Wahl zur Bundesvorsitzenden eingebüßt. Denn die Berliner um ihren Ortsvorsitzenden Christoph Buch drängen den Bundes-VS zur Priorität bei Menschenrechtsprotesten von West nach Ost. Sie tun dies offenbar aus Überzeugung, jedoch mit einem moralischen Rigorismus, der einseitig wirkt und nach meiner Meinung das reale Gewicht von Menschenrechtsappellen im Ost-West-Konflikt weit überschätzt.

An diesem Punkt, fürchte ich, könnte die Solidarität mit *Solidarność*, würde sie im VS weiterhin ultimativ als moralische Mindestforderung für alle erhoben, dahin führen, daß am Ende weder die polnischen Schriftsteller den Verband haben, den sie brauchen, noch die Schriftsteller in der Bundesrepublik ihren. Den Ost-West-Konflikt, der die Welt seit eineinhalb Generationen mit dem Untergang bedroht, können wir im Schriftstellerverband nicht lösen. Was soll, was muß geschehen mit dem VS in seiner innerlich gespaltenen Situation? Gemessen an den Ergebnissen von Saarbrücken gibt es zwei etwa gleich starke Lager mit unterschiedlicher Einschätzung der politischen Auf-

gabe des Verbands, beruhend auf offensichtlich verschiedener Weltanschauung. Das bedeutet für den neuen Vorstand mit Bleuel und dem aus der DDR zu uns gekommenen Erich Loest sowie Gert von Paczensky eine schwere Hypothek. Bleuel steht der SPD nahe, aber schon melden Agenturen, er befände sich im Einflußfeld der DKP, wie überhaupt McCarthysche Umrübe in einem Teil unserer Medien dem VS die Demokratie erschweren, weil viele Kritiker nur rot sehen, wo ganz andere Farben, zum Beispiel Grün oder sozialdemokratisches Orange die Szene bestimmen. Die Kräfte, die den Weg des VS und seiner Gewerkschaft in die IG Medien und Kultur verhindern wollen, betreiben die Auseinandersetzung nicht selten mit Methoden wie in einem Wahlkampf.

Niemand aber ist in Saarbrücken aufgestanden und hat erklärt: „Wir brauchen den VS nicht mehr.“ Im Gegenteil, immer neu wurde betont, wie dringend Schriftsteller gerade heute in der drastisch verschlechterten Arbeitssituation ihren Verband brauchen. Der Beschuß, der die Stufenentwicklung zur Mediengewerkschaft ab 1985 bekräftigte, wurde wie fast alle Sachanträge zum Arbeitsprogramm des VS mit großer Geschlossenheit gefaßt. Es gibt in den berufspolitischen Fragen kaum Gegensätze, viele Ergebnisse waren einstimmig. Darüber freilich wurde nicht berichtet. Der Streit, die drohende Spaltung sind interessanter für die Medien. Dabei ist diese Einigkeit bemerkenswert für einen Verband, in dem Personen und mit ihnen verbundene allgemeinpolitische Vorstellungen Fraktionierung auslösen. Das sind Hinweise, wie der Konsens im VS wiedergefunden werden kann.

Schriftsteller können sich im VS offenbar darauf einigen, daß die Forderung nach Menschenrechten unteilbar ist und daß sie nach Ost und West, nach Nord und Süd zu richten ist. Nicht einig werden können sie sich gegenwärtig darüber, wie die innenpolitische Wirkung bestimmter Menschenrechtsinitiativen im Kräftefeld unserer eigenen ideologischen Spannungen zwischen Parteien und Bevölkerungsgruppen einzuschätzen ist. Dennoch ist der Auftrag an den neuen Vorstand klar. Es wurde bekräftigt, daß der Schriftstellerverband sich als Teil der Friedensbewegung versteht, und zwar blockübergreifend. Die „Heilbronner Erklärung“ wurde angenommen.

Es gibt keinen Meinungsunterschied darin, daß es Aufgabe des VS ist, nach seinen Kräften verfolgten Autoren zu helfen. Der Konflikt entsteht, wenn die Autoren sich im Verband darüber auseinandersetzen, ob in einem bestimmten Fall der hierzulande veröffentlichte Protest wirksamer ist oder das direkte Eintreten für einzelne, wie „amnesty international“ es meist tut, ohne Aufsehen bei uns, aber so wirksam wie erreichbar in dem betreffenden Land. Viele beurteilen das auch im VS als „Leisetreten“, obwohl lange Erfahrung es als aussichtsreicher erweist.

All dies stand hinter der „polnischen Teilung“ in Saarbrücken. Der VS kann sie nur überwinden, wenn die Schriftsteller überprüfen, was unter ihnen Konsens findet. Nur das kann eine neue Einigung begründen: in erster Linie die gemeinsamen rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen und die immer umstrittene Meinungsfreiheit.

Klärung oder Konfrontation?

kürbiskern-Gespräch über die Bundesdelegiertenkonferenz des VS, Saarbrücken 1984, mit Knut Becker, Sarah Camp, Jürgen-Peter Stössel, Friedrich Hitzer.

Stössel: Ihr habt an der Konferenz teilgenommen. Ich habe die hier veröffentlichten Redeauszüge zwei-, dreimal gelesen und habe dennoch vieles nicht verstanden. Worum geht es da eigentlich? Ich entnehme aus der Schlußbemerkung von Ferlemann, daß der interne Knatsch in einem enormen Maß überhand genommen hat; es wurden nicht namentlich genannte Verdächtigungen gegen Personen und Gruppen angedeutet; das kann man einfach nicht nachvollziehen. Im Grunde ist das auch unwichtig. Zunächst las glaubt, was er da gesagt hat. Vielleicht könnte man von da aus einiges rekonstruieren und überlegen, wie kommt der eine oder der andere zu seiner Position. An ein paar Punkten ist das genannt worden; wenn Buch beispielsweise sagt, er hätte seine marxistischen Auffassungen aufgegeben, seitdem er mit einigen Dissidenten, oder wie immer man die nennen will, befreundet ist, dann kann ich das – von seiner Entwicklung her gesehen – nachvollziehen. Ähnlich ergeht es mir bei den Aussagen von Heinrich Böll und Günter Grass. Ich will also keine böswillige Strategie vermuten. Und dann kommt der Punkt, wo sie sich als die Vertreter der Wahrheitinstellen. Hier wird ein Begegnung eingeführt, als sei er absolut und über jeden Zweifel erhaben, an dieser Wahrheit darf niemand herumdeuteln. Das reduziert sich am Schluß auf die eine bedingungslose Forderung: Seid ihr jetzt für uns und mit uns gegen den Sozialismus wie er „drüber“ existiert, weil das nach unserer Ansicht kein Sozialismus ist. Wenn ihr aber nicht dieser Meinung seid, dann brauchen wir gar nicht mehr weiter miteinander verhandeln. Am Schluß wird von allen der Offenbarung seid verlangt, mit dem Ultimatum – schwenkt ihr auf unsere Linie ein oder nicht. Wenn ihr aber das nicht tut, dann lassen wir die Geschichtshochgehen. Das bleibt haften, was sonst darum herumgedeutet wurde, blieb Beiwerk.

Becker: Die Frage lautet für mich – wollte diese Gruppe etwas anderes als Konfrontation? Ich hatte von Anfang an den Eindruck, sie wollte nichts anderes als das. Von den ersten Wortbeiträgen hatte ich das Gefühl, die fahren einen scharfen Konfrontationskurs, sie sind nicht bereit, auf irgendwelche Kompromisse hinzusteuern, sondern sie wollen eine Linie, die sie sich vorher formuliert haben, um jeden Preis durchziehen, ohne jeden Versuch, mit anderen zusammenzukommen. Genau das, was du beim Lesen herausfandest, wollten sie: Seid ihr mit uns, oder seid ihr gegen uns?

Stössel: Du hattest also nicht den Eindruck, daß sie zunächst ihre Position darlegen wollten und dann offenlassen, bis zu welchem Punkt sie mitgehen könnten? Also bereit waren zu einer Kompromißformel. In einem Zwischenruf wurde ja in abfälliger Weise der „Minimalkonsens“ angebracht, was ich aus der Friedensbewegung kenne, als sei das etwas Schändliches, wenn man sich auf einen gemeinsamen Nenner versucht zu einigen. Da wird eben auch wieder dieser rigorose Wahrheitsanspruch aufgestellt, also: Entweder alles

oder nichts, entweder maximal diese Wahrheit und nichts als diese Wahrheit, und alles andere ist Verrat. Da ist dann freilich keine Einigung mehr möglich, dann ist auch keine Gewerkschaftsarbeit mehr möglich.

Becker: Schon die ersten Wortbeiträge ließen auf persönliche Angriffe hinaus, nicht nur in Sachen Ferlemann, sondern etwa die ersten Beiträge von Schwenger. Da waren sofort persönliche Angriffe drin, die an der Sache völlig vorbeigingen, da ging es gleich um die Haltung der Antragskommission, die er massiv angriff, bevor die Aussprache einsetzte.

Hitzer: Das ist ein Kapitel für sich, das betrifft den Berliner Antrag, der unter Ziffer 4 der Programmanträge eine Schlüsselrolle in der Auseinandersetzung spielte und der mit einer Stimme Mehrheit angenommen wurde. Die Debatte darüber stellte einen Kristallisierungspunkt vor den Wahlen des neuen Bundesvorstands dar. Man muß ja sehen, daß beides – die Abstimmung über den Antrag 4 und die Abstimmung bei den Wahlen – mit numerisch hauchdünnen Mehrheiten erfolgt ist. Da ist etwas zu beobachten, was zur Regie der Westberliner gehörte, mit der auch der alte, kommissarische Bundesvorstand und alle Landesvorsitzenden überfahren wurden. Das wurde unter einigen Delegierten zuvor diskutiert. Vereinbart war zwischen Bundesvorstand und allen Landesvorsitzenden auf der einen Seite mit dem Vorsitzenden des Westberliner VS, Hans Christoph Buch, auf der anderen Seite, außerhalb der Tagesordnung der Bundesdelegiertenkonferenz, eine Informationsveranstaltung über Polen am Freitagmittag durchzuführen. Da keine anderen ausländischen Vertreter eingeladen werden sollten, war diese Trennung vorgesehen und fest vereinbart, damit die eigenen Probleme und eine Neuwahl gründlich erörtert und vorbereitet werden könnten. Tatsächlich wurde ein Tribunal veranstaltet, das die gesamte Delegiertenkonferenz beherrschte, jede Entscheidung mitbeeinflußte, sowohl die Abstimmung über den Berliner Antrag als auch die Wahl des Bundesvorstands. Dafür gab es eine ausgeklügelte Regie, die zum Teil so fein gesponnen war, daß das Resultat bei diesen beiden Kristallisierungspunkten – der Abstimmung über den Berliner Antrag und den Wahlen – ein völlig anderes war, als sich das die schlauen Regisseure aus Westberlin gedacht hatten.

Camp: Die Frage, ob das Taktik war oder der Ausdruck eines rigorosen Moralismus, möchte ich einmal ausklammern. Als Zuhörerin hatte ich jedenfalls den Eindruck, den du jetzt als Leser des Materials formuliert hast, nämlich, daß da eine Kreuzzugsideologie am Werk war, von Anfang an. Das Stichwort vom Kalten Krieg wurde von Gert von Paczensky den Kollegen fast flehentlich vorgehalten, mit der Bitte, sich der Folgen bewußt zu sein. Es wurden dennoch Positionen in massiver Weise vorgetragen, und ich konnte die Resonanz der Berliner deutlich beobachten, die alle unmittelbar vor mir saßen, die nicht Delegierte waren, jedenfalls war es ein ganzes Kontingent von Leuten, und mir ist ganz deutlich ein Satz in Erinnerung, den Siegfried Lenz von der Rednertribüne aus formuliert hatte und der darauf hinauslief, daß die Leute, die im Streit liegen, ihre Informationen von ganz verschiedenen Quellen beziehen. Mir scheint es auch so zu sein, daß da so Wahrheitssucher am Werk sind und darauf beharren, zu wissen, wie es ist, vor allem, daß sie es besser wissen als der alte Bundesvorstand und alle anderen, die nicht ihre Wahrheit

teilen. Das ist eine Art subjektiver Radikalität, das erinnert mich ein wenig an die Schule, wo wir sogenannte antifaschistische Aufklärung erhielten: Du verlierst jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit, wenn du nicht aussagst und Zeugnis ablegst. Dabei verliert man natürlich völlig aus dem Auge, daß man auch politisch zu handeln und an Mehrheiten, Wege und Ziele seines Handelns zu denken hat. Nein, da wird verlangt, Zeugnis abzulegen, vom Leiden und von der Unterdrückung. Das ist für den Zuhörer eine ganz merkwürdige, fast möchte ich sagen, beschissene Situation, weil dabei dauernd Fragen erörtert werden, die ich so nicht beurteilen kann. Es war ja auffallend, daß jeder Redner von der Berliner Fraktion sein Statement auch mit Bekenntnissen eingeleitet hat, er will die Mediengewerkschaft, er will die Verbandspolitik, er will die Gewerkschaftsarbeit fortgeführt wissen, er will die Sozialpolitik – da gab es kaum Differenzen. Aber eben auf diese Fragen, etwa auf die vertrackte Künstlersozialversicherung, hätte man tatsächlich zwei Stunden verwenden sollen. Sie haben aber nur ihre Bekenntnisse abgegeben für solche Ziele, und dann ging es los und immer weiter über die Situation in Polen.

Stössel: Dazu kommen die Namen, die zitiert und aufgerufen werden. Jeder hat seine Kronzeugen für die Unterdrückung, das kann ein Außenstehender sowieso nicht nachprüfen, man verlangt aber, daß er das glaube, weil es die Wahrheit sei. Da ist keine weitere Diskussion mehr möglich.
Becker: Was mich besonders betroffen gemacht hat, das war auch die Art meines Erachtens nicht unvorbereitet –, wie mit plakativen Begriffen und, wie ich meine, auch mit Entstellungen gearbeitet wurde. Wenn etwa Heinrich Böll in seinem Beitrag über den bisherigen Bundesvorstand, speziell Bernt Engelmann, von Distanzlosigkeit gegenüber östlichen Schriftstellerverbänden spricht, dann ist das durch nichts belegt, sondern es ist ein plakativer Begriff, der gut ankommt und den ein scharfer Geist wie Heinrich Böll sicher nicht benutzt, ohne vorher darüber nachgedacht zu haben. Und wenn er ihn ohne jeden Beleg benutzt, hat er sicher seinen Grund dazu. Das gleiche gilt für mich bei Günter Grass, der das Zitat im Ferlemann-Interview des *kürbiskern* bewußt an einer Stelle beendet, bei der noch der Eindruck erweckt wird, Erwin Ferlemann habe die Berliner Schriftsteller als fünfte Kolonne bezeichnet, statt das Zitat insgesamt zu benutzen, wo deutlich wird, was er meint, nämlich, da gibt es Kräfte, die wollen eine fünfte Kolonne aufbauen – aus den Schriftstellern, die aus der DDR kommen, aus Polen, aus der UdSSR usw., damit diese Leute auf ihre ursprünglichen Heimatländer einwirken. Und dafür gibt sich die IG Druck und Papier nicht her. Von daher wird das sogar richtig. Die Emotionalisierung hat Grass eben dadurch erreicht, daß er diesen Grundgedanken Ferlemanns wegläßt, so daß der Eindruck entstand, Ferlemann habe gesagt, sie seien eine fünfte Kolonne. Alle haben sich dann auch dagegen verwahrt, von Ferlemann als fünfte Kolonne bezeichnet zu werden, was Ferlemann aber nie gesagt hat.

Hitzer: Um sein Entgegenkommen zu beweisen, hat Ferlemann den Begriff, aber nicht seine Aussage zurückgenommen. Unter den hochbrandenden Emotionen, die in der Sache keinerlei Begründung hatten, hat mir ein Kollege nachträglich vorgehalten, ich hätte Ferlemann den Begriff fünfte Kolonne aus seiner Äußerung streichen sollen. Warum sollte ich, da die Aussage ge-

nau dem entspricht, was hier Knut Becker wiederholt, und anhand zahlloser historischer und aktueller Beispiele bewiesen werden kann? Woher das Mißverständnis kam und ob es überhaupt eines war, will ich nicht erörtern: Einige Kollegen zogen sich den Schuh an, obwohl ganz andere gemeint waren. Ich meine, bei diesem Problem kann es in einem Verband wie dem VS keine Einigung, sondern nur die Übereinkunft darüber geben, daß es grundsätzliche Differenzen gibt. Das wird lange Zeit so sein. Mir fiel auf, daß in dem Zitat, das Jürgen Fuchs brachte, und das einer marxistischen Analyse entstammte, das Stichwort Imperialismus vorkommt, ohne die das keinen Sinn hätte, was mit fünfter Kolonne gemeint ist. Und das kann doch jeder nachprüfen, daß Imperialismus und Faschismus nicht nur ein Wort geprägt haben, sondern bis heute danach handeln und vorgehen. Mir fiel auf, daß Imperialismus nur als Wort, aber nicht als Realität vorkam. Und als sich Grass über den, wie er sagte, „Dreckskerl Geißler“ ärgerte, der dasselbe Wort wie Ferlemann gebraucht habe, so verschwendete er schon keinen Gedanken mehr darauf, ob nicht Geißler exakt in dieser Tradition des Imperialismus und Faschismus steht, zu der auch die Demagogie gehört. Vor allem frappierte mich, daß dann schon keiner mehr bedachte, ob bestimmte Maßnahmen in den sozialistischen Staaten nur im Zusammenhang mit dieser Politik der Infiltration und des permanenten Angriffs, der Kriegsvorbereitung auf allen Ebenen zu verstehen sind. Allerdings hörte ich auch, die Völker in den sozialistischen Staaten müßten „befreit“ werden, so versteht auch Jürgen Fuchs seine Mission, und Hans Christoph Buch sprach von einem „historischen Prozeß“. Da geht es schon nicht mehr darum, wie aufrichtig und ehrlich die das meinen, das will Konfrontation; es ist die Erklärung einer unverhohlenen Gegnerschaft. Im übrigen wunderte mich die Aufregung, die der *kürbiskern* gebracht hat. Sind manche Leute schon so unempfindlich für die Bedrohung, die uns in einen neuen, schlimmeren kalten Krieg hineindrägt? Oder haben sie schon eine Position bezogen, die wir aus Vorkriegszeiten kennen? In diesem Zusammenhang war die Äußerung von Siegfried Lenz sehr wichtig, obgleich er immer noch offenläßt, ob er Sperbers Aufruf zu einer nuklearen Aufrüstung Westeuropas teilt; hätte er sich davon wie Grass distanziert, würde das der Bewunderung für den Schriftsteller Sperber keinen Abbruch tun. Doch der Gedanke von Lenz, wir hingen von verschiedenen Gesprächspartnern ab, besagte: Wenn wir im Gespräch bleiben wollen, dann sollten wir auch die Motive und die Befürchtungen des anderen begreifen lernen; wir müssen sie nicht teilen, aber kennen sollten wir sie, andernfalls verlieren wir die Fähigkeiten zum Zuhören und zum erneuten Nachdenken.

Stössel: Heinrich Böll erwähnt, er werde in Moskau auf Schritt und Tritt überwacht. Dann spricht er von „deutschen Parteipolizisten“, das ist eine Verdächtigung, mit der ich überhaupt nichts anfangen kann. Wen meint er mit denen, die ihn angeblich in Moskau zinken wollen? Das häuft sich bei ihm. Nun will ich ja nicht seine Erfahrung anzweifeln. Ich habe aber andere Erfahrungen in Moskau gemacht.

Becker: Als Heinrich Böll würde mich das mehr betreffen zu wissen, mein Telefon ist hier überwacht, wo ich lebe, als in Moskau, wo ich zu Besuch bin. **Stössel:** Nun könntest du argumentieren, wenn du dich als Linker darstellst,

dann schmerzt es dich mehr, in einem Staat, der dir nähersteht, überwacht zu werden als in einem, von dem du ohnehin nichts Gutes erwartest.

Becker: Den Eindruck hatte ich bei den Äußerungen Bölls nicht.

Hitzer: Der tiefe Widerspruch betrifft den Umgang mit den sozialistischen Staaten. Dieter Zimmer hat in seinem Artikel – *Die Zeit* vom 6. April 1984 – darauf hingewiesen, die „Haltung zu dem, was sich seit 1917 als Sozialismus anbietet, ist für die Intellektuellen nach wie vor eine der großen und dauerhaften historischen Fragen überhaupt“. Das ist natürlich mehr als ein Understatement, denn das betrifft die gesamte welthistorische Entwicklung, also alle gesellschaftlichen und politischen Kräfte in aller Welt. Und während die Mehrheit im VS wie auch eine große Mehrheit der Bevölkerung, bei allen Einwänden gegen die sozialistischen Staaten, für eine friedliche Koexistenz, für Entspannung und Zusammenarbeit stehen, formuliert eine Minderheit des Verbands, natürlich im Namen der Menschenrechte, eine Position, die zur Konfrontation und zum Kalten Krieg führt. Wer die andere Seite auf die Anklagebank versetzt, wird keine Gesprächspartner mehr finden. Was wäre denn geschehen, wenn einer Heinrich Böll gesagt hätte, warum er sich nicht von dem Faschisten Solschenizyn distanziert, der seit seinem Interview mit der *Deutschen Nationalzeitung* vom 8. August 1975 nicht nur zum kalten, sondern zum heißen Krieg hetzt, denn seither entspricht Solschenizyns Programm seiner Schlagzeile für diese Zeitung: „Tod dem Kommunismus“.

Becker: Hier kam für mich auch ein ganz merkwürdiges Gewerkschaftsverständnis bei den Berliner Kollegen mit zum Vorschein. Als die Berliner zum Schluß auszogen, habe ich mit einem diskutiert. Ich sprach von Solidarität, der aber sagte zu mir: Mit dir fühle ich mich überhaupt nicht solidarisch, mit dem fühle ich mich solidarisch, und er zeigte auf Adam Zagajewski – mit dir nicht, schrie er. Das war für mich das Pünktchen auf dem i der ganzen Auseinandersetzung. Hier ging es weder um gewerkschaftliche Solidarität noch war nur auf Schriftsteller der DDR und Polens bezogen, sonst gar nichts, im Sinne ihres absoluten Wahrheitsanspruchs.

Hitzer: In vielen Landesverbänden war bis zum Schluß unklar, wer von den Polen überhaupt eingeladen wird. In einem Land, wo 1981 das Kriegsrecht ausgerufen wurde, gibt es doch offenkundig härteste Konfrontationen, sonst wäre es nicht zu dieser erschreckenden Maßnahme gekommen. Nun kam Zagajewski; ein Tonband von Bartoszewski wurde abgespielt. Was wäre gewesen, wenn einer ihrer polnischen Gegner, nicht ein Militär, sondern zum Beispiel eine angesehene Autorin in Saarbrücken geredet hätte? Niemand kann mir weismachen, daß auch nur ein Mitglied des VS über Polen etwas anderes weiß, als was ihm Polen und die hiesigen Medien über die jetzige Situation sagen. Ich kann mir das nur als Tumult vorstellen, wenn die polnischen Kontrahenten auf der Saarbrücker VS-Bühne aufeinander losgegangen wären; wenn dort etwa Jerzy Putrament oder die jetzige Vorsitzende des Schriftstellersverbands, die die Berliner und ihre polnischen Gäste völlig ablehnen, das Wort ergriffen hätten. Das Schauspiel möchte ich den Polen ersparen, vor einem deutschen Gremium ihre Kämpfe auszutragen: das wäre doch ein wütender Ringkampf der Fraktionen in Polen vor Deutschen.

Stössel: Sie beanspruchen dann immer noch die Wahrheit: Sie als Schriftsteller des Volkes, die der Wahrheit dienen, die anderen dienen den Machthabern; so stellen sie es dar, ohne zu merken, daß sie unversehens auch einer Macht dienen. Das entspricht einem zutiefst bürgerlichen Verständnis von Wahrheit, wofür sie hier überall Beifall erhalten, das ist ja etwas ganz und gar Unverbindliches. Die praktische Politik machen dann die anderen. Diese Intellektuellen vergessen, daß sie mit ihrer unpolitischen, weltüberspannenden Wahrheitsliebe genau das bewirken, was Böll und Buch als völlig unerheblichen Beifall von der falschen Seite abtun wollen. Das ist ein Problem, ich erinnere mich, wie ich anfing; ich hatte auch ein extrem bürgerliches Verständnis und gedacht, du mußt auf alle Fälle immer dagegen sein. Bei vielen ist das so, daß sie sich als Künstler überhaupt nicht vorstellen wollen, welche Folgen ihre Position hat. Sie leisten angeblich immer Widerstand, aber was damit gemacht wird, das hat sie nicht weiter zu kümmern. Sie sehen doch, was dabei herauskommt, und da frage ich mich, ob sie wirklich so naiv sind, wie sie sich teilweise darstellen.

Camp: Es wurde zwar oft der Beifall von der falschen Seite angesprochen, weniger gefragt wurde danach, was man selber will; dann kann man sagen, der Beifall ist mir gleich, es hat sich unglücklicherweise so ergeben. Das Paradoxe ist, je höher man die Politik ansetzt, man will also offensichtlich den VS dazu bringen, Außenpolitik zu betreiben, um nicht das zu sagen, was andere offen äußern, man will diese Systeme stürzen ...

Hitzer: ... befreien!!! ...

Camp: ... erst stürzen und dann befreien. Daß das unsere Aufgabe nicht sein kann, ist völlig klar. Es ergibt sich aber die paradoxe Situation, daß ich mit solchen Zielen unpolitisch werde, nämlich die Politik versäume, die wir im eigenen Interesse machen sollten, die mir möglich oder aufgetragen wäre. Da komme ich immer wieder darauf zurück, diese Leute haben nicht begriffen, daß sie in einer Gewerkschaft sind. Die breite Zustimmung zu den Sachfragen war zwar vorhanden, die entsprechenden Anträge wurden fast einstimmig angenommen, aber das ist auch irgendwo unpolitisch. Vielen genügt die Abstimmung, sie sagen, der Vorstand macht es dann schon. Da ist zuwenig Diskussion und zuwenig Beteiligung an der Arbeit.

Stössel: Ich habe den Verdacht, sie engagieren sich dort, wo es für sie keine Konsequenzen hat. Bei konkreten Aufgaben wie der 35-Stunden-Woche, der Schaffung der Mediengewerkschaft – da muß man ja etwas tun! Da genügen keine Presseerklärungen. Da ist Mitarbeit im Kleinen gefordert.

Camp: Es hat auch andere Konsequenzen für den einzelnen. Im Literaturbetrieb ist es wesentlich honoriger, für die Freiheit anderswo zu sein, als sich hier bei einem Streik solidarisch einzusetzen, das gilt offenbar bei manchen als unfein. Saarbrücken wirkte wie eine unpolitische Versammlung, bei der dauernd geredet wird, als müßten sie alle, wenn sie nicht Zeugnis darüber abgelegt haben, wie schrecklich das im Osten ist, als müßten sie dann irgendwo zum Beichten gehen. Bei einem Schriftstellerpfarrer, bei dem zu beichten ist, man habe nicht die Wahrheit ausgesprochen. So kam mir das vor.

Becker: Die Berliner Kollegen – ich sage das nach wie vor –, auch wenn sie das andersherum anders formuliert haben, die Berliner Kollegen engagieren

sich schon auch, in einigen wesentlichen Fragen. Wenn ich an das Engagement von Günter Grass in der Friedensbewegung denke, das will ich nicht reduzieren, ich finde es gut, wie er das tut und die Angriffe durchsteht. Nur, Grass reduziert sein eigenes Engagement im Lande dadurch, daß er sagt, die Haltung des VS zur Frage des polnischen Schriftstellerverbandes ist für mich die Frage, die darüber entscheidet, ob ich im VS bleibe oder nicht. Nicht die 35-Stunden-Woche, nicht die Haltung zur Mediengewerkschaft und zum Frieden, sondern die Haltung zu bestimmten Schriftstellern der DDR und Polens. Da springt Günter Grass zu kurz, und für mich wird die politische Linie deutlich.

Camp: Darf ich ergänzen, ich wollte nicht sagen, diese Kollegen täten nichts, Hannes Schwenger hat für Schriftsteller Wichtiges getan, aber in Saarbrücken kam das nicht heraus.

Hitzer: Doch, nur war es die Folge einer Position, die auf alles oder nichts drängte. Wenn ihr nicht akzeptiert, was wir verlangen – denn dies und nur dies allein ist die Wahrheit –, dann trennen sich die Geister, und es wurde ein Ultimatum nach dem anderen formuliert. Ihre Glaubwürdigkeit ist, wie Gert von Paczensky mehrmals betonte, nicht gegeben, weil sie ihr Polen-Tribunal nur gegen den VS richteten. So lange sie den P.E.N. nicht fordern – und das unterbleibt bis heute –, bleibt der Verdacht, sie benutzen die Polen-Frage für etwas anderes. Das heißt nicht, sie würden ihre Meinung über Polen nur vor täuschen, aber warum prügeln sie dafür nur den VS und warum nutzen sie eine Delegiertenkonferenz dafür, wo doch jederzeit eine eigene Konferenz zu diesem Thema, auch mit dem P.E.N., möglich gewesen wäre?

Heinrich Böll, Günter Grass, Siegfried Lenz sind prominente Mitglieder des P.E.N., dem Mitunterzeichner des Polen-Telegramms. Warum schweigen sie gegenüber dem P.E.N.?

Und warum die heftige und ausgesuchte Reaktion auf die Gespräche im *kürbiskern*? War nicht in den Gesprächen vor Saarbrücken klar dargelegt, warum der VS ins Kreuzfeuer geriet? Und noch eines zu Hannes Schwenger; er ist ein umsichtiger, zuverlässiger und einsatzbereiter Organisator, leider für Ziele, die das in Frage stellen, wofür er sich sogar selbst einsetzt. Im Unterschied zu Stuttgart, wo Günter Grass noch bemängelte, im VS sei „zuviel Schwenger und zuwenig Literatur“, so gilt für Saarbrücken die Beobachtung: *Zuviel Grass, zuwenig Schwenger*. Schließlich stellte Hannes Schwenger in bewundernswertem Eifer die direkten Kontakte zu den Medien her, bestellte den Beifall „von der falschen Seite“, organisierte die „Verschwörung“ und kam deshalb viel zu selten zu Wort.

Becker: Hier will ich das Stichwort Mediengewerkschaft nennen. Trotz der Bekenntnisse zur Mediengewerkschaft stelle ich mir schon die Frage, spricht nicht einiges dafür, daß man die Auseinandersetzung auf dem Feld VS sucht und deshalb den P.E.N. ausklammert, weil eben der VS und andere Teile der Gewerkschaftsbewegung unseres Landes auf dem Weg in eine Mediengewerkschaft sind, die sicher nicht allen als ein verlockendes Ziel erscheint. Warum prügelt man den VS? Warum die enorme Publizität gegen die Gewerkschaft der Schriftsteller, mit Erklärungen und öffentlichen Austritten, die spektakulär plaziert werden? Und warum läßt man den P.E.N. außer

acht, wenn nicht auch innerorganisatorische Gründe dafür eine Rolle spielen? Ich bin nun zwar einige Jahre im VS, in der IG Druck und Papier bin ich aber etwa dreißig Jahre. Von meiner Vergangenheit als Arbeiter im Betrieb habe ich ein anderes gewerkschaftliches Verständnis über die Frage, wie reden wir miteinander, wie werden Gegensätze ausgetragen? In einer Gewerkschaftsversammlung, wo Arbeiter sind, gibt es, trotz konkreter, scharfer Auseinandersetzungen und Meinungsverschiedenheiten, nicht in Ansätzen so viel disqualifizierende Zwischenrufe, wie ich das auf dieser VS-Konferenz erlebt habe. Da wurde mit einer Verbissenheit bis hin zur Bösartigkeit eine Haltung vertreten, die mir aus meiner Gewerkschaftsarbeit aus etwa 30 Jahren fremd ist. Woher kommt diese Verbissenheit, welche Ziele hat sie? Warum diese Ultimaten und die bereits über die letzten Nachrichten der Tagesschau am Vorabend der Wahl erfolgte Vorankündigung einer Spaltung? Ich kann es nicht dokumentarisch belegen, daß die Außenpolitik herangezogen wurde, um diese Frage der innergewerkschaftlichen Entwicklung zu hinterreiben, aber es war und bleibt mein Eindruck: Die Hauptrichtung ist nach wie vor die Verhinderung der Mediengewerkschaft. Der Deutsche Journalisten-Verband ist inzwischen ausgestiegen, und die Auseinandersetzung im VS, die öffentlich geführt wurde, in einer Weise, die schaden mußte und sollte, das kann sich jeder ausrechnen, der mit Medien etwas zu tun hat. Und das nehme ich doch von Schriftstellern an. Der Ausstieg des Journalistenverbands hat sicher auch mit dem zu tun, was da öffentlich betrieben wurde.

Stössel: Das ist mir zu verschwommen. Kannst du die Interessen konkret ausführen? Warum sollten die Schriftsteller gegen die Mediengewerkschaft sein?

Becker: Ich hätte etwas gegen die Unterstellung, es würden hier Schriftsteller wissentlich das Werk der Verleger betreiben. Das wäre falsch und ungerecht. Aber es kann vielfältige Gründe gegen die Mediengewerkschaft geben, zum Beispiel nach diesem Kongreß, wo ich leider viel elitärer Arroganz begegnet bin. Es gibt Leute, die schon etwas dagegen haben, noch enger mit Arbeitern und Angestellten in einer Gewerkschaft zu sein, als dies ohnehin der Fall ist; oder: noch stärker als Gruppe gegenüber anderen Gruppen zurückzufallen, von den Relationen her. Das ist durchaus eine Möglichkeit, da muß man nicht Verlegergeschäfte besorgen, man braucht einfach das Gefühl und das Sendungsbewußtsein, wir sind ein Stück mehr als die anderen. Diese Position ist mir dort leider begegnet. Es gibt auch unsere Ansätze, Hannes Schwenger war wohl von Anfang an kein besonderer Befürworter des VS-Eintritts in die IG Druck und Papier. Er arbeitet jetzt an einem Bereich, wo der Weg zu einer Mediengewerkschaft als Mitgliedergewerkschaft umstritten ist.

Hitzer: Es gibt Kongruenz in Zielen, Übereinstimmungen und Bündnisse aus unterschiedlichen Motiven. Um es noch mal zu sagen: Es ist lächerlich, vom Beifall der falschen Seite zu reden – der Beifall wird mitorganisiert. Der erste, zu dem Hannes Schwenger nach dem blamablen Auszug des harten Kerns der Berliner eilte, um ihm zu berichten, war Wolfgang Ignée von der *Stuttgarter Zeitung*, die zu den beharrlichsten Kampfblättern gegen die IG Druck und Papier und den VS gehört. Und ich wundere mich, warum diese Form des Zusammengehens solchen Protest hervorruft, wenn es aufgezeigt wird. Das Gekreische von der Verschwörungstheorie, die da angeblich aufge-

stellt werde, langweilt; da ist natürlich nicht Shakespeare im Spiel. Und aus der Tatsache, daß Lew Kopelew 1983 im Auftrag der Großloge der Kulturpreis Deutscher Freimaurer zugesprochen wurde, muß man nicht gleich die Verbindung zur Loge P 2 in Italien und zur „Trilaterale“ in Washington herleiten. Es genügt der Hinweis auf den Hamburger Verlag Gerold & Appel, der sich seit neuestem um eine Edition der „verfolgten Sowjetliteratur“ annimmt, für deren Verbreitung Hans Christoph Buch in der „Zeit“ genauso großen Raum erhält wie Hans Joachim Schädlich mit seinem Beitrag „Ich bin nicht im Exil“. Sind das Zufälle? Buch weiß, was geht: Vor zehn Jahren ging eine Spielart von modischem Linksradikalismus, jetzt muß die „neue Rechte“ her. Sein Vorbild Glucksmann in Frankreich macht ihn auch hier Imitator; der fing als Philosoph des Maoismus an und feiert nun, wie Yves Montand, Reagan als einen bedeutenden Präsidenten. Damals wie heute war die Grundlage ähnlich – Antisowjetismus. Nur kann man bei uns den Reagan nicht so offen loben, vielleicht kommt das noch. Diese Sorte von Verhalten beschrieb Hemingway einem Verleger in einem Brief 1932 ziemlich drastisch: „Was Ihre Hoffnung auf einen Linksruck usw. betrifft, so was hat für mich eine ganz bestimmte Bedeutung, nämlich, daß es nichts als Pferdescheiße ist. Ich laufe nicht den Moden in Politik, Literatur, Religion usw. hinterher. Wenn die Jungs in der Literatur nach links rucken, können Sie eine kleine Wette abschließen, daß der nächste Ruck nach rechts gehen wird, und ein paar von den feigen Affen werden in beide Richtungen rucken.“

Camp: Die Frage bleibt, wenn man also nicht von Verschwörungstheorie redet, und das klingt alles so schrecklich, dann bleibt einfach der Widerspruch, daß Kollegen, die sich zu solchen gewerkschaftlichen Zielen bekennen, ständig mit Auszugsdrohungen und Ultimaten arbeiten, diesen Verband offensichtlich zerschlagen wollen. Am Samstagabend fragte ich mich, ob das überhaupt noch gutgehen wird. Warum wollen sie den Verband so lädiert sehen, mit Hilfe dessen sie all diese Dinge durchsetzen können, die sie angeblich wollen? Der Widerspruch ist nicht aufzulösen. Und wenn man verfolgt, wie solche Intrigen gemacht werden – das ist doch klar, ich denke ans Theater, da ist es das Lebenselixier –, bleibt das Teuflische eines Klimas, in dem man nicht mehr diskutieren kann. Es zeigt sich daran am schärfsten, daß die Berliner Kollegen Mehrheiten einfach nicht ertragen können. Sie hatten einen Bundesvorstand, der nicht hätte zurücktreten müssen – da sind sich die meisten Kollegen einig –, weil sie nicht akzeptieren, daß er die beschlossene Politik durchführt – der Vorstand war ja gewählt worden. Das hat sich gezeigt, wie der Antrag 4 angenommen wurde. Da haben manche zähneknirschend gesessen, den meisten war dieses *mea culpa* nicht recht, aber sie haben es hingenommen und dafür gestimmt, obwohl etliche, die dafür stimmten, eigentlich dagegen waren. Dann triumphierten die Berliner. Als sie kurz darauf ihre Vorstellungen für den neuen Vorstand nicht realisierten und ein Delegierter ihr mangelndes Demokratieverständnis kritisierte, verließen sie unter Protest den Saal ...

Hitzer: ... der Delegierte war Jochen Missfeld, Vorsitzender des VS, Schleswig-Holstein, der über den Auszug bestürzt war und später, zu seiner Verwunderung, von Buch hörte, sie seien nicht seinetwegen ausgezogen, das sei

eben der letztmögliche Anlaß gewesen ...

Camp: ... sie zogen in einer großen Show aus. Die können offenbar nicht ertragen, daß sich da Mehrheiten ergeben, wenn auch knappe. Das war für mich das Zeichen dafür, daß jedes gewerkschaftliche Verständnis fehlt, wie man Sachen durchsetzt.

Becker: Oder wie man eine Meinung akzeptiert, die gegen die eigene Haltung gerichtet ist.

Hitzer: Das gilt vor allem für die Einstellung gegenüber den sozialistischen Staaten, da kann es keine einheitliche Meinung geben; das einzige, was möglich ist, bietet eine Offenheit zum Gespräch untereinander und miteinander. Wie schnell das zerstört werden kann, haben wir in den ersten Ansätzen erlebt. Es ist auch bemerkenswert, daß der von Bernt Engelmann und Hermann Kant gemeinsam an die Öffentlichkeit gegebene „Offene Brief an die Unterzeichner des Appells der Europäischen Schriftsteller“, der ein weltweites Echo gefunden hatte, in Saarbrücken nicht einmal erwähnt wurde.

Becker: Mir ist noch etwas in der Diskussion aufgefallen über das Verhältnis zu den Schriftstellerverbänden der DDR und der UdSSR. Ich fühlte mich an die Zeiten erinnert, als bei uns die Hallstein-Doktrin herrschte. Dieser Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik Deutschland führte doch dazu zu sagen: Wer mit der DDR redet, mit dem reden wir nicht. Viele der Argumente hinsichtlich des Umgangs mit den Schriftstellerverbänden in Osteuropa erinnerte mich frappierend daran. Ich sehe drei Bereiche, um die es geht. Einmal um die Probleme, die wir hier haben, die viel mehr Engagement erfordern, wenn wir sie bewältigen wollen. Das geht von der Arbeitszeitverkürzung über die neuen Technologien zur Verkabelung. Das führt zwangsläufig zur Konfrontation mit Verlegern. Das zweite betrifft die Mediengewerkschaft; das dritte betrifft das Eintreten für Schriftstellerkollegen in östlichen Ländern. Das ist weder bei Böll noch bei Grass vorgespielt, hier kommen mehrere Fakten zusammen, nur ist das bei ihnen so emotionsbeladen. Typisch der Zwischenruf, der kam, als ich die Probleme der Arbeiter in der BRD erwähnte, da wurde gerufen, das gehörte nicht hierher. Typisch insoffern, als es nur um Schriftsteller ging, unsere Probleme spielen dann keine Rolle mehr.

Camp: Wenn man weiß, wie sich der Günter Grass in der Friedensbewegung engagiert, warum torpediert er faktisch die Politik der Koexistenz?

Stössel: Für ihn geht es primär um Solidarität mit „Schwerter zu Pflugscharen“, mit „Solidarnosc“, alles andere ist sekundär. Er bringt nicht alle hinter sich und dann droht er, entweder mit mir oder ohne mich.

Hitzer: Bei Erscheinen der Zeitschrift *L 76* – inzwischen fortgesetzt als *L 80* – sagte Günter Grass in einem Interview für *Aspekte* am 31. 8. 1976: „Literarische, politische Beiträge zum demokratischen Sozialismus. Ein viel benutzter, viel mißbrauchter Begriff, der definiert ist, aber mit dessen Definition immer weitergearbeitet werden muß. *L 76* soll ein Forum dafür sein. Das öffnet sich auch der sozialistischen Opposition in den doktrinären kommunistischen

Ländern. Diese oft abgeschobenen Intellektuellen, Schriftsteller und Wissenschaftler finden im Westen zumeist nur Foren, die den Kalten Krieg weiter betreiben. Und oft ist beklagt – zu Recht –, daß sich im sozialistischen und sozialdemokratischen Bereich nicht ein Forum ergeben hat für diese Stimmen. Es soll aber nicht heißen, daß L 76 eine Emigrantenzeitung werden soll. In erster Linie finden derzeit heftige Diskussionen in den Ostblockstaaten statt, die sollen in L 76 fortgeführt werden.“ Die Zielsetzung von Grass und seinem Mitherausgeber Böll hat sich nicht geändert; verändert hat sich die Gesamtsituation. Die bürgerlichen Massenmedien wollen derzeit keinen „demokratischen Sozialismus“, im Geistigen ist Konfrontation gefragt, und die Opposition aus den sozialistischen Ländern wird beherrscht von der rechten Reaktion, von konservativen und faschisierenden Kreisen.

Camp: Für unsere Friedensbewegung stellt sich das Entweder-mit-mir-oder-ohne-mich als unannehmbar dar. Würden wir nach dem Muster verfahren, wie es manche in Saarbrücken taten, dann wäre es zu keinem gemeinsamen Ostermarsch gekommen. Wir wären lahmgelegt, wenn wir in der Praxis so operierten.

Hitzer: Woher kommt es, daß das gerade unter den Schriftstellern betrieben wird? Das führt doch zur Konfrontation, was Grass, Buch und Böll vorschlagen haben! Noch mal: Wenn ich die andere Seite auf die Anklagebank setze, kann man nicht mehr miteinander reden. Nach meinem Hinweis auf das Interview von Stephan Hermlin mit der UZ – das ihnen vorlag und das sie von sich aus nicht erwähnten, betonten sowohl Böll als auch Grass, daß sie nicht den Abbruch der Beziehungen wollen. Bleibt das mehr als eine Bedeutung?

Becker: Bei Heinrich Böll ist mir aufgefallen, daß er wirklich ein Moralist ist, der die einzelnen Fälle sieht. Und genau dieser Moralist hat in Bausch und Bogen das abgelehnt, was Bernt Engelmann und der vorherige VS-Vorstand mit intensiven Kontakten immer wieder erreicht haben, nämlich in Einzelfällen zu helfen, Leute auch aus Gefängnissen zu holen. Böll hat das zwar als verdienstvoll eingeräumt, dennoch hörte ich, wie er es kennzeichnete, mit einem wirksamen Satz – Recht vor Gnade statt Gnade vor Recht. Das ist für mich ein Widerspruch bei Heinrich Böll, der nicht auflösbar ist. Die andere Frage lautet: was können wir tun? Ich glaube, Schriftsteller haben manchmal so ein Sendungsbewußtsein, vielleicht sollte das ein wenig zurückstehen hinter unseren drängenden, gewerkschaftlichen Arbeiten. Das soll Kontakt dorthin nicht ausschließen, wo sie auch bisher selbstverständlich stattgefunden haben. Es muß aber verhindert werden, daß es zu Provokationen kommt. Provokationen machen ein weiteres Miteinanderarbeiten unmöglich. Ich kann nicht hergehen und sagen, entweder dieser Verband oder wir reden mit keinem mehr in Polen, das ist auch eine Haltung, die von denen nicht ernstgemeint sein kann, die es vorschlugen.

Hitzer: Buch sagte das deutlich – wir wollen nur hier eine neue Linie reinbringen.

Becker: Das ist Hallstein-Doktrin.

Hitzer: Mich hat persönlich sehr betroffen, was Heinrich Böll sagte, und ich bin darüber traurig, weil ich weiß, welche Brücken der Literatur von Heinrich

Böll zu den Völkern der Sowjetunion zu verdanken sind. Er war ja Soldat im Krieg, und er hat mit seinem Freund Kopelew ein Buch herausgegeben, das an diese entsetzliche Zeit erinnert. Und was geschieht jetzt? Böll ist in Osteuropa mehr als ein Begriff. Für die Russen ist er so etwas wie ein Stück des „guten Deutschen“, eine wichtige Freundschaft bei so vielen Enttäuschungen mit den Deutschen. Ich weiß, was Ilya Ehrenburg von ihm gewann. Ehrenburg schrieb darüber. Böll kennt es. Und er weiß, daß er unter den Russen so etwas ist wie ein lebender Klassiker. Jedenfalls kennt in der Sowjetunion jeder Lesende mindestens ein Buch von Böll. Und wie redet er über den Verband, dessen Mitglieder dazu mitbeigetragen haben, eine solche Leserschaft zu schaffen? Der sowjetische Schriftstellerverband wurde vor 50 Jahren gegründet. Böll erwähnte das in Saarbrücken, in seinem Beitrag redete er fast ausschließlich über den sowjetischen Verband. In demselben *kürbiskern*, zu dem sich Böll wegen einer einzigen Passage verärgert äußerte, habe ich einen Beitrag von Tschingis Aitmatow veröffentlicht. Böll erwähnte das nicht mit einem Wort, obwohl in diesem Beitrag „Echo der Welt“ einige Gedanken und Vorschläge enthalten sind, die uns alle betreffen. Ich empfand das als eine Anklage und als eine Beleidigung gemeinsamer Kolleginnen und Kollegen, denen man in ihrer Engelsgeduld nur eines vorhalten kann, daß sie in all den Jahren, da sie hierzulande wie der letzte Dreck behandelt wurden, vornehm geschwiegen haben, vielleicht in der Hoffnung, daß sich manches mit der Zeit gebe. Was wäre denn, wenn die sowjetischen Kollegen nach denselben Maßstäben ansingen zu reden und zu schreiben? Und etwa die Deutschen fragten, ob sie denn vergessen hätten, wie der letzte Krieg vorbereitet wurde? Heinrich Böll formulierte etwas, das keinem ein gutes Gewissen läßt, der mit einem anderen Bewußtsein als dem seinen gegenüber der Sowjetunion auftritt. Wer sich mit dem sowjetischen Schriftstellerverband einläßt, muß nach Bölls Beitrag in Saarbrücken ein schlechtes Gewissen haben. Nur in einem kann ich Böll zustimmen: Das betrifft die dortigen Hauptamtlichen, die vielleicht auf ihre Weise so etwas haben, was Carl Amery als den AOK-Effekt beschrieb: die Unempfindlichkeit von Funktionären gegenüber den Empfindlichkeiten von Schriftstellern. Diese Leute kapieren vielleicht nicht, daß mit Diplomatie dem nicht beizukommen ist, was Heinrich Böll seit Jahren bewegt und schließlich zum Verbündeten derer machte, die das „verhaftete Regime“ stürzen wollen.

Stössel: Natürlich, Heinrich Böll beschimpft den sowjetischen Schriftstellerverband in übelster Weise. Wenn ich da Mitglied wäre, käme ich mir schon auch etwas seltsam vor, wenn ich mir das alles anhören muß, was der Böll dem Verband vorhält. Da führen nicht mehr viel Wege zueinander.

Hitzer: Ich möchte ungern in die Lage kommen, die wir schon einmal – und zwar jahrzehntelang – hatten; da gab es keine Gespräche mehr. Was können wir tun? Im Eifer des Gefechts wird vieles gesagt und geflucht, man muß nicht alles auf die Apothekerwaage legen, vielleicht ist es wichtig, daß es einmal vor einem großen Forum ausgesprochen worden ist. Aber wie soll es denn weitergehen? Kann es auf dieser Ebene weitergehen?

Becker: Wir müßten im Verband ein ganzes Stück aufarbeiten. Es könnte ja eine Situation eintreten, wo sozusagen aus der Ferne die Auseinandersetzung

fortgesetzt wird. Es könnte ja der Eindruck entstehen, daß führen die nochmal ein Gespräch, und da kriegen die Berliner noch einmal eine drauf. Ich finde, das kann und soll es nicht geben. Auch das Gespräch, das wir hier führen und das uns in Saarbrücken praktisch unmöglich gemacht wurde, muß als ein Angebot zum Dialog verstanden werden, zu einem Dialog, in dem ich klar Position beziehe. Zu allem: was ist mir aufgefallen, was begreife ich, was stinkt mir. Ich möchte mit diesen Kollegen reden, um mit ihnen auf eine Basis zu kommen, die uns Gewerkschaftsarbeit ermöglicht. Ein Grabenkrieg zerstört uns und erschwert die Beziehungen zu anderen Verbänden, wo auch immer. Wir brauchen einen Dialog und nicht die Konfrontation; Auseinandersetzungen ohne die öffentliche Bühne der dpa, aber gewerkschaftsöffentliche. Kein Fernsehen und keine Presse, die jedes gewerkschaftskritische Wort begierig aufnehmen und nur das wollen. Vielleicht sind jetzt weniger Emotionen möglich – nach diesem Kongreß. Ob die Chance gewahrt wird, das ist die Frage.

Hitzer: Ich bin schon für Emotionen, nur müssen sie nicht unbedingt dazu herhalten, um den anderen auszuschließen. Es bleibt die Frage, ob man bereit ist, das dort zu tun, wo nicht Delegiertenkonferenzen stattfinden, und damit die Verbandsarbeit überhaupt gefährdet wird. Wir können doch dasselbe Thema in öffentlichen Veranstaltungen diskutieren. Das wäre der Prüfstein, ob die Kritiker des alten Vorstands am Thema interessiert sind oder an der Zerstörung des Verbands.

Becker: Ich würde den Günter Grass einmal ganz gerne auf einer Großveranstaltung sehen, wo er etwas für die 35-Stunden-Woche macht, oder gegen Personalinformationssysteme, mit denen Arbeiter bei uns in den Betrieben bedroht und unterdrückt werden.

Hitzer: Dann könnte er dir antworten, du willst mich davon abhalten, über Polen zu reden. Ich bin doch auch dafür, mit Günter Grass und mit allen über Polen und alles, was in Saarbrücken zur Sprache kam, zu diskutieren.

Becker: Aber nicht nur über Polen, bitte.

Stössel: Bei einer Delegiertenversammlung vor allem.

Hitzer: Eben nicht da, wo wir genug eigene Probleme zu lösen haben. Ich bin sehr dafür: Wir wissen doch alle zuwenig über Polen, und ich weigere mich, so sympathatisch die Person Zagajewskis sein mag – ich hab ihn gehört und gesehen, der Mann ist betroffen und überzeugt – alles zu glauben, was er sagt. Ich möchte verdammt nochmal auch einen anderen Polen hören; nur sind die nicht zu Wort gekommen; die waren nicht erwünscht. Und man bau te eine Alternative auf, die ich so nicht will – Zagajewski auf der einen und General Jaruzelski auf der anderen Seite; das ist doch Unsinn. Ich möchte die Schriftsteller aus Polen hören, die mit uns auch Kontakte haben wollen und die Lage anders beurteilen als Zagajewski. Diese Beurteilung steht aus.

Becker: Ich bleibe hartnäckig am anderen Thema. Ich find das auch gut, was du da sagst, daß wir mit vielen reden. Aber ich sage noch einmal, ich möchte Günter Grass in der ganz stinknormalen gewerkschaftlichen Tagesarbeit begegnen und dort auch das mit ihm gemeinsam machen, was getan werden kann. Die Erbitterung, mit der auf diesem Kongreß gefochten wurde, hängt auch damit zusammen, daß diese Verbindung fehlt – der gemeinsame Grund-

konsens –, daß wir wissen, wir hängen täglich bis zum Hals in allen möglichen eigenen Problemen drin und versuchen dagegen zu kämpfen, der hat da gefehlt, weil sie normalerweise keine Gewerkschaftsarbeit machen, sondern sie benutzen die Gewerkschaft als Plattform für große Politik – drum bleib ich so hartnäckig dran und sage: Mit denen möchte ich einmal an den Alltagsproblemen der Arbeiter und der Schriftsteller in der Bundesrepublik arbeiten. Dann diskutiere ich auch gerne über Probleme in Polen oder in der Türkei, wo auch immer.

Stössel: Da kommt aber so ein spezifisches Schriftstellerproblem dazu. Du hast einen relativ großen Bereich überschneidender Erfahrungen mit Gewerkschaftskollegen, während aber die Schriftsteller das nur in einem ganz geringen Bereich haben. Der Schriftsteller agiert mit seinem Kram und ist als Einzelkämpfer aktiv. Da stellst du das gar nicht her. Ich denke sogar, sie fürchten diese gemeinsamen Erfahrungen aufgrund ihrer Sozialisation als Künstler.

Becker: Aber das muß nicht so sein.

Stössel: Das wird ein langwiger Prozeß werden, vor allem, wenn sie im Kulturbetrieb schon eine gewisse Position eingenommen haben, dann sehen sie dafür gar keine Notwendigkeit. Am Anfang ist das noch eher zu vermittern. Für Günter Grass stellt sich das so gar nicht. Sein Ausspruch, ich kümmere mich lieber um meine Manuskripte, zeigt doch seine Haltung.

Hitzer: Das gilt nicht nur für Grass, das trifft auch auf Leute zu, die sich der Idee nach als Kommunisten begreifen und dafür ideell stehen, aber nicht in der Kleinarbeit.

Becker: Ich kenne genug Schriftsteller, die an der gewerkschaftlichen Arbeit teilnehmen, die nicht nur in Arbeitskämpfen solidarisch sind und Solidaritätsveranstaltungen machen, was auch schon was wäre, sondern die an der Alltagsarbeit des Gewerkschaftsmitglieds, nicht des Funktionärs, teilnehmen und das für selbstverständlich halten, nicht für eine Gnade. Ein Stück davon würde ich den Berliner Kollegen wünschen, davon, was etliche Schriftstellerkollegen bereits tun.

Camp: Da bleibt etwas von der Frage, zum Beispiel Polen, was wir nicht ausklammern können. Traurig ist eben, daß eine Situation entstanden ist, die eine Information erschwert. Ich will das einmal umdrehen und sagen, dieser Wahrheitsanspruch, den die Kollegen hinausposaunten, den würde ich auch auf mich bezogen wissen wollen. Meine Art von Wahrheitsliebe möchte sich so zeigen, daß ich mich mit den Ländern im Osten weiter auseinandersetzen darf. Ich fühle mich im Moment kriminalisiert durch das, was da gelaufen ist, wenn ich Interesse habe an Informationen, die weiter gehen als das, was mir als schreckliche Wahrheit aufgetischt wird. Ich kann das schlecht beurteilen, ich würde mich dem Frieder anschließen, daß wir da viel mehr Informationsveranstaltungen bräuchten, die nicht auf großer Bühne benutzbar für andre Dinge dienen, sondern daß wir ein Klima haben, wo ich mich nicht kriminalisiert fühlen muß, wenn ich darüber diskutieren möchte, wie so ein Dorf besser funktioniert, wenn es so oder so organisiert ist. Man redet immer von Freiheit; ich möchte eine Situation haben, in der ich – ohne sofort zu einer Fraktion gerechnet zu werden – mich mit allen Fragen befassen darf und wei-

tere Informationen einholen kann. Und im Moment sieht es nicht so aus. Es schien so, wer an der Aussage der Leute zweifelt, die ein schweres Schicksal erlitten haben oder die zum dortigen System völlig konträre Positionen beziehen, wer daran zweifelt, dem wird sofort jedes Streben nach Menschlichkeit abgesprochen.

Hitzer: Das betrifft ein Grundproblem. Jürgen Fuchs hat zum Beispiel in Mainz vom Bundesvorstand die Gelegenheit erhalten, in einem umfangreichen Referat seine persönliche Erfahrung darzulegen. Kein einziger von uns hatte dazu die Chance. Freimut Duve hat in Saarbrücken gesagt, wir können unsere Erfahrungen nicht gegenseitig in Zweifel ziehen. Warum reden aber die Einheimischen so wenig darüber? Der Vergleich der persönlichen Erfahrungen findet – zu Lasten des Systems – nur für den Osten statt. Im Westen gilt dann ohnehin: Wer schlechte Erfahrungen hat, muß das selbst verkraften. Man kann auch sagen: Persönliche Verletzungen im Osten gehen auf das Konto des Sozialismus. Persönliche Verletzungen im Westen gehen auf das Konto der einzelnen Person. Wer arbeitslos ist, der ist eben selbst schuld. Was wäre denn, wenn jeder von uns anfinge, seine Enttäuschungen und persönlichen Bedrohungen zu schildern? Dann würden wir sicher zu hören bekommen, im Osten sei das alles schlimmer. Und wohin würde das führen? Ich meine, wenn wir gegenseitig aufrechnen, welche persönlichen Verletzungen es gibt und das aufs jeweilige Schuldenkonto verbuchen? Dann gehen wir uns am Ende selbst – und das gegenseitig – an die Gurgel. Mir schiene es sinnvoller, darüber Gedanken und Erfahrungen auszutauschen, woher die Verletzungen und die Enttäuschungen röhren. Das wäre doch ein wichtiger Beitrag derer, die beschreiben, was das hervorruft, und dabei auch glaubhaft sein möchten. Im übrigen werden wir uns noch lange mit der Dialektik des persönlichen Versagens und dem des Systems zu befassen haben. Liegt da nicht ein großes Thema der Literatur?

Stössel: Das wäre eine genuin schriftstellerische Aufgabe. Die Brücke leuchtet mir schon sehr ein. Das ist mir bei Schöfer aufgefallen, der sagte, ich bin auf Grund meiner Erfahrungen hier zum Marxisten geworden, und wie er dann anschließend in wirklich übler Weise attackiert wurde, nur weil er einmal versucht hatte, eine Position zu erklären, was man ihm auch abnehmen kann. Da kommt mir das verbale Bekenntnis schon fadenscheinig vor, wenn dann einer sagt, er würde jederzeit auch für die freie Entfaltung des DKP-Mitglieds kämpfen. Von denen habe ich noch nie eine öffentliche Äußerung der Solidarität gehört. Das ist doch so, daß die wenigen, die sich öffentlich als Marxisten bekennen, gleich von vornherein in eine extreme Außenseiterposition geraten, und es weiß doch hier jeder, was bei uns schädlich oder förderlich ist.

Becker: Die Berliner Gruppe hat sich ja für die inhaftierten Klöckner und Herlin eingesetzt. Das muß man schon anerkennen. Vielleicht tun sie das sogar, daß sie sich für die Rechte von DKP-Mitgliedern einsetzen. Wenn das aber so normal und selbstverständlich ist, dann frage ich, warum die vielen Probleme von Schriftstellerzensur und -unterdrückung in der Bundesrepublik Deutschland auf diesem Kongreß überhaupt keine Rolle gespielt haben? Da hocken zwei Leute im Gefängnis, weil sie etwas unterschrieben haben: da

wird ein Bibliotheksleiter fristlos gekündigt, weil er angeblich Pornos in seiner Bibliothek hat – das wird nicht erwähnt. Da zensiert Zimmermann höchstpersönlich Filme und streicht Zuschüsse, das ist erwähnt worden, aber wo spielte das eine Rolle? Es gäbe eine Handvoll solcher Fälle, das findet keine Erwähnung, sondern eben nur das, was in Polen läuft oder in der DDR – das waren die VS-Probleme in Saarbrücken. Die Vereidigung aber bei großen Teilen unserer Schriftsteller, die bei uns zur Zeit ein skandalöses Ausmaß erreicht hat für eine Nation, die sich Kulturnation nennt, darüber wird kein Wort verschwendet.

Stössel: Der Buch sagt doch deutlich, es gehe hier um eine exemplarische oder gar historische Auseinandersetzung ...

Hitzer: ... so exemplarisch wie sein Gedicht für den Frieden, mit dem er sich in Sofia verewigt hat: „Als ich mich im Zimmer 711 des Hotels Moskwa in Sofia beim Rasieren schnitt, dachte ich beim Anblick des frischen Blutstropfens an der Rasierklinge: Nie wieder Krieg!“ Und in Saarbrücken spielte er den Mr. Potter persönlich, der den Bogen von Lenin und Gorki und was weiß noch alles bis zur Parteilichkeit der Literatur spannte. Da ruft Buch Stichworte aus den Lexika ab, und die meisten fühlen sich in die Rolle von Analphabeten versetzt, ohne zu ahnen, daß da einer nur pottert.

Stössel: Hat denn Böll gesagt, wen er mit Parteipolizisten meint? Das ist alles so ungeheuer und wirkungsvoll.

Hitzer: Manches erinnert an den Film von Lew Kulischow, Eisensteins Lehrer, der den Titel hatte „Die ungewöhnlichen Abenteuer des Mr. West im Lande der Bolschewiki“. Das ist die Geschichte eines amerikanischen Unternehmers, der die Hetze gegen Sowjetrußland satt hat und eine Reise dorthin unternimmt. Er wird begleitet von einem Cowboy und gerät in die Fänge einer Räuberbande in Moskau, die sich als Opfer der bösen Bolschewiki aufspielt und den reichen Mr. West erpressen will. Wie gesagt, seit der Zeit der klassischen Stummfilme hat sich viel verändert, zum Beispiel die Technik, geblieben sind die Leute, die den Mr. West zu ihrem Vorteil einspannen und erpressen.

Camp: Das geht noch weiter. Wenn behauptet wird, man wolle diskutieren und doch ein Klima schafft, in dem man nicht mehr diskutieren kann, weil die staatliche Seite dort als verbrecherisch eingestuft wird, dann wird der Dialog verhindert. Und wir sind ja in einer Situation, in der das Klima eines kalten Krieges sehr schnell zum heißen Krieg führen kann. Das entsetzt mich, weil die Leute offenbar nicht bedenken wollen, daß so ein Abbruch der Gesprächsbereitschaft furchtbare Folgen haben kann.

Hitzer: Von amerikanischen Kollegen weiß ich, daß sie bereits kriminalisiert werden, wenn sie so reden wie wir. Was tun wir, um das bei uns zu vermeiden?

Becker: Die Frage lautet, können die Leute, die so eine harte Position vertreten, sich das nicht auch ausrechnen? Selbstverständlich können sie sich die Wirkung ausrechnen. Es ist ja nicht so, daß das heutige Hasen sind. Die Antwort, die ich nicht kenne, muß ich offenlassen. Wenn sie aber wissen, was sie mit ihrer Haltung bewirken, dann bauen sie Beton auf – in dem Sinne würde ich diese Leute die Betonfraktion nennen. Sie erzeugen ein Vakuum, wo es

noch um die Möglichkeit von Gesprächen geht, mit eben dieser Haltung. Sie tun das nicht wissentlich. Aber warum tun sie es?
Hitzer: Es ist eine Verkennung der Realitäten und der daraus entstehenden Folgen.

Camp: Offenbar ist der Überblick darüber, was geschieht und was angerichtet werden kann, nicht vorhanden.

Hitzer: Das ist vielleicht die Folge einer über Jahre hinweg erzeugten Verwirrung durch die veröffentlichte Meinung, der hüben wie drüben viele kritische Intellektuelle nicht mehr trauen. Und da komme ich wieder darauf zurück, was Siegfried Lenz sagte: Wir haben verschiedene Meinungen, weil wir uns auf unterschiedliche Quellen stützen. Ich sehe da einen Weg, die verschlun-

Stössel: Das ist doch die fatale Position der Schriftsteller bei uns – diese unglaubliche Isolation und Konkurrenz untereinander. Müssen wir nicht unharrlich nachfragen und versuchen, wirklich ins Gespräch zu kommen und den Klärungsprozeß der Probleme unserer Zeit voranzutreiben?

Martin Baucks Aktion:

„Hilf dem Wort auf die Beine“
„Jahr der Sprachlosigkeit“

SPENDENKONTO:
„Stelzen statt Krücken“

ANZEIGE:
„Tausche kaum gebrauchten Duden
gegen abgenutzte Bibel“.

James Aldridge Im Kalten Krieg haben viele die Fronten gewechselt

Der Schriftsteller James Aldridge war eines der ersten und prominentesten Opfer des Kalten Krieges, der in den 40er Jahren begann und mit den Verfolgungen der McCarthy-Periode seinen damaligen Höhepunkt erreicht hatte. Aus intimer Kenntnis der Presse und ihren Verbindungen zu Politik und Diplomatie – Aldridge war neben Scott Fitzgerald und Ernest Hemingway ständiger Mitarbeiter der North American News Paper Line, die wie so viele Verlage in den USA und Großbritannien den Angriffen nicht standhielt – verfaßte er den Roman *The Diplomat* (London 1949) und vor allem das 1978 erschienene Buch *Good-bye Un-America*, in denen die Entstehung des Kalten Krieges eine bis heute fesselnde Darstellung solcher Zusammenhänge gefunden hat. Vor dem Hintergrund des neuen Kalten Krieges, der von führenden Kreisen der Reagan-Administration und der NATO entfacht wird, erhalten die Äußerungen von James Aldridge, die er Waltraud Boxall in seiner Londoner Wohnung gab, auch einen aufschlußreichen Stellenwert bei der Beurteilung der Auseinandersetzungen im VS. Als Gast des Münchener Schriftstellerkongresses 1980, den der VS auf dem Höhepunkt der Diffamierungskampagne (Stichwort: „Ratten und Schmeißfliegen“) veranstaltete, sagte mir James Aldridge: „Hütet euren Verband, wir haben nichts dergleichen – laßt euch nicht von den neuen Kalten Kriegern in Angst und Konfrontation treiben!“ *F. Hitler*

Der Krieg war zu Ende, und ich kam 1947 nach London zurück, wo ich den offenen Ausbruch des Kalten Krieges erlebte. In Wirklichkeit beginnt aber meine Erfahrung mit dem Kalten Krieg schon während des Zweiten Weltkrieges. Ich war in der Sowjetunion als Kriegskorrespondent tätig gewesen. Jeder, der in diesem Krieg war und ihn sah, hatte dazu eine besondere Einstellung, denn was sich da abspielte, war so phantastisch, daß es alles übertraf, was mit den Fronten im Westen je zu tun hatte. Was immer du dort gesehen hast, bestimmte weitgehend deine Empfindungen auch gegenüber dem, was erst nach dem Krieg hervortrat. Sogar während des Krieges war die Einstellung der amerikanischen und britischen Botschaften in Moskau gegenüber der Sowjetunion von extremer Feindseligkeit geprägt, obgleich sie doch Alliierte waren. Wir wurden oftmals Zeugen von Vorgängen, die darauf hindeuteten, daß es nur eine Frage der Zeit sein konnte, bevor sie sich offen dazu bekannten, daß ihr Hauptfeind die Sowjetunion sein würde. Das war alles schon während des Krieges offensichtlich.

Nach den berühmten Konferenzen von Jalta und Potsdam und angesichts dessen, was wir nun historisch wissen, insbesondere im Hinblick auf die Haltung Trumans, die sich von der Roosevelts unterschied, ist inzwischen klar, daß Truman Potsdam bereits mit dem Kernkonzept des Kalten Krieges verlassen hatte. Die amerikanische Haltung dazu läßt sich auch ohne weiteres am Verlauf der Konferenz ablesen. Darauf hatten wir Churchills bekannte Rede in Fulton, Missouri, also bereits nach dem Krieg, als die Waffen der Nazi-Armeen konfisziert und zu einem Teil in Belgien gelagert wurden, wozu Churchill sagte: Vielleicht brauchen wir die für ein weiteres Gemenge. Es gab eine ganze Reihe von Fragmenten, die sich herauskristallisierten als Vorbereitung zum nächsten Schritt, hin zu dem, was die Politik des Kalten Krieges wurde.

Im Rückblick auf diese Periode erweist es sich als interessant, daß während der Roosevelt-Periode versucht worden war, sich mit der Sowjetunion zu verständigen. Zu jener Zeit war es Churchill, der als Kalter Krieger Nummer eins hervorstach. Er war es, der die Invasion des Balkans während des Krieges vorgeschlagen hat, denn er wollte damit der Roten Armee in Österreich

und anderen Ländern zuvorkommen. Das war eine kalt berechnete Politik, keineswegs im Verbogenen überlegt, sondern öffentlich verbreitet und dokumentiert. Roosevelt opponierte dagegen. Was dann Amerika veränderte, war der Tod Roosevelts und das Aufkommen von Truman. Und als Truman die Postdamer Konferenz verlassen hatte, brach auch der Kalte Krieg aus. Nicht nur das, sondern der Kalte Krieg begann mit der wichtigsten und stärksten Macht im Westen – mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Großbritannien war zu jener Zeit ziemlich schwach und konnte deshalb kaum ernsthafte Politik in dieser Hinsicht betreiben. Churchills ursprüngliche Konzeptionen gingen zwar den amerikanischen voraus, aber sie stützten sich auf Positionen einer geschwächten Autorität und Macht: Das verlangte eine Administration in den USA, die so dachte wie Churchill. Schließlich hielt also Churchill seine berühmte Rede in Fulton, Missouri, die wir als Geburt des Kalten Krieges ansehen, worin er auch den Satz über den Eisernen Vorhang geprägt hatte, obwohl dieser Begriff ja nicht seine Erfindung gewesen ist, sondern die von Goebbels. Die Folge davon war alsbald der McCarthyismus, der sich auch auf Westeuropa ausbreitete. Das war es also, womit wir es nach dem Krieg zu tun hatten und woraus sich ein ganzer Entwicklungsprozeß ergeben hat. Das war keineswegs einfach. Denn es gab eine enorme Hochachtung für die Sowjetunion. Für meine Generation war das eben hautnah, was der Sowjetunion widerfahren war, schon vor dem Krieg. Niemand wußte wirklich, ob der Sozialismus überleben könnte; das war ja das faszinierende Resultat des Krieges. Als die Sowjetunion überlebt hatte und aus dem Krieg sogar als zweite Macht der Welt hervorgegangen war, rief das eine psychologische Veränderung hervor. Viele Leute im Westen, die bewunderten, was die Rote Armee vollbracht hatte, und sich auch klar bewußt waren, daß es die Rote Armee war, die unsere Kultur und Zivilisation gerettet hatte, einschließlich der deutschen Kultur und Zivilisation, illustrierten eine Popularität, die man zu beseitigen hatte. Das war nicht leicht zu bewerkstelligen, das brauchte etwa fünf Jahre Zeit, bis es anfang zu funktionieren. Der Architekt der Außenpolitik hierfür war John Foster Dulles, während es McCarthy war, der in sozialer und kultureller Hinsicht diese Maßnahmen durchsetzte. Der McCarthyismus betraf somit auch unmittelbar die Möglichkeiten und die Rechte der Schriftsteller. Wenn man hier meine persönlichen Empfindungen anspricht, so griff das in mein eigenes Leben ein. Eines der ersten Opfer des Kalten Krieges in den Vereinigten Staaten war der Herausgeber des sehr angesehenen Verlags von Little Brown und Angus Cameron. Er war eine der ersten Personen, die vom McCarthy-Komitee genannt wurden, als ein Beispiel der Gefährdung der Vereinigten Staaten. Nach dem Alphabet stand ich ja ganz oben auf der Liste derer, die er verlegte. Schon Anfang der 50er Jahre wirkte sich also der Kalte Krieg auf die Tätigkeit von Schriftstellern aus, da der kulturelle Angriff im Westen voll einsetzte.

Wenn man sich daran erinnert, so fällt manches auf, was viele vergessen haben. Die Auswirkungen dieses Angriffs auf unsere Intellektuellen waren verheerend. In den Vereinigten Staaten sahen sich die Intellektuellen angesichts der Verfolgungen und Bedrohungen durch McCarthy vor einem Scherbenhaufen. Es gab Leute, die Selbstmord begingen, als man sie in die Anhörungen und Untersuchungen hineinzog. Wissenschaftler, Künstler und Autoren sahen sich einem Angriff ausgesetzt, der in der Kultur die Idee auslöschen sollte, darüber offen zu diskutieren, was Kultur und Mensch darstellen, welche Möglichkeiten der Sozialismus biete, welche Alternativen es geben könne, um Elend, Unterdrückung und Kriege zu bannen. Dies alles wurde völlig

zerstört. Es funktionierte in der Filmindustrie, im Verlagswesen, in der Presse, an Hochschulen.

So verübte beispielsweise Mathiesen, ein berühmter Professor an der Harvard University, ein Fachmann über Dreiser, Selbstmord, als sie ihn anhören und überprüfen wollten. Er war sowenig Kommunist wie der Mann im Mond; er fürchtete die Folgen der Verdächtigungen und sprang dann einfach aus einem Fenster. Die Grundlagen der freien Diskussion, die Wissenschaft und Literatur miteinander verband, wurden niedergemacht, und allmählich schwäppte die Flut dieser Verfolgungen auf Europa über, unser Verlagswesen war unmittelbar betroffen. Das wirkte sich auch auf die Einstellungen der jungen Menschen aus, nicht nur in England – in Frankreich und in Westdeutschland verbreitete sich der Existentialismus. Auch die Haltung des „Ohne-uns“ meinte ja nicht nur den Antimilitarismus, da war auch eine Entwicklung weg vom Sozialen, es kam zu der Haltung, daß die Probleme der Welt lediglich auf individuelle Weise zu lösen seien.

Der Kalte Krieg wirkte auf alles, auf jede in Kultur, Wissenschaft und Sozialem tätige Person, selbstverständlich auch auf Gruppen und Organisationen. Während sich in den USA die Zerstörungen auch physisch auswirkten, ganze Existzen vernichteten und ins Exil trieben, lief die Praxis in England darauf hinaus, daß es dich einfach nicht gab. Das war die britische Methode im Umgang mit den Schriftstellern, die sie nicht litten. Dich gab es einfach nicht und nirgendwo. Sie löschen dich aus. Das hieß nicht, daß du keinen Verlag fandest. Man publizierte deine Arbeiten, aber man sah dich nicht, man hörte nichts von dir, es gab dich nicht.

Es gab dann auch Proteste. Seit Anfang der fünfziger Jahre datieren die Bewegungen gegen Nuklearwaffen, es kam zum berühmten Stockholmer Appell. Dahattest du die treffenden Beispiele, wo die Trennungslinien verließen, darauf lief ja alles im Kalten Krieg hinaus – du wirst rot oder tot sein. Viele Intellektuelle bei uns haben unter diesem Druck die Fronten gewechselt.

Sie schienen ziemlich froh, daß sie sich anpassen konnten und nicht mehr unangenehm auffielen. In Wirklichkeit zerstörte das jedoch viele Talente. Etliche Schriftsteller fanden sich überhaupt nicht mehr zurecht.

Zu jener Zeit verfügten nur die Amerikaner über Nuklearwaffen, das war schließlich auch die Grundfrage des Kalten Krieges; es lief auf die Frage hinaus, ob die USA das Recht hätten, der Welt zu diktieren, was sie für recht und richtig hielten. Oder noch genauer gesagt, ging es um die Frage, ob die Androhung, solche Waffen einzusetzen, um die Welt zu beherrschen, hingenommen werden könne oder nicht. Ich hatte darüber mit J. B. Priestley eine ziemlich harte Auseinandersetzung, die im „New Statesman“ veröffentlicht wurde. Priestley hatte den Stockholmer Appell nicht unterzeichnet.

Es kam auch zu einem Vorgang um „Colliers“, das einmal eine der wichtigsten Illustrierten in den Vereinigten Staaten war. In dieser Ausgabe waren Beiträge vieler namhafter Intellektueller Amerikas und Englands veröffentlicht worden, die darüber schrieben, wie Rußland aussehen würde, nachdem es durch einen amerikanischen Atomkrieg „befreit“ sein würde – in den Ruinen von Moskau. In den Ruinen von Moskau könnte man dann das Musical „Guys and Dolls“ sehen, als einen Beitrag der Befreiung. Alle möglichen Leute schrieben da, wie etwa Robert Sherwood, der die meisten Reden von Roosevelt verfaßt hatte, ein berühmter Dramatiker.

Die ganze Ausgabe jenes Hefts von „Colliers“ war so verfaßt, daß die Sowjetunion durch einen Atomkrieg befreit werden würde, und in der ganzen Ver-

wüstung würde plötzlich Amerika mit all seinen Schönheiten auf den Plan treten.

Das war der Kalte Krieg. Fast alles stand im Sog davon, das liberale Denken, der Existentialismus, der Kommunismus. Im Zentrum stand aber die Frage des Atomkrieges gegen die UdSSR. Und die Frage: Haben die USA das Recht zu einem Diktat, weil sie die einzigen waren, die über Atomwaffen verfügten? Parallel dazu stand die kulturelle Bedrohung durch den McCarthyismus.

Was sich gegenwärtig abspielt, unterscheidet sich davon ziemlich deutlich. In vieler Hinsicht ist das, was wir jetzt vor uns haben, eine schlimmere Situation als die damalige. Gegenwärtig ist die Gefahr eines Krieges größer als während des Kalten Krieges der 50er Jahre. Das klingt paradox, da wir ja wissen, daß die USA einige Jahre lang als einzige Atomwaffen besaßen, und wir wissen, daß sie nahe daran waren, sie in Korea zum Einsatz zu bringen, auch gab es Pläne eines Einsatzes von Nuklearwaffen in Vietnam, von den strategischen Plänen gegenüber der UdSSR einmal ganz abgesehen, die es seit 1945 in allen Jahren gab. Daß es nicht dazu kam, ist fast einem Wunder gleichzusetzen. Der Premierminister Attlee war damals in die Vereinigten Staaten geflogen, um die Amerikaner davon abzuhalten, die Atombombe im Koreakrieg einzusetzen, denn Attlee wußte, was daraufhin in Europa geschehen würde.

Womit wir es gegenwärtig zu tun haben, ist eine Situation, in der die Verwirrung in amerikanischen Verhaltensweisen mit einer Einstellung gegenüber den USA verbunden ist, beinahe zynisch alles hinzunehmen, was sich die Amerikaner an Rechten herausnehmen, nämlich jedem die Bedingungen zu diktieren und dies ohne jede Rücksicht durchzusetzen und dabei auch das zu verletzen, was sie, die Amerikaner, selbst als internationales Recht ansehen. Nehmen wir nur das Beispiel der Verminung der Häfen von Nikaragua. Sie greifen zu Mitteln, die keinerlei moralische Grundlage haben. Im Kalten Krieg sahen sie sich veranlaßt, sich auf moralische Grundlagen zu berufen. Jetzt tun sie das nicht mehr. Wir alle sind durch eine Art Gehirnwäsche gegangen, indem wir auf zynische Weise, ohne uns dessen bewußt zu sein, akzeptieren, daß moralische Verpflichtungen völlig überflüssig sind in der Politik, oder daß wir annehmen: Wenn sie moralisch argumentieren, dann tun sie es so wie die Juntas in Lateinamerika. Wir akzeptieren auch eine Situation in den Vereinigten Staaten, die in vielem extreme Brutalität und Grausamkeit aufweist.

Wenn wir dabei den Schriftsteller sehen und fragen, wie er sich verhalten soll, stellen wir fest, daß es eindeutig um politische Fragen geht. Man kann vom Gewissen der Schriftsteller sprechen, von der Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft, letztlich geht es aber um eine politische Grundfrage, es geht um die Realität des Kalten Krieges. Wenn man dem ausweicht, ist das eine Flucht. Die Frage heißt schlicht, auf welcher Seite stehst du. So war das auch im Kalten Krieg. Du mußtest dich für eine Seite entscheiden. Wer eine Art mittleren Weg einschlägt und beide Seiten bedienen möchte, fällt bestimmt auf die falsche Seite. Wenn du fragst, wer ist schuld, wer bedroht wen, worin besteht die wirkliche Gefahr, wer redet einerseits von Demokratie und zerstört sie andererseits, so stellt du exakt die einfachen Fragen, die nach einer klaren Antwort verlangen. Ein Schriftsteller muß darauf in seiner ihm eigenen Weise antworten. Wenn die Schriftsteller konfus werden und über die Rolle des Individuums streiten, wenn sie alle Seiten gleichsetzen ohne genau zu prüfen, worum es geht, dann geraten sie in dieselbe Lage wie die Intellektuellen

tuellen im Kalten Krieg, die nach und nach auf die Seite des Kalten Krieges gefallen sind. Um solche Gefährdungen geht es auch jetzt. Freilich herrscht noch viel Verwirrung vor. Etliche beziehen Stellung, und sie tun das aufrichtig und ehrlich, sie verteidigen die Rechte des Individuums um jeden Preis, wo jedoch das Leben insgesamt bedroht ist. Wenn wir uns auf die Rolle des Individuums beschränken, sind wir verloren. In England haben wir heute dabei viele Probleme, die alle mit der Umwandlung unserer Gesellschaft verknüpft sind. In der Weise haben wir das noch nie erlebt. Die Zerstörung der sozialen Leistungen, die nach langen Kämpfen durchgesetzt werden konnten, ob das Gesundheitsvorsorge, gesicherte Versorgung der Alten und der Arbeitslosen betrifft – alle diese Dinge hängen auch mit der Frage zusammen: Krieg oder kein Krieg, Nuklearwaffen oder keine Nuklearwaffen. Marschflugkörper oder keine Marschflugkörper. Das ist Bestandteil ein und desselben Vorgangs. Ein Schriftsteller, der die Gesellschaft beobachtet und erlebt, kann deshalb keinen Aspekt auslassen und übersehen. Das heißt freilich nicht, daß sich jeder hinsetzen sollte, um etwas über soziale Bedingungen oder nukleare Waffen zu schreiben. Aber wenn wir sehen, was mit jedem einzelnen Menschen in diesem Land geschieht, so stellen wir fest, daß alles mit einer Politik zusammenhängt, die von den Mitteln der Zerstörung bis hin zur Zerstörung des nationalen Gesundheitswesens reicht. Wer genau hinsieht, stellt fest, welche Brüche und Risse in der Gesellschaft eingetreten sind. Und vor wenigen Tagen stellte ich fest, daß Harold Pinter, der in vielen Jahren für nichts Politisches engagiert war, plötzlich erklärte: Ich werde mein Leben den Anstrengungen um den Frieden widmen. Darin besteht unsere Aufgabe, unsere Existenz und unser Überleben als Volk mit dem Ganzen zu verbinden. Das kommt voran, aber es hat sich auf eine so stille Weise herausgebildet, es schien fast so, als könne man es nicht sehen. Fast zwanzig Jahre lang haben sich unsere Schriftsteller dazu kaum geäußert. Man kann ja den Satz fast nicht mehr hören, wenn ein Politiker sagt, o ja, *I hope so*, ich habe die Hoffnung; dennoch ist das alles, was gegenwärtig zu sagen ist. Wir haben die Hoffnung. Schlimm in Großbritannien ist ja in all den Jahren gewesen, daß unter allen Intellektuellen die Schriftsteller diejenigen waren, die sich nicht engagiert haben, die sich nicht äußerten. Wir haben Architekten für den Frieden, Ärzte für den Frieden, Lehrer für den Frieden, Maler für den Frieden, individuell haben wir auch Schriftsteller für den Frieden. Vielleicht ändert sich das jetzt. Jedenfalls ist festzustellen, daß zum ersten Mal in unserer Geschichte die Schriftsteller nicht mit an der Spitze standen, sie blieben als Gruppe unsichtbar. So ist die Äußerung Pinters von großer Bedeutung. Aber immer noch sind wir entfernt von einer Bewegung der Schriftsteller für den Frieden, wir führen nicht einmal einen Dialog untereinander.

Leider spielen die Schriftsteller noch keine Rolle in der machtvollen Bewegung für den Frieden, im Dialog um Leben und Überleben, nicht einmal um unsere sozialen Probleme, die gravierend genug sind. Erstaunlich dagegen sind die Initiativen der Frauen um Greenham Common, der CND-Gruppen in vielen Städten und Gemeinden, sie entstehen fast spontan, doch meist ohne Schriftsteller, ganz anders, als das bei der alten CND war. Um es noch einmal zu unterstreichen, individuell nehmen einige von uns Anteil, doch als Gruppe liegt es weit unter dem, was unserer Aufgabe entspräche. Das entspricht überhaupt nicht unserer Tradition, man kann weit zurückgehen; sogar in der Viktorianischen Zeit waren die Schriftsteller als Gruppe heftig engagiert. Ich erinnere dann auch nur an Namen wie H. G. Wells oder George

Bernard Shaw, E. M. Forster und sogar Virginia Woolf, die man heute als den Gipfel des abstrakten Intellekts ansieht. Virginia Woolf war immerhin eine der Mentoren der Gesellschaft für kulturelle Beziehungen mit der Sowjetunion. Die Gründe für das Abschalten sehe ich in einem Nachhutgefecht des ersten Kalten Krieges. Außerdem wirken hier auch die Bedingungen, die eine Isolierung des Schriftstellers und des Individuums hervorrufen. Die Nachwirkung des ersten Kalten Krieges entsprang dem Klima, das Intellektuelle veranlaßt, sich auf das eigene Ich zurückzuziehen. Es galt fast als anrüchig, sich politisch zu äußern oder Stellung zu beziehen. Das schwächte auch das Bedürfnis nach Auseinandersetzungen, die meisten Intellektuellen und Schriftsteller dachten darin ziemlich ähnlich, zuerst die individuellen Rechte zu wahren und dementsprechend allem gegenüber mißtrauisch zu sein, was sie zu kollektivem Verhalten herausforderte, und dies hinwiederum richtete sich vor allem gegen die Sowjetunion. Von daher lassen sich sehr viele eher gegen die Sowjetunion aufbringen als gegen die USA, wo sie das Individuum in einer anarchischen Reinheit zu erkennen glauben, während sie die kollektiven Beziehungen in der Sowjetunion als ihre Bedrohung empfinden. Von daher ist es schon fast logisch, keine Stellung zu nehmen.

Was an Pinters jüngster Äußerung so interessant ist – er sagt es so nicht, aber ich höre es heraus –, die Amerikaner haben ihn zu Tode erschreckt. Da vollzieht sich bei uns eine Änderung, und es ist denkbar, daß nun ihre Angst vor der tatsächlichen Bedrohung des Lebens durch die Amerikaner größer wird als die Angst vor dem Kollektiven in den sozialistischen Ländern. Immerhin bestätigte vor kurzem die „Times“, daß mehr als 60 Prozent unserer Bevölkerung vor der amerikanischen Politik einen tödlichen Horror empfinden. Und so kam es auch zur Bewegung „Poets for Peace“, die dafür spricht, daß sich etwas verändert.

Um noch einmal auf meine Zeit als Kriegskorrespondent in Moskau zurückzukommen, wo ich für amerikanische und englische Zeitungen tätig war, da gehörte ich zu einer Gruppe von Journalisten, die das erste Todeslager zu sehen bekamen, kurz nach der Befreiung durch die Rote Armee. Es war Majdanek.

Von Lagern des Todes hatte man viel gehört, wir waren aber die ersten, die eines sahen, es war zu einer Zeit, bevor westliche Alliierte nach Dachau oder Buchenwald kamen. Wir waren 25 anglo-amerikanische Korrespondenten. Die meisten Angehörigen dieses in Moskau akkreditierten Pressekorps waren den Sowjets gegenüber nicht freundlich gesinnt, sie waren nicht für die Nazis, aber sie waren alles andere als prosowjetisch. Als sie das Todeslager zu sehen bekamen, war das wie eine schreckliche Offenbarung. Das veränderte viele von ihnen in ihrer Einstellung.

Wir schrieben darüber für unsere Zeitungen in England und Amerika. Nicht eine einzige Zeitung wollte den Bericht veröffentlichen ohne vorherige Nachfragen und grundsätzliche Zweifel. Die Amerikaner ließen die Berichte an die Botschaft nach Moskau schicken, um überprüfen zu lassen, ob wir – die Korrespondenten – von den Russen nicht hereingelegt worden seien.

Niemand wollte es glauben und sofort war der Verdacht auf die Russen gelenkt. Die „New York Times“ speziell. Ich erinnere mich auch daran, wie manche Berichte, die in den USA veröffentlicht worden waren, ein kurzes Vorwort enthielten, das darauf hinauslief zu unterstellen, man müsse sich in die Lage von Korrespondenten in der Sowjetunion versetzen, die ja der sowjetischen Propaganda ausgesetzt seien; und sie schwächen das Bild des Todeslagers ab, das wir als erste sahen und beschrieben.

Sogar damals herrschte im Westen eine Art Wunsch vor, nichts zu glauben, es nicht für wahr zu halten. Und erst dann, als sie selbst nach Dachau und Auschwitz kamen, konnten sie es nicht mehr herunterspielen. Und bis heute ist das Vernichtungslager Majdanek bei uns im Bewußtsein nicht fixiert; Dachau und Auschwitz ja.

Kleine Fragmente wie diese deuten auf eine Mentalität hin, die gleichsam auf Abruf stand und deshalb ganz bestimmte Dinge nicht wahrhaben lassen wollte. Erst dann, als es ganz offensichtlich war, was die Nazis angerichtet hatten und weshalb sie das taten, glaubten sie das, um es bald nach dem Krieg wieder zu vergessen, als sie darangingen, in Westdeutschland die Restauration der Nazis zu begünstigen – für den Kalten Krieg. Da hat sich übrigens eine gewaltige Veränderung ergeben. Westdeutschland heute erscheint mir gegenüber dem des Kalten Krieges in einem ganz anderen Licht. In vielerlei Hinsicht ist die Bundesrepublik anders als andere westeuropäische Länder. Ich habe den Eindruck, daß dort mehr Auseinandersetzungen stattfinden als irgendwo in England. Und die vielfältigen Initiativen für den Frieden sind bewundernswert, sie machen auch uns Mut. *Aus dem Englischen von F. Hitzer*

Juri Bondarew

(Aus einem Telex)

zum problem nummer eins ist heute die erhaltung des raumschiffes, das wir „erde“ nennen, geworden. dieses sandkoernchen im all ist der ungeheueren gefahr einer totalen vernichtung ausgesetzt, wobei es gleich von zwei seiten bedroht wird.

die antwort auf hamlets frage „sein oder nichtsein?“, die heute von keinem einzelnen, sondern von der ganzen menschheit abhaengt, steht in direktem zusammenhang mit der drohenden umweltkatastrophe, die von uns leider immer noch nicht in vollem masse erkannt wird.

der mensch eines bestimmten jahrhunderts ist ein produkt der umstaende und der situation. aber der heutige mensch ist ausreichend stark und aufgeklärt, um selbst die situation zu prägen. indessen verwuestet er, der technologischen idee blindlings folgend, sein eigenes und einziges haus, seine eige-ne wohnstaette.

das vernunftwidrige verhalten zu den waeldern, feldern, bodenschaeten und der luft wird uns in ein nicht wiedergutzumachendes unglueck stuerzen. die naturschaete sind nicht unerschoepflich, ebenso wie das menschenleben hat auch alles andere seine grenzen. um nicht zu selbstmoerdern zu werden, muessen wir jeden „die natur bezwingenden schritt“ am vernuenftigen, gewissenhaften und strengen verhalten zu der vergangenheit, zu der gegenwart und zu der zukunft, zu den kindern und enkelkindern, die morgen leben sollen, messen.

die gefahr der selbstvernichtung der menschheit im atomkrieg abzuwenden ist eine dringende aufgabe. wahrend des zweiten weltkrieges kamen in europa und asien ueber 50 millionen menschen ums leben. haben die heute lebenden daraus eine lehre gezogen? diese frage kann nicht eindeutig bejaht werden, weil die menschen seit beendigung jenes gemetzels mehr als hundert regionalkriege von betraechtlichem umfang erlebt haben.

sie kann aber auch nicht bejaht werden, weil heute in der ganzen welt hundertausende wissenschaftler in der schmiede des nuklearen mars werken. es

wird angenommen, dass die atomaren arsenale 40 000 sprengkoepfe zaehlen, auf die ersten atombomben umgerechnet, sind es eine million hiroshimas. um eine noch groessere anschaulichkeit zu erreichen, sei gesagt, dass auf jeden erdbewohner, vom saeugling bis zum greis, drei tonnen sprengstoff entfallen. keiner wagt es, offen zu bestreiten, dass der mensch der hoechste wert und das mass aller dinge ist. aber von den einen wird es mißachtet, von den andern vergessen, waehrend sich die dritten der groesse der uns allen drohenden gefahr einfach nicht bewusst sind. ich muß immer wieder an die gleichgultigkeit, an den unverstand und an die ueberheblichkeit des menschen denken. natuerlich gibt jeder zu, dass eine gefahr besteht. sollte jedoch etwas passieren, dann nur den anderen und nicht ihm selbst. der weltpiesser kuemmert sich aber ueberhaupt um nichts.

der schriftsteller ist mit einer alarmglocke vergleichbar. in extremen situat

ionen hat er zu wecken und zu rufen: schlaf nicht, kommt zur besinnung,

schaut euch um und denkt mal darueber nach, ob nicht schon morgen sich

ueber uns alle und somit ueber die ganze geschichte der menschheit der nu-

kleare vorhang senkt.

stellen wir uns jedoch die frage, welche kraefte auf dem internationalen schauplatz vorherrschen, so kommen wir unvermeidlich zum schluss: es sind kraefte, die fuer den fried den eintreten. besorgnis ist zur tat geworden. eine derartige woge der millionenaufmaersche, eine solche menge von petitionen und appellen an die regierungen und parlamente hat die chronik der fri-

densaktionen bisher nicht gekannt. die wogen der friedensbewegung schla-

gen immer hoher. aber es kommt auf eine „kleinigkeit“ an. der wille der mil-

lionen muss in konkreten internationalen vertraegen seine vergegenstaendli-

chung finden, und die regierungen muessen sich strikt an diese vertraege hal-

ten. die zeit ist knapp. in der welt ist zuviel sprengstoff gehortet. je eher die

kernwaffen abgeschafft werden, desto besser.

wie die meinungsumfragen ergeben, halten die meisten amerikaner einen atomkrieg für unvermeidlich. das ist schlimm, weil sie sich solcherart mit der fatalen unvermeidlichkeit des krieges in ihrem inneren abgefunden haben und sich ihm gegeneuber passiv verhalten. unsere gesellschaft und ihre junge generation blicken voll hoffnung in die zukunft. ich glaube, dass dieses le-

bensbejahende potential ein klima des vertrauens zwischen den voelkern her-

beizufuehren helfen wird, obwohl es kein leichtes vorhaben ist.

Jewgeni Jewtuschenko

(Aus einem Gespräch)

Jewtuschenko: „An Mord kann man sich nicht gewöhnen...“ Diese Worte stammen von einem Menschen, dessen Hände nicht weniger an Winchesterbüchsen, Mannlichs und Springfields gewöhnt waren als an den Federhalter. Diese Worte stammten von jenem Menschen, der sich während des zweiten Weltkrieges mit seinem Segelboot Pilar auf die Suche nach deutschen U-Booten machte, der nicht nur durch die Kraft seiner hervorragenden Bücher nach der Wiederherstellung des Friedens und der Gerechtigkeit strebte, sondern auch durch die persönliche Teilnahme am Kampf gegen den Faschismus. Er wollte nicht nur Schriftsteller sein. Ein großer Schriftsteller kann der nicht sein, der einfach nur Schriftsteller ist. Ein großer Schriftsteller ist immer Staatsbürger. Heutzutage, wo die Frage der Reduzierung und Liquidie-

itung der Massenvernichtungsmittel das wichtigste Problem der Gegenwart ist, erklingen die Worte „An Mord kann man sich nicht gewöhnen“ als Vermaechtnis von Ernest Hemingway an die Künstler aller Länder...

In Ihrem neuen Gedicht „Mama und die Neutronenbombe“ zeichnen Sie das entsetzliche phantastische Bild eines Weltneujahrsbaums, an dem sich tote Kinder eingefunden haben – die vor Hunger durchsichtigen Kinder aus dem blockierten Leningrad, die Kinder von Oswiecim mit verzerrten Gesichtern, die aus dem Mutterleib herausgeschnittenen Säuglinge von Song-my, die von Bomben zerfetzten Kinder aus Belfast und Beirut, die von Panzern zermalmt Kinder El Salvador – ein unendlicher Reigen bewegt sich um den Tannenbaum. Die Tragödie aber kann Ihren Gedanken nach noch furchtbarer sein, „wenn eine Neutronenbombe gezündet wird, dann wird es überhaupt keine Kinder mehr geben, dann wird soviel Blut fließen, daß es keine Erinnerung an das Blut mehr geben wird.“

Jewtuschenko: Man hat mir vorgeworfen, daß ich in jenen Zeilen des Gedichts, wo ich die Folgen eines potentiellen atomaren Krieges schildere, die Farben zu dick aufgetragen hätte ... Wissen Sie was? Soll das Grauen lieber in unseren Werken zum Ausdruck kommen, dafür aber niemals im Leben. Ein Gedanke beherrscht mich stets, unabhängig davon, womit ich mich auch beschäftige. Das ist die Frage der atomaren Katastrophe, die über der Menschheit schwebt. Deshalb darf man die Menschen nicht ständig beruhigen, sie streichern und einlullen. Natürlich darf man sie auch nicht in unnötige Panik versetzen. Es ist mitunter besser, den einen oder anderen rechtzeitig wachzurütteln, damit sie die von wahnwitzigen Vorstellungen verschleierten Augen öffnen und an die Menschheit denken.

Vor nahezu zwanzig Jahren brachten Sie in dem Gedicht „Bratsker Wasserkraftwerk“ erstmals in Ihrem Schaffen den Gedanken zum Ausdruck, daß alle Menschen des Planeten Erde vor der Wahl der allgemeinen Verbrüderung oder des allgemeinen Untergangs stehen. Diese Überzeugung sprachen Sie mit neuer Kraft in Ihren Äußerungen auf dem internationalen Schriftstellertreffen „INTERLIT 82“ in Köln und auf dem Pariser Friedensforum im Jahre 1979 aus.

Jewtuschenko: Wenn auf Erden alles ideal wäre, dann bestünde die Aufgabe des Dichters natürlich nicht im politischen Kampf. Solange aber Ungerechtigkeit existiert, hat der wahre Künstler nicht das Recht zu versuchen, sich über die Auseinandersetzungen zu stellen, sondern ist vielmehr verpflichtet, mitten in ihnen zu stehen und den Menschen zu verteidigen. Ungeachtet des Unterschieds der Gesellschaftsordnungen und der Widersprüche zwischen den Regierungen, ungeachtet der Lügenpropaganda, die alle Künstler, Schriftsteller und Filmschaffenden der Welt trennen möchte, verfolgen doch die Besten von ihnen ebenso wie auch wir sowjetische Kulturschaffende ein und dasselbe Ziel: Wir wollen unsere Völker einander näherbringen und eine nukleare Vernichtung der Erde verhindern. Mich hat es buchstäblich erschüttert, wie unter der heißen italienischen Sonne Zehntausende Menschen in einem Friedensmarsch von Perugia nach Assisi zogen: Arbeiter, Geistliche, Schriftsteller, Schauspieler und Maler. Die besten bundesdeutschen Schriftsteller unterzeichneten einen Appell an die Regierungen aller Länder, eine atomare Katastrophe zu verhindern. Für den Frieden kämpfen auch sehr viele amerikanische Schriftsteller und Filmschaffende. Ich bin überzeugt, daß es heutzutage in keiner Nation einen wahren Künstler gibt, der nicht verstehen würde, daß er alles tun muß, damit es keinen Krieg gibt. Als ein so begabter

Mensch wie Knut Hamsun den Nazismus positiv einschätzte, sein schreckliches Gesicht nicht begriff, hörte er augenblicklich auf, ein großer Künstler zu sein, weil er aufhörte, nach Frieden zu streben. Ohne diese Eigenschaft kann es aber keinen großen Künstler geben. Die Begünstigung des Krieges und die Beschreibung des Krieges als Unvermeidlichkeit, als gesunderhaltende Unvermeidlichkeit, wie das die Faschisten taten, stellen ein Verbrechen an der Menschheit dar. Ich erinnere mich an die Geschichte mit Steinbeck und meine, daß es ein tragischer Fehler war, als er seine traurig-berühmten Skizzen über den Krieg in Vietnam schrieb, in denen er die Finger des Maschinengewehrschützen in einem amerikanischen Hubschrauber mit den Fingern des Cellisten Casals auf seinem Instrument verglich... Man hatte ihn einfach verwirrt. Man brachte ihn in ein amerikanisches Lazarett und zeigte ihm verwundete amerikanische Soldaten, verstümmelt durch Explosionen. Natürlich erweckte das bei ihm Mitleid. Aber als großer Künstler war er verpflichtet, die andere Seite dieses Krieges zu sehen und zu fühlen: die verkrüppelten und verbrannten vietnamesischen Kinder. „Alle Ideale der Menschheit sind nichts im Vergleich zu einer Träne eines schuldlos gequälten Kindes“, sagte Dostojewski. Deshalb muß ein fremdes Hemd, wenn es blutdurchtränkt ist, einem Künstler näher sein als das eigene, schneeweisse und sorgfältig gebügelte. Vor seinem Tode begriff John Steinbeck glücklicherweise, daß er einen Fehler begangen hatte.

Im Jahre 1972 weilten Sie als Sonderkorrespondent der Zeitschrift Ogonjok im kämpfenden Vietnam, wo Sie auch das Gedicht „Hemingway in Vietnam“ schrieben. Schon damals verurteilten Sie die amoralischen Handlungen von Ezra Pound, der den Faschismus rühmte, von Bob Hope, der mit seinen Konzerten die amerikanischen Soldaten aufmunterte, die Vietnamesen töteten, von Kingsley Amis – einem englischen Schriftsteller, der die Aggression in Vietnam unterstützte. Es handelte sich dabei also um Menschen, die aufgehört hatten, Künstler zu sein, weil sie ihr künstlerisches Gewissen verkauften.

Jewtuschenko: Im Jahre 1935, als ich ganze zwei Jahre alt war, fand in Paris ein Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur statt. Der Kongreß warnte die Welt vor der Gefahr des Faschismus und des Weltkrieges. Diese Warnungen halfen damals nicht: Die Bücher, die von den Kongreßteilnehmern geschrieben worden waren, wurden von Menschen verbrannt, bei denen die Hand automatisch zum Revolver griff, wenn sie das Wort Kultur hörten.

Die Kunst ist das Gedächtnis der Menschheit. Die Mörder verstehen das ganz ausgezeichnet, ebenso wie sie auch die Einheit von Kunst und Revolution verstehen. Da sie jedoch über keine philosophischen Argumente verfügen, bestehen ihre einzigen Argumente aus Panzern, die die Freiheit zerdrücken, Bomben, die das Gebäude der Hoffnung zerstören, und Scheiterhaufen von Büchern, auf denen ewige Werte verbrannt werden. Es ist einfach ein schrecklicher Traum, der schließlich für immer vergeht, wenn heutzutage die Mörder mitunter noch triumphieren. Man kann die Regierung wechseln, aber nicht das Volk.

Es ist furchtbar, das Gedächtnis zu verlieren.

In unserem Volke lebt das Gedächtnis über den vergangenen Krieg tiefer als in jedem anderen Volk. Heute noch leben Väter und Mütter, die ihre Kinder in diesem Krieg verloren haben. Wenn sie sterben, bleiben die Witwen, die ihre Männer verloren. Sterben auch sie, bleiben die Kinder, die ihre Väter nie sahen ... Gegenwärtig drehe ich einen Film mit dem Titel *Kindergarten*, in

dem ich die Wahrheit über den Krieg mit den Augen eines Kindes schildere. Dieser Film ist an und für sich schon vom Leben geschaffen worden. Er wird eine Art Biographie der Leiden des Volkes während des Krieges. Bei meiner Arbeit an ihm habe ich gesehen, daß in den 39 Jahren, die seit dem Sieg vergangen sind, unsere Kinder schon so manches vergessen haben. Ich mußte den jungen Schauspielern, die die evakuierten Kinder spielen, erklären, was eigentlich das Wort Evakuierung bedeutet. Den Kindern, die laut Drehbuch mit Lebensmittelkarten nach Brot anstehen, mußte ich erläutern, was Lebensmittelkarten sind. Vielleicht ist das gut so. Aber auch die heutigen Jungen aus der Berufsschule, die die Kinder spielen, die als kleine Arbeiter an Stelle der Väter, die an die Front gegangen waren, an den Maschinen standen, verwandelten sich augenzwinkrig, wurden ernst wie Erwachsene. Bei mir entstand die irreale Wahrnehmung einer völlig wiederbelebten Realität, als würde ich keinen Spiel-, sondern einen Dokumentarfilm drehen. Ich möchte einen solchen Film schaffen, damit die Augen meines Haupthelden – eines von Hunger, Kälte und Kriegsarmut gedemütigten, durch unmenschliche Prüfungen entkräfteten Kindes – die Hände jener gefährlichen Wahnwitzigen stoppen, die zu dem Knopf streben, der in der Lage ist, die gesamte Menschheit zu vernichten, vielleicht auch die Erde selbst.

Valentin Katajew

Aus einem Telex

ein normaler mensch muß bei dem gedanken an die möglichkeit eines kernwaffenkrieges ekel empfinden. denn das ist ein gedanke über die ziellosigkeit von allem, wofür der mensch gelebt und gelitten hat, seit er zum menschen geworden ist, über die ziellosigkeit der menschlichen zivilisation und kultur. mich wundert nicht der heutige aufschwung der antinuklearen bewegung. mich quält aber die frage: ist noch zeit dafür geblieben, uns nicht zu verspätten, uns retten zu können? wir dürfen uns nicht verspäten.

vor kurzem verfolgte ich den verlauf der konferenz der wissenschaftler in moskau, die über die folgen eines atomkrieges diskutierten. die fachleute wissen besser, was eine atomkatastrophe bedeuten würde. ich glaube ihnen, bin aber nicht in der lage, diesen ganzen greuel zu erfassen. ich weiß nur, daß es keinen unmenschlicheren und amoralischeren schritt geben kann, als einen kernwaffenkrieg zu beginnen.

die menschen hegten zu lange die illusion, daß die gefahr eines nuklearen weltkrieges eher etwas symbolisches, ein element des spiels der großen politik, mit einem wort, etwas abstraktes und von dem alltäglichen leben weit entferntes sei. vielleicht war die natürliche menschliche trägeit, die gewohnheit zu denken, daß es auch früher kriege gegeben hat, die menschheit jedoch nicht umgekommen ist, zu groß.

es ist für einen jeden an der zeit, zu begreifen, daß wir in einer anderen epoche leben, es ist zeit, unermüdlich, tag für tag und angespannt gegen die atombombe zu arbeiten, zu begreifen, daß wir am rande eines abgrunds angelangt sind.

im ersten weltkrieg wurde ich an der front mit gas vergiftet. uns vergiftete man mit phosgen, einem wirksamen todesmittel. später erdachte man die atombombe, und man brachte sie gegen die bewohner von hiroshima und na-

gasaki zum Einsatz. Heute sind soviel Kernwaffen angehäuft, daß die Menschheit, wie man sagt, mehrere Male und tödlicher vernichtet werden könnte. Und doch ist eine Kernladung, eine Kernrakete lediglich unempfindliche Technik. Auf den Knopf wird der Mensch drücken. Um wessentwillen? Es kann kein noch so erhabenes Ziel geben, dessen Erreichung die Vernichtung der Menschheit rechtfertigen würde. Es gibt keine derart hohen moralischen Ideale, um derer willen die Menschliche Zivilisation, ihre Vergangenheit und Zukunft einer Gefahr ausgesetzt werden könnte. Keinerlei Ideale, keinerlei Religionen können die Propaganda eines Kernwaffenkrieges oder die Behauptungen rechtfertigen, daß man in einem solchen Krieg am Leben bleiben könnte. Es gibt moralische Wahrheiten, die einfach und offensichtlich sind wie Brot, Wasser, ein sonniger Tag und eine sternklare Nacht. Danach wird das Menschliche Leben aufgebaut. Danach muß auch die Politik aufgebaut werden.

Wenn mein Land, die Sowjetunion, feierlich ihren Verzicht auf den ersteinsatz von Kernwaffen erklärt, ist das eine einfache Wahrheit. Wenn mein Land sagt, daß es zu sofortigen Verhandlungen über das Verbot und die Vernichtung der gesamten Kernwaffen bereit ist, ist das ebenfalls eine einfache und offensichtliche Wahrheit. All das ist führwahr sehr einfach, denn eine ehrliche Politik ist immer einfach.

Verwickelt, doppelsinnig und nebelhaft waren und blieben nur Kniffe, das Lävieren und Umtriebe, mit denen das Ziel verfolgt wird, einer direkten Antwort auf ehrliche Friedensvorschläge auszuweichen.

Der Bereich des Krieges und des Friedens ist ein moralischer Bereich. Das moralische Klima auf der Erde muß mit allen Mitteln gemildert werden. Sonst werden wir uns dem Greuel einer nuklearen Gefahr gegenübersehen. Ich glaube, daß ich mich an diesem Prozeß beteilige. Mein „Jugendroman“ ist meine Ablehnung eines Krieges, mein Protest dagegen. Ich möchte auch heute noch bei jeder Demonstration, bei jeder Kundgebung, ob groß oder klein, ob in Stadt oder Land, in Ost oder West, überall mit dabei sein, wo die Menschen zum Verzicht auf Kernwaffen, zur Güte und Humanität aufgerufen werden.

Robert Roshdestwenski

Pershing-II und Cruise-Missiles sind also in Europa stationiert. Dieser Platz war ihnen aus Übersee zugewiesen worden. Der Boden der europäischen Verbündeten der USA wird im Falle eines Konfliktes zu einem mächtigen Magneten, der unvermeidlich die Raketen der anderen Seite anziehen wird. Durch die Aufstellung der Pershings fordern die Amerikaner nicht nur uns heraus. In Wirklichkeit ist das eine Herausforderung der ganzen Menschheit. Das ist eine neue Runde des Wettrüstens. Das sind neue Beunruhigungen für die ohnehin schon unruhige Welt. Neue Aufregungen, Sorgen und Angste. Und unendlich viele Fragen...

Betrifft eine solche Situation einstmals nur Experten, d. h. Politiker, Diplomaten und Militärs, so sind heute alle Politiker, alle Diplomaten und viele einfache Menschen Spezialisten für Militärfragen. Wie kann es auch anders sein? Geht doch das Problem alle an. Absolut und ausnahmslos alle.

Die Situation ist wirklich ernst. Wir werden indes nicht in Panik geraten. Wir werden leben und unsere Pflicht tun, unsere Heimat stärken, arbeiten und daran denken, daß auch die heutige, äußerst mißtönige und äußerst zügellose antisowjetische, antisozialistische Hysterie eine Fortsetzung der uns bereits bekannten, seit langem betriebenen und sich im allgemeinen wenig verändernden antisowjetischen Politik der Imperialisten ist. Derselben Politik, die seinerzeit von Curzon, Chamberlain, Churchill und Truman betrieben wurde. Auch „Kreuzzüge“ gegen uns wurden wiederholt angekündigt. Also ist das für uns auch nichts Neues. All das hat es bereits gegeben.

Nicht gegeben hat es nur das Eine: Die Menschheit war noch nie so real und so unabwendbar mit der Frage konfrontiert: Soll es Leben auf der Erde geben oder nicht?

Aber selbst angesichts dieser uns alle betreffenden Frage bleibt der Inhalt der bourgeois Politik unverändert. Die westliche Propaganda tut jedoch dabei so, als gäbe es diese Frage überhaupt nicht, als wäre sie „zu stark gefühlsmäßig betont“ und „nur für Moskau vorteilhaft“.

Es kommt so, daß die Massenmedien im Westen allmählich zu einem integrierten Bestandteil der Strategie der Massenvernichtung werden. Mit dem einen Unterschied, daß diese auf Städte, jene aber auf die Seelen der Menschen zielt. Dabei in erster Linie auf die Seelen der eigenen Bürger. Den Menschen wird ununterbrochen der Gedanke von der Vertretbarkeit und sogar von der Unvermeidlichkeit eines Krieges in der Welt von heute suggeriert. Man hat es darauf abgesehen, daß sie sich an diesen Gedanken gewöhnen, daß er für sie üblich, sozusagen ein normaler Gedanke wird. Jedes Mittel ist recht, um nur ja die Menschen die guten Erfahrungen der Vergangenheit vergessen zu lassen, man verleumdet schon die Idee der internationalen Zusammenarbeit, man erzieht sie zum Haß gegen andere Völker und Staaten und verfälscht die Weltgeschichte.

Die sowjetisch-amerikanische Koproduktion „Der Große Vaterländische Krieg“ lief zum Beispiel im Westen unter dem Titel „Der unbekannte Krieg“. Dieser Titel war nicht ein guter Einfalls der Werbung, er entsprach durchaus der wirklichen Sachlage. Für die zwei Nachkriegsgenerationen im Westen ist der Krieg, den die Völker der Welt gegen den Faschismus geführt haben, heute schon wirklich unbekannt. Nach den Ergebnissen einer Umfrage zu urteilen, sind viele amerikanische Schüler davon überzeugt, daß die Sowjetunion im vergangenen Krieg auf der Seite Deutschlands kämpfte.

Man will, daß die Menschen die Wahrheit vergessen, sie werden einer fachlich sehr gekonnten, dabei in der Sache gewaltsamen „Operation Gedächtnisschwund“ unterzogen.

Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung im Westen erfolgt breit angelegt und zielgerichtet, auf allen Ebenen, und ihr sind bereits Kinder im frühesten Alter ausgeliefert. Einmal sah ich mir bei meinem Aufenthalt in den USA im Fernsehen einen Trickfilm an, dessen negativer Hauptscheldwolf war. Wie es sich gehört, besaß er alle nur erdenklichen negativen Eigenschaften – er war heimtückisch, blutrünstig, feige, grausam, verlogen usw. Damit er aber ganz grausig wirkte, hatte man ihm an die Brust einen roten Stern und an die Mütze Hammer und Sichel gemalt.

Ich sage es noch einmal: Das war ein Trickfilm, für die Kleinsten gedacht, die von der Politik der erwachsenen Onkels nichts verstehen. Man hätte natürlich die Achseln zucken und über dieses Machwerk lachen können – Dummheit bleibt ja Dummheit.

Ich war aber nicht aufgelegt zu lachen. Denn wenn die amerikanischen Kin-

der größer werden und in die Schule gehen, wird ihnen in leicht faßlicher Form erklärt, es gebe in der Welt verschiedene Länder und Völker: Die einen Völker seien gut, die anderen dagegen sehr schlecht, böse und blutrünstig, und sie träumten davon, die ganze Welt zu erobern. Das wird über unser Volk gesagt. Die Kinder schlagen das Geschichtslehrbuch auf. Darin endet die Geschichte unseres Staates mit dem letzten Zaren. Danach folgt schon keine Geschichte mehr, sondern nur Finsternis, Unwissenheit und Chaos. Im Fernsehen läuft indes neben anderen mehrteiligen Spielfilmen eine Sonderreihe über die Tätigkeit der „Kremlagenten“ in Amerika. Diese Agenten sind natürlich dumm, heimtückisch, grausam, feige und blutrüstig (erinnern Sie sich an den Wolf aus dem Trickfilm?), und diese „roten Spione“ begehen die unmenschlichsten Greuelaten (sie vergiften z. B. das Trinkwasser in einem Reservoir, stecken ein Krankenhaus in Brand, bemächtigen sich eines Schulbusses mit Kindern). Freilich werden die wackeren Boys von der FBI im Handumdrehen mit diesen „schrecklichen Russen“ fertig, jedes Mal entwischen ihnen aber einige Spione, denn man braucht sie ja für den nächsten Film der Reihe.

Ich möchte betonen, daß diese Filme künstlerisch auf extrem niedrigem Niveau stehen, sie werden jedoch gezeigt, jede Woche gezeigt, und spielen so ihre Rolle in der enormen Menge antisowjetischer „Bedarfsartikel“, zu denen neben speziellen Fernsehsendungen, Artikeln, Büchern, Bildbänden, Spielsachen und anderen Erzeugnissen auch noch solche „Bagatellen“ gehören wie zum Beispiel ein Sporthemd mit der Aufschrift „Tod den Kommunisten!“ oder ein buntes Abzeichen mit dem Slogan „Tötet die Russen!“.

Ich habe mir nichts ausgedacht, sondern alles mit eigenen Augen gesehen, und das häufig.

Verschiedentlich hatte ich Gelegenheit, an vielen amerikanischen Universitäten zu sprechen. Ich habe diese Treffen auch heute noch in guter Erinnerung. Ich erinnere mich an die wohlwollende Atmosphäre der Aufrichtigkeit in den Hörsälen und Aulen. Ich erinnere mich auch an die Fragen, die ich beantworten mußte. Nicht an alle, sondern an solche, die bei mir besonderes Be fremden hervorriefen. Zunächst dachte ich sogar, die Studenten wollten mich für dumm verkaufen – so sonderbar und widersinnig schienen mir diese Fragen.

Urteilen Sie selbst: „Gibt es in Moskau asphaltierte Straßen?“, „Werden in Rußland Personenkraftwagen produziert?“, „Gibt es bei Ihnen Fernsprech automaten?“, „Gibt es bei Ihnen TV?“... (Und diese Fragen stellen Menschen, die in der Regel wissen, daß wir als erste einen künstlichen Erdsatelliten auf die Umlaufbahn gebracht und daß wir mit der Ära des bemannten Raumflugs begonnen haben.)

Und weiter: „Stimmt es, daß in Ihrem Land der Fremdsprachenunterricht verboten ist?“, „Stimmt es, daß Sie, wenn Sie heiraten wollen, dafür die Zustimmung der Parteikomitees haben müssen?“, „Stimmt es, daß der Staat, sobald Ihre Kinder zwei Jahre alt sind, sie Ihnen wegnimmt?“, und gleich darauf: „Stimmt es, daß Sie gemeinsame Frauen haben?“, „Wie lösen Sie das Problem der Bären in den Straßen Ihrer Städte?“

„Welcher Bären?“ fragte ich zurück. Und mir wurde erläutert: „Alle Ihre Städte liegen doch inmitten von undurchdringlichen Wäldern, und wir haben gelesen, daß Bären immer wieder auf Ihren Straßen auftauchen...“

Solche Fragen wurden mir gestellt. Darüber kann man natürlich lachen; die sie stellen, kann man bei Gelegenheit zur Zielscheibe von Witzen machen... Die Studenten tragen aber fast keine Schuld daran. Denn das Niveau ihrer

Vorstellungen von unserem Volk ist im voraus programmiert. Man kann sogar sagen, diese urwüchsige Unwissenheit ist bewußt anerzogen, sie wurde in langen Jahren des Antisowjetismus mit angestrengter Hartnäckigkeit der westlichen Propagandaschinerie gepflegt.

Die Potentaten der gelobten „Gesellschaft der gleichen Freiheiten und Möglichkeiten“ können die Wahrheit über uns nicht gebrauchen – überhaupt nicht.

Auf diese Weise fällt es ihnen nämlich leichter, die sowjetischen Menschen als Barbaren, Monstren, Träger des Übels und Höllenbrut darzustellen. So fällt es ihnen leichter, Märchen über uns noch und noch zu erzählen, die „sowjetische militärische Bedrohung“ breitzutreten und die eigenen Bürger hinter Licht zu führen. Schließlich fällt es ihnen leichter, von der Möglichkeit und sogar der Notwendigkeit eines neuen Krieges zu reden ...

Die aber von einem neuen Krieg sprechen, stellen sich den alten Krieg nicht einmal richtig vor. Natürlich haben sie im zweiten Weltkrieg gekämpft. Ihre Boys starben ebenfalls im Soldatenrock auf den Schlachtfeldern. Sie starben in der Normandie und den Ardennen, auf Sizilien und am Rhein, in der Nordsee und auf vielen Pazifik-Inseln. Damals kämpften sie gegen den Faschismus. Damals schützten sie Amerika. Und darum kämpften sie tapfer, kühn und ohne sich zu schonen.

Sie starben aber auch später, nachher. Sie starben in Korea und Vietnam, in Laos und Kambodscha, sie starben und zerstampften dabei fremden Boden unter ihren Stiefeln, sie starben in fremden Sümpfen und brachten dabei Amerika Schmach und Schande ein. Sie starben, ohne zu wissen, ohne zu begreifen wofür ...

Ja, sie haben gekämpft, wissen aber trotzdem nicht, was ein wirklicher Krieg ist. Denn sie kämpften weit entfernt von ihrem Amerika, von ihren Städten, Bergen und Wäldern. Auf ihre eigenen Häuser, die sehr schön und gemütlich sind, auf ihre berühmten Autobahnen, auf ihre fruchtbaren, gepflegten Felder fiel nie, kein einziges Mal in der ganzen amerikanischen Geschichte, eine fremde Bombe.

Sie können sich nicht einmal vorstellen, wie es aussieht, wenn das Dach des eigenen Hauses mit ohrenbetäubendem Krachen einstürzt und unter den Trümmern die eigene Tochter stirbt, der eigene Sohn, der unter den Trümmern begraben ist, um Hilfe ruft, ihm aber schon niemand helfen kann, weil alles ringsum lodert, detoniert und einstürzt! Steine schmelzen, die Gleise krümmen sich zu einem phantastischen Knäuel und fetter Rauch verdeckt den Himmel. Und die Erde selbst stöhnt, und die vor Kummer fast verstie nerten Mütter, die schon keine Kräfte und keine Tränen mehr haben, um zu weinen, irren in den toten Straßen umher ...

Nein, sie kennen keinen wirklichen Krieg.

Der Krieg aber, wie sie ihn sich vorstellen und für den sie Reklame machen, erinnert sehr an Hollywood-Filme, in denen braven Sheriffs, ähnelnde Marineinfanteristen, nachdem sie Abschied von ihren bezaubernden Freundinnen genommen haben, irgendwohin fliegen, schwimmen, laufen, großartig schießen, mit allen Feinden ohne weiteres fertig werden, selbst aber dabei erstaunlich lebendig, hübsch und photogen bleiben. Das alles geschieht selbstverständlich unbedingt in fernen exotischen Landen, auf fremdem Boden, sehr weit von Amerika entfernt.

Nicht von ungefähr steht auf einem der regenbogenfarbenen reißerischen amerikanischen Plakate: „Wenn Sie gern reisen, wenn Sie die Welt sehen wollen, treten Sie in die Marineinfanterie ein!“

Nun, der Menschheit ist es gut bekannt, wo und wie die amerikanischen Marineinfanteristen im letzten Jahr „reisten“. Scheinbar ganz zufällig machten sie einen „Abstecher“ in den Libanon (es hieß, nur für kurze Zeit. Offensichtlich hatte es ihnen dort jedoch so gut gefallen, daß sie nicht mehr wegfahren wollten). Danach statteten sie Grenada einen „Besuch“ ab, und, nach Reagans Äußerungen zu urteilen, gewannen sie diese Insel ebenfalls lieb. Auch von den Grenzen Nicaraguas können sich die Marineinfanteristen seit etlichen Monaten schon nicht mehr losreißen. (Offensichtlich haben sie an der dortigen Natur großes Gefallen gefunden. Ja, die Natur ist dort wirklich schön! ...) Und so „reisen“ die Marineinfanteristen, um sich den natürlichen Wunsch, „die Welt zu sehen“, zu erfüllen. Wir wissen, welche eine erschreckende, verunstaltete und blutüberströmte Welt sie nach ihren „Ausflügen“ zurücklassen. Diese Welt tut ihnen nicht leid. Denn für sie ist es, ich möchte es wiederholen, immer fremder Boden, sind es immer fremde Völker, fremde Städte und fremde Schicksale. Jeder dieser „Siege“ (darunter auch über unbewaffnete Menschen) wird in den Vereinigten Staaten sofort für „glorreich“ erklärt, und das versetzt die amerikanischen Militärs in unsagbares Entzücken. Sie ersticken fast vor Eifer, im Bestreben, einander in den Kommentaren und Schlußfolgerungen zu überbieten, machen sich selbst Mut und möchten die anderen ins Bockshorn jagen ...

Nein, sie kennen keinen wirklichen Krieg.

Diese ihre Unkenntnis birgt übrigens ebenfalls eine enorme Gefahr für das Schicksal unseres ganzen Planeten in sich.

Denn Leute, welche die realen, allseitigen, schrecklichen Erfahrungen der vergangenen konventionellen Kriege nicht in ihrem ganzen Ausmaß gemacht haben, bereiten heute, und das nicht nur in Worten, sondern auch in Taten, für die Menschheit einen nuklearen Krieg vor.

Dabei wollen sie auf niemanden hören und nichts einsehen. Dabei mißachten sie ihre eigenen Verbündeten (indem sie diese als erbärmliches Kanonenfutter betrachten) und lassen sich allen Ernstes über die vermeintliche „Humanität“ der modernen Massenvernichtungsmittel aus.

Verwunderlich ist dabei, daß sie dazu noch in ihrer Naivität daran glauben, ein zukünftiger Krieg würde irgendwo in Europa, Asien, Afrika oder Lateinamerika, in Australien oder sogar in der Antarktis – mit einem Wort woanders, aber nicht auf dem Territorium der Vereinigten Staaten ausbrechen und geführt werden.

Sie möchten das eben gern. Es wird jedoch nicht so kommen, wie sie es möchten. Wenn sie diesen Krieg entfesseln, wenn sie, dem gesunden Menschenverstand zum Trotz, wagen, ihn zu entfesseln, dann wird der Krieg auch amerikanischen Boden erreichen.

Ihre Städte, ihre Felder und Wälder werden in Flammen aufgehen. Ihre Häuser werden einstürzen, ihre Frauen und Kinder sterben, ihre Mütter weinen. Sie werden zum erstenmal erfahren, was ein realer, nicht aber ein Reklamekrieg ist, und das wird das letzte sein, was sie überhaupt noch erfahren. Begreifen sie das denn nicht?! Hoffen sie auf einen Glücksfall, auf ein überraschendes, unerklärliches Wunder?!

Es wird kein Wunder geschehen. Die Wirklichkeit wird grausam sein. Der Fernsehfilm „Der Tag danach“, der vor kurzem ganz Amerika erschüttert hat, ist leider nur eine harmlose, schwache Andeutung, nur ein Schatten einer realen explodierten Wirklichkeit.

Ich schreibe diese Zeilen ohne die geringste Häme. Ich schreibe sie mit Bit-

ternis, mit Schmerz. Darauf verzichten kann ich jedoch nicht. Denn gegen uns, gegen die Sowjetunion wurde ein Kreuzzug angekündigt. Ein Kreuzzug in vollem Ernst. Ein Kreuzzug zur Vernichtung der „Andersgläubigen“. Denn es war niemand anderer als der amerikanische Präsident, der erklärte, daß die Vereinigten Staaten von nun an mit unserem Land nur „von der Position der Stärke aus“ zu sprechen beabsichtigen, daß er persönlich darauf aus ist, diese Stärke zu eskalieren, und daß er an jedem beliebigen Punkt unseres Planeten, ungeachtet aller Schwierigkeiten und Souveränitätsrechte immer die eigenen imperialen Interessen verteidigen und die Bedingungen diktieren will.

Es war nicht unsere, sondern die amerikanische Führung, die marktschreierisch erklärt hat, daß sie nicht beabsichtige, auf die „Erstschlagsstrategie“ zu verzichten. Wie auch, daß dieser Schlag vor allem gegen die wichtigsten „militärischen, industriellen und politischen Zentren der Sowjetunion ...“ geführt werde.

Ich weiß nicht, was die konkret unter den sowjetischen militärischen Zentren verstehen, dafür weiß ich aber genug, was unsere industriellen und politischen Zentren sind.

Vor allem ist das die Stadt, in der meine Mutter, meine Frau und meine Töchter, mein Bruder und meine kleinen Neffen leben. Das sind auch unsere sehr alten oder noch ganz jungen Städte, die nördlichen und die südlichen, die stillen und die lärmvollen, die einander so gar nicht ähneln, jene Städte, in denen mir sehr nahestehende Menschen, meine Freunde, ihre Familien, Tausende, ja Millionen mir bekannte und unbekannte sowjetische Menschen leben und arbeiten, träumen und hoffen, traurig sind und lachen.

Das sind auch die Städte der sozialistischen Länder, die ebenfalls sehr verschieden und schön, altehrwürdig oder ganz jung sind; Städte, in denen herzensgute, arbeitsame, friedliche und achtenswerte Menschen leben.

Die amerikanischen Militärstrategen bereiten sich darauf vor, gegen alle diese Städte und gegen alle diese Menschen den nuklearen Erstschlag zu führen, und, falls es sich als notwendig erweist, einen zweiten und dritten.

Denkt denn jemand im Ernst daran, daß wir angesichts all ihrer Vorbereitungen die Hände in den Schoß legen werden? Nein. Und wir werden auch nicht klein beigegeben.

Gerade das wurde in der Erklärung unserer Staatsführung gesagt – gewichtig und eindeutig. Diese Erklärung war an alle Menschen der Erde gerichtet. An alle verantwortungsbewußten Staatsführer unseres Planeten.

Leider finden sich unter den heutigen führenden Repräsentanten einiger Länder auch offensichtlich verantwortungslose. Auch sie sollen den Text dieser ausgewogenen und sehr ernsten Erklärung genau lesen und ihn durchdenken. Liegt es nicht auf der Hand, daß das Wettrüsten im Grunde sinnlos ist? Es kann natürlich die Profite der westlichen Rüstungsmonopole steigern. Keinerlei Wettrüsten ist jedoch heute in der Lage, die sogenannte „Sicherheitsschwelle“, sagen wir der Vereinigten Staaten, zu erhöhen oder zu festigen. Denn wir, die Sowjetunion, die wir nicht bestrebt sind, militärisch die Stärksten in der Welt zu sein, werden immer stark genug sein, damit der Wunsch eines beliebigen Aggressors, einen Krieg gegen uns zu beginnen, dem Wunsch gleichkommt, Selbstmord zu begehen.

Wir sind nach wie vor ehrliche und überzeugte Anhänger einer Reduzierung der Rüstung – beliebiger Rüstungen, und zwar einer Verminderung auf ein beliebiges, auf das niedrigste Niveau. Wir werden unermüdlich und konsequent für den Frieden kämpfen. Darin besteht der Inhalt unserer Politik.

Heute finden in allen Ländern und auf allen Kontinenten Aktionen, Demonstrationen und Kundgebungen gegen Krieg und Kernwaffen statt. Sie vereinigen Dutzende, ja Hunderte Millionen Menschen. Sie vereinigen buchstäblich alle, weil das Problem selbst alle vereinigt. Die offizielle bürgerliche Propaganda bezeichnet diese Aktionen als „Umtriebe der Kommunisten“. Das sind aber die „Umtriebe“ des Lebens. Eines normalen menschlichen Lebens. Die Menschen wollen leben. Sie wollen auf einer friedlichen Erde, unter einem friedlichen Himmel leben.

Erasmus Schöfer

Nimm eine abgeschlagene Hand und schreib auf die Erde

Zum 75. Geburtstag von Jannis Ritsos am 1. Mai 1984

Ich habe Jannis Ritsos dreimal kennengelernt. Die erste Begegnung noch undeutlich, schattenhaft, als wir nach 1967 hier in der Bundesrepublik den Widerstand der griechischen Linken gegen die Junta-Diktatur in den Liedern des Mikis Theodorakis, in der Stimme der Maria Farantouri uns ins Herz hörten und erfuhren, daß hinter den unverstandenen Worten dieser Lieder oft ein griechischer Dichter mit dem Namen Ritsos verborgen war. Da hatten sie ihn in Frankreich, in der DDR, in der Sowjetunion schon entdeckt und hörten seine neben den Stimmen jener anderen revolutionären Dichter ihrer Völker, die an nationalen Grenzen nicht Halt machten: Majakowski, Brecht, Pablo Neruda, Nazim Hikmet. Da wußten sie dort auch, daß dieser Mann zum zweitenmal in seinem Leben von den Unterdrückern seines Volkes verhaftet, weggesperrt und sein Gedicht illegalisiert worden war, kämpften für seine Freilassung, um das Leben des Schwerkranken.

Wenig genug erschien in jenen Jahren und seither aus Ritsos' Werk auf deutsch, und versteckt genug diese schmalen Bändchen, daß die deutschen Griechenland-Urlauber weiter, Katsantsakis statt Ritsos im Gepäck, das Land der Sonne, des Meers und der Marmorsäulen mit der Seele und der D-Mark suchen – und seine moderne Geschichte, seine soziale Gegenwart ignorieren konnten.

Meine zweite Bewegung mit dem Dichter geschah in der zweisprachigen Ausgabe seines „Tagebuchs der Verbannung“, aus dem ich an diesen poetischen Aufzeichnungen seiner ersten Haftzeit die griechische Sprache und die Kraft der griechischen Patrioten lernte, ehe ich selbst auf der Insel Leros jenes Lagers besuchte, in das ihn 1967 die Obristen gesperrt hatten. Es ist noch heute vorhanden, als Militärlager, aber kein Hinweis ist zu finden, weder auf die Vergangenheit des Lagers noch auf die Anwesenheit des Dichters.

Die dritte Begegnung war leibhaftig und geschah in dem Rahmen, der die Bedeutung von Jannis Ritsos für das griechische Volk zeigte. Da stand der beschämte Mann vor Tausenden auf der großen Bühne des Festivals der kommunistischen Jugend im Peristeri-Park von Athen und sprach mit seiner vollen, das dichterische Pathos nicht scheuenden Stimme jenes großen Gedicht Romiossini, Griechentum, in dem er dem griechischen Volk seine natio-

nale revolutionäre Identität poetisch sichtbar gemacht hat.

Jannis Ritsos ist zeit seines Lebens die verkörperte Übereinstimmung von Wort und Tat eines Kommunisten gewesen, in den Kämpfen, in den Niederlagen, in den Hoffnungen und den Raumgewinnen der griechischen Arbeiterklasse und ihrer patriotischen Verbündeten. Das große poetische Epos „Nachbarschaften der Welt“, das den Widerstand gegen die deutsch-italienischen Besatzer und die Auseinandersetzungen mit den englisch-amerikanischen Neokolonialisten, der von ihnen ausgehaltenen Großbourgeoisie, in Bildern und Beschreibungen von oft atemberaubender Härte und Schönheit erfaßt, wurde zwischen 1949 und 1951 auf den KZ-Inseln Makronisos und Aj-Efstratos geschrieben. Daß die Verse hinter Stacheldraht, zwischen Verhungerten und Zerschlagenen, unter den Augen der Folterer entstanden und in Flaschen vergraben werden mußten, die meisten von ihnen erst zehn, zwanzig Jahre später öffentlich werden konnten, verdoppelt die Wahrheitsstärke ihrer Aussage.

Am 1. Mai dieses Jahres ist der 75. Geburtstag des Dichters gefeiert worden, nicht nur in Griechenland. Die Identität dieses Datums mit dem Feiertag der internationalen Arbeiterbewegung scheint hier von mehr als symbolischer Bedeutung. Für Ritsos ist sie immer der Ausdruck einer bewußt gemachten, selbst verwirklichten Verbundenheit mit den Kämpfen der griechischen Arbeiterklasse gewesen, seit er 1936 in seinem ersten berühmt gewordenen großen Gedicht „Epitaphios“ die Niederschlagung des Streiks der Tabakarbeiter von Thessaloniki gedichtet hat.

Aber diese Verbundenheit erstreckt sich auch auf das alltägliche Leben des griechischen Volkes und seine Sprache. In ihren Inhalten wie in ihrer Form hat Ritsos die moderne griechische Dichtung von den elitären Höhen des Parnaß in die Wohnviertel der Städte, in die Nachbarschaften der Welt herabgeholt. Es ist ihr dabei nichts verlorengegangen von dem, was in die neu-griechische Literatur des 20. Jahrhunderts an klassischen und europäischen Welterfahrungen eingegangen ist. Die Verschmelzung von gegenwartsbezogener, alltagsbezogener Konkretion und oft kühner, surrealer Metaphorik ist in Ritsos' Poesie der literarische Ausdruck einer die utopische Phantasie beflügelnden revolutionären Haltung.

„I Jitonies tou kosmou“ ist ein Titel, der nicht eindeutig ins Deutsche übertragen werden kann. Die einfache lexikographische Überzeugung würde „Stadtviertel der Welt“ lauten und unterschlagen, daß im Wort „Jitonia“ nicht nur der Ort, sondern das nachbarschaftliche Miteinander der dort wohnenden Menschen ausgedrückt ist. Das neugriechische „Kosmos“ bedeutet Welt, aber auch Menschheit, Menschen, Leute. „Wohnstätten der Menschen“ könnte eine annähernde Übertragung lauten, wenn „wohnen“ in einem umfassend humanen Sinn verstanden werden könnte. Der Gedanke der nachbarschaftlichen Stadtteilkultur, der sich in den letzten Jahren als Antwort auf die entfremdende Unwirklichkeit unserer Städte entwickelt hat, erlaubt heute, das noch ungewohnte Wort „Nachbarschaften“ als vorgreifenden Ausdruck eines solidarischen, freundlichen Miteinanderwohnens der Menschen zu nutzen.

Das hier erstmals veröffentlichte zweite der vierzehn Kapitel dieses Epos' be-

zieht sich auf die Situation im Frühjahr 1944 in Athen, den Vorabend der Befreiung von deutscher Besatzung.

„Nimm eine abgeschlagene Hand als Blei,
tauch sie ins Blut und schreib auf die Erde!“

Dies ist ein Vers des Gedichts, der wie kein anderer sagt, aus welcher Lebenssituation es entstand und spricht.

Nachbemerkung

Das vollständige Versepos „Nachbarschaften der Welt“ erscheint im Sommer 1984 – übertragen von Erasmus Schöfer – in dem auf Übersetzungen neugriechischer Literatur spezialisierten Kölner Romiosini-Verlag.

Gegenüber den in verschiedene Verlage verstreuten Publikationen einzelner moderner griechischer Autoren, die von der literarischen Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wurden, wird in der Arbeit des Romiosini-Verlags der Versuch gemacht, erstmals in der Bundesrepublik eine genauere Kenntnis der heutigen griechischen Literatur und ihrer wichtigsten, auch progressiven Vertreter zu vermitteln. Romane von Valtinos, Chatzis, Sotiriou, Tachtis und die Gedichte von Kavafis sind dort bereits in Übersetzungen erschienen.

Von Jannis Ritsos sind folgende Publikationen westdeutscher Verlage greifbar:

„Tagebuch des Exils“, Schwiftinger Galerie-Verlag 1979

„Gedichte“, Verlag Stroemfeld/Roter Stern 1980

„Steine, Wiederholungen, Gitter“, Rotbuch-Verlag 1980

„Milos geschleift“, Hanser-Verlag 1980

„Erotika“, Hanser-Verlag 1983

Jannis Ritsos

Die Nachbarschaften der Welt

Die Wohnstätten erinnern sich. Sie erinnern –

Jeden Morgen war es, als öffneten wir unsre Tür zum ersten Mal

vor der Welt.

Jeden Abend war es, als schlössen wir unsre Tür zum letzten Mal

vor der Nacht.

Die Gehkennten verschlossen ringsum den Horizont,
aber wir, zwischen den Gehkennten hindurch,
blickten unverwandt in die Sonne. Warfen uns eilig etwas Wasser ins Gesicht
und brachen auf zu unsrer illegalen Tätigkeit. Einen Blick lang
schauten wir auf dem Asphalt unsren Schatten an – als ginge da neben uns

Nachts wurde der Schatten dicker. Es gab nur noch diesen Schatten

der Tod.

Etwas lauerte uns auf hinter den Mauern,

etwas Stummes und Dunkles, das war außer unsren Herzen,
wie ein fremdes Schiff, verankert weit draußen vor dem Hafen,
ein großes, unbekanntes Schiff in der Nacht, mit gelöschten Lichtern.
Immer sprachen im andern Zimmer seltsame Gäste

eine fremde Sprache – wir sahen sie nicht –
hörten ihre Stimme – wir kannten diese Stimme nicht –
wir kannten ihre Schritte nicht und nicht den Schatten ihrer Füße,
wenn sie die hölzerne Treppe herabstiegen.

Es geschah dann eine kleine Stille. In unsren Händen preßten wir die Stille,
hörten, daß die Gelenke unsrer Finger knirschten,

wie das Seil des Flaschenzugs knirscht beim Herablassen des Sargs
mit dem Heizer im kleinen Hafen seines Heimatorts.

Und die ganze Nacht das Schießen und die Taschenlampen
und der Maskierte in der Nachbarschaft

– „Du – und du – und du!“ –

und die Salve und der Schrei, eine Quelle von Stille

in der Dunkelheit öffnend,

und die umgestürzten Stühle und aufgeschlitzten Matratzen

– im Keller, im Keller – hinter dem alten Schrank,

starren zwei Augen in die Nacht

– „Du – und du! – und du!“ –

zwei erstarnte Schlaglöcher der Furcht in der Ecke der Speisekammer,
und dieser Mond – was sucht er? – im Keller,

durch die verdreckte Scheibe,

zwischen den vergammelten Möbeln,

und die Spinne – die große Spinne vor der dreckigen Scheibe,

vom Mond beleuchtet – und der Schatten der Spinne

kriecht auf der Wand und über die Kleider und in dein Herz –

– „Nein! Nein!“

– „Und du – und du!“

– „Nein! Nein!“

– „Du!“

Die Taschenlampe und die Maske und der Schrei

und die schweren Schritte auf den alten Dielen

und der Schlag der zufallenden Tür

und die große Stille und die Dunkelheit

und die Getöteten auf dem Marktplatz.

Eine Mutter, zusammengebrochen auf dem Gehsteig,

und von der andern Seite die Schüsse

und die Schalltüten, immer wieder die Schalltüten

über den Getöteten, über der Dunkelheit,

die ganze Nacht diese Schalltüten in den Vierteln,

und die Morgenröte, damit sie ihr rotes Hemd an die leere Mauer hängt,
schiebt die Gehkennten beiseit.

An den Morgen waren wieder Schüsse zu hören.

Das Morgenrot brach mitten auf dem Weg zusammen,

wie ein verwundetes Pferd. Fremde Rekruten zogen vorbei,

mit Maschinenpistolen.

Sehr groß ihr Schatten auf den geschlossenen Türen,

auf den blutigen Straßen. Sie stolperten selbst über ihren Schatten.

Und das Leben schlich um ihren Schatten herum

wie eine schwarzgekleidete Frau vor dem Stacheldraht des Gefängnishofs
herumstreicht

und findet keinen Eingang zu ihrem Mann,

ihm Brot und Zwiebeln zu bringen,

ihm zu sagen, daß ihr jüngstes Kind auf dem Feld mit den hölzernen Kreuzen

und den Malven schläft,

ihm das zu sagen und mit ihm zu weinen

und mit ihm die Schuldigen zu verfluchen.

Sie findet keine Tür. Irrt herum.

Nur die eisigen Stacheln. Und die versteinerten Wachen.
Und die nackten Bajonette. Muß kalt sein vom Reif,
das Metall, am Morgen. Und dort, weit hinten,
hinter den Schatten der Wächter, erscheinen die Fenster des Gefängnisses
sehr dunkel, sehr klein, sehr eng,
und hinter den Fenstern der gepeinigte Schlaf der zum Tod Verurteilten.
Einer der röchelt. Einer der phantasiert.
Eine Maus, die an einem trocknen Stück Stille nagt.
Oder graben sie vielleicht mit den Fingernägeln einen Fluchtgang
oder unterminieren die Verwaltung zur Sprengung
oder öffnen einen Tunnel zur Sonne?

Ah ja – ein Tunnel! Geradeaus zur Sonne! Zwischen diesen Gittern hindurch,
zwischen den Schatten der Wächter,
zwischen den Bajonetten
schlüpfsten einige mit dem Schritt des Wilds im Wald,
mit dem Flügel der Fledermaus, mit der starken Stille des Löwen,
welche von uns, Kuriere, Verbindungsleute,
brachten Neuigkeiten aus den Bergen
– eine Geheimnachricht der Befreiungssarmee,
zeigten Papiere mit Stempeln, sprachen wenig,
trugen auf dem Rücken das Freie Griechenland,
kamen aus vielen Nächten,
aus vielen Ängsten und vielen Hinterhalten,
ihre Worte abgemessen und ernst
wie wenn stumme Kaikis an einsamen Küsten landeten
und Nachschub brachten, Kästen mit Munition,
ein Wort manchmal etwas lauter –
ein Kasten Patronen stürzte im Dunkel –
eine Tür öffnete sich verstohlen in der Nacht.
Knarrete einen Augenblick. Stille. Eine Nacht machten sie Rast bei uns.
Ihre Kleidung roch nach Pulver und Tanne,
die Mäntel angesengt von den Lagerfeuern,
auf ihren unrasierten Gesichtern ein verschlossenes Lächeln,
sehr verschlossen. Viele Gewehre hatten sie darauf abgeschossen.
Wir wußten,
daß kein Gewehr dieses Lächeln anrühren könnte.

Wir teilten etwas Gerstenbrot, eine Zigarette,
teilten hastig einen rauen knusprigen Traum,
kameradschaftlich – ohne viel Gerede – „es geht voran“.
Wir hatten keinen Platz für sie. Das Zimmer klein.
Unsere Betten hatten wir verkauft.
Sie legten sich auf die Fliesen,
zogen die Stiefel aus, nutzten sie als Kopfkissen,
deckten sich zu mit ihren schweren Mänteln,
und sofort überfiel sie der Schlaf. Draußen Regen.
Draußen die verschworene Dunkelheit, die unser Haus beschützte –
unser Zimmer war da wie ein warmes Herz in der Weltnacht
und du begriffst, daß Tausende Genossen um unser Zimmer Wache hielten,
und unsre Sorgen standen ruhlos
um den unbekannten schlafenden Genossen

wie um unser Herz die Rippen als Wächter.

Vor der Morgendämmerung verschwanden sie, ohne Waschen, ohne Essen,
ohne irgendwelche Umstände.
Ein Händedruck vor der Tür,
jenes Lächeln noch einmal auch als die Tür schloß,
und dann roch das Zimmer nach Wald,
und hinter der Tür vernahmen wir den ganzen Tag
die Schritte der Organisation, die durch die feindlichen Linien zu uns kam,
die Schritte der Organisation auf allen Wegen der Welt.
So lauschten wir den ganzen Tag

auf den Schritt unsres unbekannten Genossen.
Jeder Luftzug brachte uns den Geruch seines Mantels,
jeder Schritt war sein Schritt,
jeder Schuß zielte auf ihn, wie er die feindlichen Linien durchquerte –
als marschierte die Geschichte Griechenlands aus den schweren Jahren her-
vor.

Tage voller Gefahr, Feuer und Entscheidung,
große Mauern mit roten Losungen,
Wände übersät von Maschinengewehrschüssen,
zersplitterte Fensterscheiben auf den Gehwegen,
das nächtliche Geräusch einer Tür, die aufgebrochen wird,
und das Fieber der Stadt, die in den Garagen schmiedete –
Haufen von Toten in den Leichenschauhäusern,
draußen die Mütter, den erstarrten einsamen Schrei in den Kehlen,
mit einem erstarrten einsamen Schrei hinter den Mauern der Zähne,
mit einem Bündel unter dem Arm,
ihres Kindes blutbefleckten Kleidern, von Kugeln durchlöchert
– sein Hemd ist noch warm – Und Kostas?

– Den haben sie gestern abend getötet. – Und Andonis?
– Den haben sie in der Morgendämmerung getötet.
Hat es nicht mehr geschafft,
seine Schuhe vom Schuster zu holen.
– Und der, der vorgestern gesprochen hat, auf dem Marktplatz?
– Umgebracht – auch umgebracht!

Er hatte sein Jackett zum Wenden gegeben –
hat es keinen Sonntag mehr tragen können,
da hängt es jetzt an der Tür der Schneiderei
wie über dem Ausflugscafé im Herbst das Namensschild,
wie die niedrige Sonne in einem nackten Baum,
keiner wird mehr kommen, es abzuholen – hängt drüben in der Schneiderei,
hängt im abendlichen Viertel
wie eine schweigende Fahne in der Zukunft. Sie haben ihn umgebracht.

Sie haben ihn umgebracht – er hats nicht geschafft. Wir schafften es nicht,
die zu beweinen, die fortgingen. Wir schafften es nicht,
die kamen zu begrüßen. Rauf und runter
vom Leben zum Tod und vom Tod zum Leben stiegen wir,
es waren viele Stufen – wir griffen nach dem Geländer,
unsre Ellbogen stützten sich auf für kurz und wir wiegten den Kopf,
sagten Ja – lächelten etwas –

Wenn wir zwei waren, verringerte sich die Furcht,
 wenn wir drei waren: entstand Hoffnung –
 wenn wir fünf waren: entstand Gewißheit –
 und wir waren viele, viele, viele.
 die Nase gebläht im Wind und die Brust offen –
 und noch ein Einschuß in unsre Fahne
 und die Freiheit hält die Fahne über den Toten
 und die Unsterblichkeit neben der Freiheit trägt
 unsre Fahne immer noch höher.
 Vieles enthielt die Nacht.
 Große Nachrichten schlügen um Mitternacht mit ihren Fäusten an die Türen.
 Spät kam die Dämmerung.
 Wie ein Fluß brauste der Himmel vor den geschlossenen Fenstern.
 Das Blut floß über die Türschwellen.
 Die Mutter hängte ihr zerquältes Lächeln ins Gesicht ihres Sohns
 wie der Wanderer seinen Brotheutel mit dem bißchen Brot
 an einen blühenden Zweig. Ach mein Kind – murmelte die Mutter,
 und in ihrer Stimme schwang ein Samstagabend,
 in ihrer Stimme schwang ein Fenster,
 von dem du nicht wußtest: öffnet es sich auf einen sonnigen Garten
 oder auf ein schlammiges Feld in der Nacht.
 Die Schwester murmelte: Ach Bruder –
 und es war als bügelte sie abends, im Dämmern, ein Hemd,
 von dem du nicht wußtest: wirds einer anziehn, um damit auszugehn,
 oder einer, der nie mehr darin herumlaufen kann.
 Die Geliebte murmelte: Mein Liebster –
 und das war, als höbe ein verwundeter Soldat die Feldflasche an den Mund,
 und ihre Stimme blieb in der Nacht
 wie ein Autobus, der irgendwo einsam im Regen stehengeblieben ist.
 Und wir sagten: Genosse.
 Und in unsrer Stimme war das ganze Leben und die ganze Welt.
 Es gab viele Gefängnisse. Und die Gefängnisse waren überfüllt.
 Das Chaidari in der Nacht, mit seinen Scheinwerfern.
 Das Chaidari brach auf nachts. Der Schatten
 des Stricks der Gehenkten lief über die Mauern der Häuser.
 Immer wieder betrachteten wir das Chaidari.
 Alle Augen gekrallt ans Chaidari.
 Die Stadt rings um das Chaidari. Schlaflos.
 Kaut die Kugel des Schweigens zwischen den Zähnen. Die Kommunisten
 wußten es. Sie stöhnten nicht.
 Sie gruben mit ihren Nägeln die Anfangsbuchstaben der Partei in die Wand,
 ein kleines Schiff, ihren Namen, ein kurzes Datum –
 sie hatten keine Zeit – ein, zwei Nächte nur –
 ritzten ihr Erbe in unsre Herzen und verließen uns,
 gingen mit erhobenem Haupt, überwanden den Tod.
 Und eine starke Hand bewegte sich durch die Nacht, von Tod zu Tod,
 steckte auf der Karte der Welt die Fähnchen
 immer näher am Leben. Eine starke Hand mit dicken Adern,
 immer näher an der Freiheit. Die Hand eines Arbeiters.
 Deine Hand, Genosse. Und meine.
 Unsere Hand, Genosse, auf der Karte der Welt.

Es waren damals viele Hände ineinandergelegt.
 Die Arme bildeten ein großes Netz.
 Dieses Netz, wußten wir, konnte die Sterne fischen, die Vögel, die Wolken,
 und auch das Glück der Welt.

Wir träumten von einem schönen, einem sicheren, einem wirklichen Leben.
 Nach der Versammlung blieben wir noch ein wenig, auf dem Strefi-Hügel.
 Es dämmerte. Nur eine rosenrote Wolke hielt den Atem an
 vor den Säulen des Olympischen Zeus. Wir schauten auf die Stadt,
 wir erträumten die Stadt, die wir morgen bauen würden,
 wir träumten
 mit einem großen, ernsten Glück.
 Nein, kein bißchen Trauer enthielt der Nachmittag,
 kein bißchen Trauer der Geruch der Fichte,
 kein bißchen Trauer die Schwünge der kleinen Schwalbe
 über unsren Köpfen,
 noch die Rosenwolke, die allmählich golden wurde und später violett,
 noch die Stimme des Gemüsehändlers von seinem Wagen,
 der die ersten Tomaten aussang.
 Vielleicht war der Abendstern etwas müde
 wie das Kind, das am Tisch schlaftrig ist,
 den Kopf über den Teller geneigt hat
 und von weit in seinem Halbschlaf hört, wie die Großen sich unterhalten,
 und etwas in sich fühlt, das schnell wachsen will.
 Wir fühlten in uns die drängende Zukunft.

Es dämmerte. Die Sterne traten hervor. Wir mußten uns beeilen.
 Über uns sahen wir seltsame Inschriften. Wie viele Sterne!
 Die Dunkelheit schwoll von geheimen Botschaften.
 Auch unser Genosserherz wurde groß von Sternen
 und du fühltest die Kraft des Herzens, die der Dunkelheit widerstand,
 wie ein Fischer, der sein Netz voller Fische einholt,
 im Arm seine Kraft spürt
 und spürt die Schwere des Fangs, der zappelnd und funkeln kommt,
 und spürt den Widerstand des Wassers
 und fühlt die Unsterblichkeit, wie sie an ihm
 seinen Schmerz, seine Anstrengung ausgleicht und seinen Traum entschädigt.
 Wie schön ist die Welt, Genossen,
 wenn wir unsre Pflicht erfüllt haben.

Wir mußten uns beeilen. Die Nacht erfaßte uns.
 Ja, jetzt sind die Mädchen ernster und schöner.
 Wirst du sie heiraten, Genosse – die Maria? Wir haben es eilig.
 Den Hügel hinabsteigend sahen wir das abendliche Athen.
 Stell dir vor – übermorgen, Genosse,
 die Gerüste, die Eisen, der Kalk, der Beton,
 daraus bauen wir unsren Traum neben den Spatzen,
 friedliche Flugzeuge durchschneiden das Blau
 auf ihrem Weg zu den anderen
 uns befreundeten Städten,
 und am 1. Mai, bald, werfen die Flugzeuge
 tausend mal tausend fröhlicher Zettel ab, die flattern

über den Köpfen der Bauleute –
der Wettstreit beim Wiederaufbau,
die Drehbänke,
die Traktoren,
die Hämmer,
die Schornsteine,
die Fähnchen an den neuen Gerüsten,
der Hahn von Tante-Kali im neuen Stall –
Genosse Hahn, schrei dich nicht unnötig heiser!
Wir sind aufgewacht, aufgewacht, wir arbeiten!
Und ein Mädchen, achtzehnjährig, rote Wangen, ohne Brille,
eine junge Kommunistin, taukühl und ernst,
mit einer blau und rot karierten Schürze,
beobachtet den Wettbewerb der Mädchen aus den Textilfabriken –
ein starkes, ein fröhliches, rotwangiges Mädchen:
die Volksdemokratie von Griechenland.

Wir unterhielten uns nicht. Wir stiegen den Hügel hinab.
Die Kiefern dufteten. Wie schön ist der Himmel.
Wie schön auch das Herz des Menschen, der träumt.
Ach und mein Gott – wie schön ist die Liebe der Menschen!
Gute Nacht Genosse. Plötzlich der Wind.
Gute Nacht, Genosse. Welch ein Wind.
Wie süß klingt doch dieser Wind.

Ah dieser Wind – er will nicht mehr schweigen.
Er weht, weht, weht –
die Blätter der Prawda und die Tauben fegt er über die Städte,
bläst aus den zukünftigen, uns freundlich gesonnenen Städten,
dringt in die vergitterten Fenster der Gefängnisse
und Foutzig hört es und sagt zu Pateroulis: hörst du?
Und Pateroulis sagt zu Clarick: hörst du?
Und Tante-Kali zu Mutter-Leni: hörst du?
Und Foutzig auf seiner Strohmatratze,
mit seinen zerschlagenen Zähnen, lächelt,
und Clarick, der Foutzig Gulasch einlöffelt, lächelt,
und Pateroulis, der dem Foutzig die Verbände anlegt, lächelt.
Auch Tante-Kali liest illegale Presse und lächelt,
und Mutter-Leni, wie sie ihre Fahne näht, als nähte sie
der Welt ihre Aussteuer, lächelt auch.

Michael Fiedler Der Fisch

Herr Bell ist stolz, als er mit seiner Familie beim Abendessen sitzt.
Das haben Sie gut gemacht, Bell! hat der Chef heute morgen zu ihm gesagt,
das war ganz hervorragend, Bell! Und auch die Frau Bell ist jetzt stolz, selbst
wenn sie neulich noch gesagt hat, es ist nicht gut, wenn du es tust.
Heute abend gehen wir aus, sagt sie zu ihrem Mann, als die Kinder die Fin-
ger aus dem Marmeladentopf genommen haben, wir waren schon so lange
nicht mehr aus.

Und wenn der Fisch uns begegnet? fragt er sorgenvoll.
Er wird uns nicht begegnen, sagt sie forsch, du hast es doch selbst immer ge-
sagt.
Er wird uns schon nicht begegnen, er kommt nicht mehr. Er wird nie wieder
kommen.

Ich hatte im Grunde nichts gegen den Fisch, meint da der Herr Bell, der
Fisch war stets ein ruhiger und zufriedener Nachbar, wenn auch mitunter et-
was eigenartig.

Der Fisch hätte dir deine Arbeit weggenommen, erwidert die Frau Bell, nach-
dem sie die Kinder zu Bett gebracht hat.

Der Fisch hat mich nicht gestört, antwortet Herr Bell, nur der Chef wollte,
daß der Fisch hier verschwindet.

Und dann schiebt er sein Abendessen zur Seite. Ich kann jetzt nichts essen,
sagt er und geht ins Bad.

Es wird schon alles gut werden, sagt seine Frau, die von der Tür aus beobach-
tet, wie er sich mit kaltem Wasser durch das Gesicht wäscht.

Der Fisch hat auch mich gestört, sagt die Frau Bell, es ist gut, daß er fort ist.
Er wird sicherlich etwas anderes finden, etwas, das besser für ihn ist.

Wenn die Kinder schlafen, sagt Herr Bell endlich, sollten wir ausgehen.

Die Frau Bell ist jetzt froh, daß ihr Mann nicht mehr so nachdenklich und
traurig ist.

Es wird Zeit, daß wir wieder einmal ausgehen, sagt sie. Und dann nimmt
Herr Bell seine Frau in den Arm, und sie küßt ihn.

Du hast deine Arbeit gut erledigt, sagt sie, als beide aus dem Fenster schauen.
Es wird sicher wieder schön, wenn dein Chef erst einmal die Häuser dort
oben gebaut hat, wo jetzt noch die Ruine steht.

Morgen kommen sie und räumen die restlichen Steine weg, sagt er, und dann
ist es nur eine Frage der Zeit, bis alles wieder schön ist.

Es wird schöner als vorher, sagt Frau Bell, der Fisch hat seine Burg zuletzt
doch gar nicht mehr in Ordnung gehalten. Er hat sie verkommen lassen.
Auch die Leute haben gesagt, daß die Burg zuletzt ein Schandfleck war.
Und der See zog im Sommer nur das Ungeziefer an. Du hast sehr gute Arbeit
geleistet, sagt sie und küßt ihn, so schön war es früher da draußen auch nicht.
Da ist der Herr Bell wieder richtig stolz, wie vorhin beim Abendessen.
Zieh dich an, sagt er, wir gehen jetzt.

Als Herr und Frau Bell auf der Straße sind, begegnet ihnen die alte Frau
Schremm.

Wie immer grüßen die Bells ganz freundlich, doch die alte Frau Schremm grüßt heute nicht freundlich zurück, wie sie es sonst immer tut.

Das hätten Sie nicht machen dürfen, sagt sie statt dessen zu Herrn Bell, das wird ein böses Ende nehmen.

Die Schremm ist eine alte Unke, sagt Herr Bell zu seiner Frau, als die alte Frau Schremm weitergegangen ist, die alte Schremm soll sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

Die meint es doch nur gut, besänftigt ihn seine Frau, alte Leute meinen es immer nur gut.

Die nicht, erwidert Herr Bell, die nicht.

Hoffentlich schlafen die Kinder, sagt sie, als er das Auto aus der Garage holt. Eigenartig, daß es heute so lange hell ist, sagt Frau Bell, als sie losfahren. Ja tatsächlich, antwortet er erstaunt, es ist schon viertel nach zehn. Im Oktober ist es noch nie so lange hell gewesen.

Fahre vorsichtig! sagt sie erschrocken, als er beinahe einen Radfahrer gestreift hätte.

Der Radfahrer aber hat das Auto der Bells gar nicht bemerkt, denn auch er schaut auf seine Armbanduhr. Alle Leute, die Herr Bell im Vorbeifahren sieht, schauen auf ihre Armbanduhr.

Das hat es im Oktober noch nie gegeben, sagen sie zueinander, noch nie war es im Oktober so lange hell.

Soll ich nicht besser fahren? fragt Frau Bell, als sie sieht, daß ihr Mann ganz nervös ist und sich nicht auf den Verkehr konzentriert.

Als sie an einem Auto vorbeifahren, das auf dem Dach im Straßengraben liegt, bremst Herr Bell ganz stark. Ich kann nicht mehr, sagt er und wischt sich den Schweiß von der Stirn, ich kann einfach nicht mehr! Dann steigt er aus und geht zu dem Auto, das vollkommen zerstört auf dem Dach liegt.

Geh' nicht hin! ruft Frau Bell, die im Wagen sitzen bleibt.

Doch er geht zu dem Autowrack und kniet sich vorsichtig nieder, damit er sich nicht an den Scherben der zersplitterten Windschutzscheibe verletzt.

Da ist überhaupt niemand drin! ruft er seiner Frau zu, die im Wagen sitzt und sich den Schweiß von der Stirn wischt.

Es ist eigenartig, sagt Herr Bell, als er wieder hinter dem Steuer seines Autos sitzt, da war niemand in dem Autowrack, obwohl der Motor noch heiß ist. Verstehst du das? fragt er seine Frau.

Es ist zehn vor elf, antwortet sie statt dessen, zehn vor elf und immer noch hell.

Der Wagen roch nach Fisch, ganz penetrant nach Fisch, sagt Herr Bell, und sie meint, das bildest du dir alles nur ein.

Er roch nach Fisch, ganz widerlich nach Fisch, sagt Herr Bell angeekelt und steigt aus seinem Wagen. Was machst du jetzt? fragt sie, doch Herr Bell antwortet nicht und öffnet statt dessen den Kofferraum.

Wir wollten doch heute ausgehen, sagt Frau Bell, die inzwischen auch ausgestiegen ist.

Er aber nimmt den Benzinkanister und geht zu dem Fahrzeugwrack, das auf dem Dach im Straßengraben liegt und dessen Motor noch warm ist.

Er übergießt das Auto mit Benzin und zündet es an.

Jetzt machen wir es uns gemütlich, sagt er, als er im Rückspiegel noch den Schein der Flammen sieht. Ihm bricht der Schweiß aus, als er sieht, daß die Flammen grün sind.

Laß mich doch fahren, sagt Frau Bell, die bemerkt, daß er sich die Augen reibt, ich weiß ja, daß du gestern einen sehr anstrengenden Tag hattest. Es ist alles grün und um elf noch hell! Herr Bell wird jetzt ruppig zu seiner Frau und schreit sie an.

Jetzt hat auch sie gesehen, daß sich der Himmel grün verfärbt hat.

Schau nur, sagt sie, mir läuft es eiskalt den Rücken herunter.

Das Licht ist grün, und die Kinder sind alleine zu Hause.

Herr Bell bremst seinen Wagen ab und wendet auf der Straße. Er sagt nichts, als sie wieder zurück zur Stadt fahren.

Da vorne ist irgend etwas, sagt Frau Bell, und auch ihr Mann hat die Autos gesehen, die quer auf der Fahrbahn stehen.

Als sie an der Stelle vorbeikommen, wo Herr Bell vorhin das Autowrack angezündet hat, sehen sie dort nur einen Steinhaufen.

Das Auto ist weg, sagt er.

Vielleicht war es gar nicht an dieser Stelle, meint seine Frau, doch sie ist sich sicher, daß es hier war.

Fahre vorsichtig, sagt sie, als sie näher an die querstehenden Autos herankommen.

Als sie ganz nahe heran sind, sehen sie, wie Leute aufgereggt zwischen den Autos herumlaufen.

Da ist auch dein Chef, sagt sie ganz freudig und wundert sich jetzt nicht mehr, daß die Autos quer und sinnlos auf der Fahrbahn stehen.

Ich habe ihn schon gesehen, sagt Herr Bell und wundert sich, daß der Chef ganz aufgereggt mit einem Polizisten spricht.

Was ist denn hier los? fragt Herr Bell einen der Männer, die auf der Straße stehen.

Die Stadt ist weg, sagt er, stellen Sie sich vor, die Stadt ist weg.

Sie sind doch nicht mehr ganz gescheit, sagt Herr Bell nüchtern, und er weiß, daß der Chef ja auch da ist. Wie kann denn eine Stadt so ohne weiteres verschwinden?

Es ist wahr, sagt ein anderer, nur noch ein riesiger Steinhaufen ist da, wo vorher die Stadt gestanden hat.

Die Kinder! durchfährt es die Frau Bell, die Kinder!

Es ist niemand mehr da von der Stadt, sagt eine andere Frau und nimmt sie in den Arm.

Wie ist das passiert? fragt Herr Bell einen der Männer, die auf der Straße neben den quer parkenden Autos stehen, wie konnte das nur passieren?

Das weiß niemand, sagt einer der Männer, niemand hat gesehen, wie die Stadt verschwand.

Es weiß auch niemand, sagt ein anderer, warum es so lange hell ist. Heute sind viele Dinge geschehen, die sich niemand erklären kann.

Da! ruft Herr Bell, da ist doch die alte Frau Schremm.

Die leben also alle noch von der Stadt, sagt er aufgereggt zu seiner Frau, unsere Kinder leben noch! Als er zu der alten Frau Schremm gehen will, hat er sie

aus den Augen verloren.

Niemand hat eine alte Frau bemerkt. Hier war keine alte Frau, sagen die Leute, die auf der Straße stehen.

Als Herr Bell zu seinem Chef herübergehen möchte, deutet der mit der Hand auf ihn.

Da ist er! ruft der Chef ganz laut, der hat unsere Stadt zerstört!

Haltet ihn! ruft nun auch der Polizist, der bei dem Chef des Herrn Bell steht, hält ihn!

Der Herr Bell hat Angst. Er drängt ein paar Männer zur Seite, die erst jetzt begreifen, daß Herr Bell es ist, der die Stadt zerstört hat. Herr Bell ist schon an der Tür seines Autos, als sich die Menge auf ihn stürzt.

Herr Bell hat furchtbare Schmerzen.

Noch ehe er stirbt, sieht er den Steinhaufen an der Stelle, an der ehemals die Stadt war.

Und Herr Bell sieht den grünen Himmel, der zum Horizont hin gelb verfärbt ist.

Auf einem Hügel sieht er die Ruine der Burg.

Die Burg des Fisches, die habe ich zerstört, sagt er noch ganz leise, die Burg und nicht die Stadt.

Dann sieht Herr Bell den Fisch. So hat er ihn' noch nie zuvor gesehen.

Riesig ist der Fisch, so groß und dick, als hätte er die ganze Stadt verschluckt. Langsam und lautlos gleitet der Fisch durch das Tal zwischen Ruine und Steinhaufen; der Steinhaufen, der früher eine Stadt war.

Der Fisch! schreien die Leute und lassen den Herrn Bell alleine sterben.

Der Fisch! schreien die Leute und laufen auf den Steinhaufen zu. Der Fisch hat die Stadt zerstört!

Der Fisch jedoch sieht seine zerstörte Burg und sieht die zerstörte Stadt.

Und er sieht die aufgebrachte Menge, die sich auf ihn stürzen will, die immer näher kommt, immer näher und bedrohlicher, wie eine riesige Walze.

Sie erreichen mich nicht, denkt der Fisch und gleitet langsam und lautlos durch das Tal, hinweg über das trockene Bett seines Sees.

Er sieht noch, wie die Walze den Steinhaufen überrollt und eine riesige Staubwolke hinterläßt.

Dann haben die Menschen den Fisch aus den Augen verloren.

I.

Die Frau Bell ist glücklich, als die Leute jubeln und Hurra schreien.

Nur noch ein paar Minuten, denkt die Frau Bell, als der Chef ihre Hand nimmt und sie die Treppe hinaufführt.

Nur noch ein paar Minuten, dann bin ich die Frau Chefin, dann bin ich nicht mehr die Witwe des armen Herrn Bell.

Die Leute wissen, was mit dem armen Herrn Bell geschehen ist und mit den armen wehrlosen Kindern. Es ist schon einige Zeit her, seit der Fisch den Herrn Bell umgebracht und die ganze Stadt zerstört hat. Wir versuchten noch

den Fisch zu überwältigen, erzählen die Leute, doch er konnte entkommen. Es muß ein schwerer Schlag für die Frau Bell gewesen sein, aber der Chef hat sich ja sehr liebevoll um sie gekümmert.

Jetzt jubeln die Leute, als der Chef seine neue Frau die Stufen zur neuen Kirche hinaufführt. Der Chef hat sehr viel getan für uns, sagen die Leute. Er hat uns nicht nur eine große, neue und schöne Kirche gebaut.

Er hat uns auch eine neue Stadt errichtet, in der viele wohnen wollten.

Weil die neue Stadt so schön ist, wollten viele Menschen in ihr wohnen, doch der Andrang wurde schließlich so groß, daß nicht alle eine Wohnung in der Stadt des Chefs bekommen konnten.

Doch auch den übrigen will der Chef bald neue, große Wohnungen bauen. Da, wo früher in der alten Stadt das Haus der Familie Bell gestanden hat, ist jetzt ein großer Park mit einem schönen Springbrunnen.

Es ist nicht so gut für dich, wenn du so oft in den Park gehst, hat der Chef vor einiger Zeit noch zu der Frau Bell gesagt.

Die Frau Bell hat gewußt, daß es nicht gut für sie war und ist seitdem nicht mehr im Park gewesen. Einmal, so hat sie dem Chef erzählt, will sie im Park die alte Frau Schremm gesehen haben.

Aus der alten Stadt hat niemand überlebt, hat daraufhin der Arzt zu dem Chef gesagt, ihre Verlobte braucht sehr viel Ruhe.

Sie muß Abstand von den Dingen gewinnen, hat der Arzt gesagt.

Die Frau Bell hat im Park oft geweint, als sie am Springbrunnen stand.

Manchmal glaubte sie im Plätschern des Wassers die Stimmen ihrer Kinder zu hören.

Der Chef aber hat sie in den Arm genommen und sie liebevoll getröstet.

Jetzt ist sie sehr glücklich, als sie mit ihm vor dem Traualtar steht. Es ist eine Hochzeit wie im Märchen, denkt sie ganz verliebt, und draußen jubeln die Leute, die in der Kirche keinen Platz mehr gefunden haben.

Als die feierliche Zeremonie zu Ende ist, dreht sich die Frau Chefin um und sieht die vielen Leute, die sie freundlich anlächeln.

Im Halbdunkel unter der Empore erkennt sie die alte Frau Schremm, die gerade eine Kerze anzündet.

Die alte Schremm ist tot, sagt sie noch ganz leise, ehe sie ohnmächtig wird.

Als sie wieder wach wird, schaut sie dem Chef direkt in die Augen.

Was ist denn passiert? fragt der Chef ganz sanft und liebevoll.

Ach nichts, antwortet seine Frau, die mit seiner Hilfe wieder aufgestanden ist, es muß wohl an der schlechten Luft in der Kirche und an meinem engen Hochzeitskleid gelegen haben.

Warum schaust du mich so entsetzt an? fragt der Chef überrascht.

Ach nichts, antwortet sie und erzählt nichts von ihrer Vision.

Bevor sie wach wurde, hatte sie geglaubt, der Chef hätte eines ihrer Kinder mit bloßen Händen auseinandergerissen und in seinen riesigen Schlund gestopft. Jetzt erst sieht sie, daß ihr Mann einen freundlichen, schmalen Mund hat, mit dem er sie zärtlich küßt.

Eine schöne Hochzeit, eine märchenhafte Hochzeit, denkt die Chefin, als die Leute ihr zujubeln und sie mit ihrem engen Kleid nur mühevoll in die vier-spänige Hochzeitskutsche steigen kann.

Er ist sehr gut zu mir, denkt sie, als sie ihn liebevoll auf seinen Mund küßt.

Er kann nichts dafür, daß ihre Kinder und ihr Mann tot sind.

Als sie mit der Kutsche am Park vorbeifahren, sieht sie, daß der Springbrun-

nen nicht mehr da ist. Fragend schaut sie den Chef an. Es ist besser so, sagt ihr Mann und nimmt ihre Hand und drückt sie ganz fest.
Er hat feuchte Hände, denkt sie.

Hast du den Springbrunnen entfernt? fragt sie, ohne ihn anzuschauen.
Ein Freund hat es für mich getan, antwortet er und lacht.
Warum lachst du?

Weil der Freund auch Bell heißt, zufällig heißt er auch Bell.
Es tut mir leid, sagt er, als sie weint, es ist doch nur ein dummer Zufall. Es gibt sehr viele Leute in der neuen Stadt, die Bell heißen.

In der alten Stadt hießen nur wir Bell, sagt sie und weint immer noch.
In der alten Stadt war alles anders.

In der alten Stadt hatten wir nicht dieses furchtbare grüne Licht, diese ewige Helligkeit.

Jeden Morgen wurde es hell und an jedem Abend dunkel. Im Sommer waren die Tage länger als im Winter, und im Winter waren die Nächte länger.
Jetzt gibt es keinen Tag und keine Nacht mehr, es ist furchtbar, sagt die Frau des Chefs und weint noch mehr als vorhin.

Es ist schwer, sich an das grüne Licht zu gewöhnen, sagt nun auch der Chef, doch das grüne Licht und der ewige Tag haben vielen Menschen eine neue Arbeit gegeben. Alles mußte erneuert werden, seitdem wir das grüne Licht haben.

Es bereitet mir Kopfschmerzen, sagt sie, ich vertrage es nicht so gut wie du.
Dein hübscher Kopf denkt an zuviel Überflüssiges, erwidert er, freue dich doch, daß es uns gut geht.

Ich freue mich ja auch, sagt sie und schmiegt sich an seinen Arm.
Und was ist, wenn der Fisch nun doch zurückkommt, fragt sie nach einiger Zeit.

Er kommt nicht zurück, er kommt nie mehr zurück, antwortet der Chef, der jetzt leicht verärgert ist. Wer weiß, ob es den Fisch überhaupt je gegeben hat.
Vielleicht existierte er ja nur in der Einbildungswelt der Leute, die immer irgend einen Aberglauben haben müssen.

Seit Jahren hat keiner mehr etwas von dem Fisch erzählt.
Und die Stadt? Und die Burg? Und mein Mann und meine Kinder? fragt sie aufgebracht.

Die alte Stadt mußte ja eines Tages einstürzen, antwortet der Chef, der jetzt sehr ungehalten ist, die alte Stadt war ein Schrotthaufen.

Wir feiern Hochzeit, und du freust dich gar nicht, sagt er schließlich enttäuscht.

Natürlich freue ich mich, wir feiern Hochzeit und ich bin glücklich, sagt die Chefins und schmiegt sich ganz eng an den Arm ihres Mannes.

Mir ist elend, mir ist alles zuviel, sagt sie ein paar Wochen später, als der Arzt ihr gerade eine Spritze gibt.

Ihre Frau braucht dringend Erholung, sagt der Arzt zum Chef, als die Chefins eingeschlafen ist.

Wenn sie noch länger nichts zu sich nimmt, helfen meine Spritzen auch nicht mehr.

Man muß sich sehr intensiv um sie kümmern, sagt der Arzt eindringlich, sie

braucht sehr viel Zuwendung. Sie müssen ihr sehr viel Liebe und Zuneigung zeigen, sagt der Arzt, dann ist sie auch wieder.

Es ist ein Kreuz, sagt der Chef als er den Arzt zur Tür geleitet.
Die Wohnungen, die ich noch bauen muß, sagt der Chef, nehmen mich zeitlich sehr in Anspruch.

Ich muß die Wohnungen bald fertig haben, die Leute, die nicht mehr in der Stadt untergekommen sind, benötigen die neuen Wohnungen dringend.

Bis spät in die Nacht habe ich zu tun, sagt der Chef, und weil es nicht dunkel wird, weiß ich gar nicht, ob es Nacht oder schon wieder Tag ist..

Die Wissenschaft wird bald eine Erklärung für dieses Phänomen gefunden haben, sagt der Arzt, es ist nur eine Frage der Zeit.

Der Chef ist mit dem Arzt vor sein neues Haus gegangen.
Früher stand hier eine Burgruine, erklärt er, eine alte verfallene Burgruine auf diesem schönen Grundstück.

Dann zeigt er dem Arzt den schönen italienischen Garten, den er mit den Steinen der Mauerreste angelegt hat. Ist das nicht romantisch? fragt er, und der Arzt sagt, daß es sehr romantisch ist.

Meiner Frau würde so ein schöner italienischer Garten mit Freitreppe und den grob behauenen Steinen auch sehr gut gefallen.

Meine Frau ist viel zu selten im Garten, sagt der Chef, obwohl die Luft hier so gesund ist.

Ich würde gerne noch etwas bleiben, sagt der Arzt schließlich, aber es warten noch viele Patienten darauf, von mir behandelt zu werden.

Die Leute sind anfälliger geworden, ohne Hell und Dunkel, sagt der Arzt, aber die Wissenschaft ist sehr intensiv mit dem Phänomen befaßt.

Auch ich muß noch einiges erledigen heute, sagt der Chef, und dann gehen sie beide weg.

Als die Frau des Chefs wach wird, hört sie ein starkes Rauschen, das von draußen kommt. Wie die Brandung des Meeres rauscht es.

Sie schleppt sich mühevoll zum Fenster, um es zu schließen. Ihr wird ganz eigenartig zumute, als sie aus dem Fenster auf den italienischen Garten schaut. Eine riesige Flutwelle stürzt über die neue Stadt, von der in Sekundenschnelle nichts mehr zu sehen ist. Die Flutwelle aber rollt weiter, gerade auf die Freitreppe des italienischen Gartens zu.

Die Frau des Chefs muß sich mit beiden Händen an die Fensterbank klammern, als sie die alte Schremm im Garten sieht.

Die alte Schremm schaut zu ihr hoch, ehe sich ihr Körper vollkommen auflöst und nur noch ihre Kleider und ein altmodischer Hut übrigbleiben.

Die Kleider und der altmodische Hut wenden sich von der Freitreppe ab und kommen ganz langsam auf das Haus des Chefs zu.

Gleichzeitig aber verfärbt sich der Himmel grau und weiß, bis von dem grünen Licht nichts mehr übrig ist. Nur das Meer, das immer größer wird und immer schneller auf das Haus und den italienischen Garten zukommt, ist noch ganz leicht grün.

Die Wolken ballen sich vom Horizont her derart zusammen, daß sie aussehen, wie das Jackett eines Anzuges mit weißem Hemd und Krawatte.

Der Frau des Chefs wird ganz schwindlig, als anstelle eines Wolkenkopfes

der Fisch über dem Hemdkragen auftaucht, zu ihr herüberschaut und ganz allmählich in den Wolken verschwindet.

Als der Chef nach Hause kommt, riecht es schon an der Eingangstür stark nach Fisch.

Der Chef freut sich, daß seine Frau nach langer Zeit wieder etwas gekocht hat, obwohl sie seit Jahren schon keinen Fisch mehr gegessen hat.

Als er nach ihr ruft, gibt sie keine Antwort. Der Chef geht in die Küche, doch der Herd ist kalt. Er ruft wiederum, doch sie gibt keine Antwort. Schließlich geht er hoch zum Schlafzimmer, doch das Bett ist leer, Kissen und Decke liegen auf dem Fußboden, das Fenster steht weit offen.

Beunruhigt geht der Chef zum Fenster und ist entsetzt, als er herausschaut. Sein schöner italienischer Garten ist vollkommen mit zähflüssigem Schlamm bedeckt, der die gesamte Hausfassade verschmutzt hat.

Dichter grüner Nebel hängt über der Stadt, die der Chef gebaut hat, dichter grüner Nebel, der langsam höher steigt und sich auflöst.

Vielleicht ist sie in den Garten gegangen, denkt der Chef und stolpert fast, als er die Treppe hinunterläuft.

Als er in den Garten kommt, ist der Schlamm hart und verkrustet. Ein almodischer Hut liegt auf der Erde nahe der Hauswand.

Der Chef will gerade zu dem Hut herübergehen, als das Haus lautlos einstürzt.

Kein Staub, kein Lärm, wie eine Sahnetorte fällt das Haus in sich zusammen. Der Chef aber hat noch rechtzeitig einige Schritte zurückspringen können, um nicht verletzt zu werden. Er ist sehr aufgereggt, als er sich in sein Auto setzt und auf die Stadt zufährt.

Erwin Kurz Das Badehaus von Woronesch

Generaloberst Wolfhart von Müller-Gloria, von Freund und Feind seiner Truppe Hurra-Müller genannt, hatte eine Entscheidung zu fällen. Zu diesem Zweck begab er sich in sein Stabsquartier.

Entscheidungen zu treffen war sein tägliches Handwerk; einmal gefällt waren sie meist unabänderlich, wie ein stürzendes Fallbeil. Vorne und hinter der Front, drüben und herüben, rechts und links, wo immer Hurra-Müller hinschaute, waren dauernd Bewegungen, weil er doch fortwährend etwas bewegen und in Schwung halten mußte, was dann vom Kartentisch und im gepanzerten Kübelwagen nicht immer sofort und endgültig zu erkennen war, wie Menschen sich mißhandeln mußten, der hochgesteckten und verrückten Ziele ihrer Leithammel wegen.

Hurra-Müller hatte sich also zu entscheiden und so wandte er sich zu seinem Eins-A: „So, – ein Haus steht im Wege, ein Haus.“ Major Buckel, der Eins-A, hatte zu antworten: „Jawoll, Herr General, ein Haus steht im Wege!“

Wie Generaloberst von Müller-Gloria da so stand, seine massigen Arme, umpludert von feldgrauen Ärmeln mit blinkenden Knöpfen, wie Pfosten mitten auf den Kartentisch gestemmt, seine in Leder bekleideten Beine breit nach hinten ausgestellt, sah er aus wie ein vierbeiniger Köter auf dem Ansatz zum Sprung, und er

kläffte: „Haben Sie schon mal gehört, daß man ein Haus zusammenschießen kann, in die Luft sprengen, niederwalzen, Herr Major?“

Der Major hatte es gehört. Das bewies er durch sein Kopfnicken. „Doch da sind Menschen drin“, sagte der Eins-A.

„Ja, wenn es kein Stall sein soll, werden die Häuser in der Regel für Menschen gebaut“, bellte der Generaloberst zurück und setzte das Einglas ans Auge. Seinen Degenknauf schob er mit der Hand nach vorne zum Bauch hin, so daß die Scheide rückwärts wie eine Verlängerung seines Rückgrates herausschaute. So sah es aus. Momentan.

„Unsere Leute wollen heraus aus dem Haus, sie sind dort eingeschlossen. Drei Entsatzzkommandos waren zwecklos.“

„Und die Verlustmeldung für diesen Hokuspokus?“

„43 Gefallene, 31 Verwundete, Herr General!“

„Sind nach Schneidermeister Riese 64 Ausfälle! – Und Waffenverluste, Munition, und was haben Sie sonst noch zu melden?“

„74 Ausfälle“, sagte der Major. Er hatte Schweißperlen an Stirn und Nase.

„Und das Schwein von Feind?“

„Soweit ich unterrichtet bin, etwa das Doppelte“, sagte der Major.

„Das Doppelte ist in diesem Falle die Hälfte von Nichts“, sagte der Generaloberst. Da waren sie schon, die immer gleichen schnarrenden Sprüche aus sämtlichen Militärakademien.

Im Hauptquartier seines Obersten Kriegsherrn hatte Hurra-Müller einen Ruf als kolossaler Steher, er zählte zu den besten Pferden im Generalsgestüt. Er war der erste Befehlshaber, der die großkalibrigen Flugabwehrkanonen, in Nachschubnöte geraten und fast eingekesselt, im Erdeinsatz gegen Panzer verwendete. Für eine besondere Aufgabe an einem brenzlischen Abschnitt in Mitte-Ost wurde er ausgesucht, als einer der Militärberater des Gröfaz ihn vorschlug: „Müller-Gloria steht, steht auch dann, wenn sein Stab angesichts von Trommelfeuer und Artilleriedauerbeschuß bächlings auf der Erde kriecht.“ Zunächst gab sich der Gröfaz von seinem Imponiergehabe unbeeindruckt. Er wollte seinen Humor beweisen und bemerkte in seiner abgehackten Redeweise: „Im ersten Weltkrieg weiß ich nur von einem General, der sich bei Stahlgewitter nicht hinlegte, doch der war schwerhörig, – ha, ha.“ Einer der umstehenden Herren hatte zu laut mitgelacht, das konnte in ein falsches Ohr gelangen, er räusperte sich auch gleich verlegen. So bekam Hurra-Müller die besondere Aufgabe in Mitte-Ost. Die zusätzlichen zwei Divisionen, die sein abgehälterter Vorgänger schon gefordert hatte, bekam auch er nicht. Ein lascher Händedruck und ein starrer Blick – der Ausdruck seines Willens – war alles.

„Seinerzeit haben wir befestigte Hindernisse mit Stoßtrupp und Dynamit zur Hölle gebracht und nicht gewartet, bis sie ein Ärger waren. Wenn sie dies erst einmal wurden, war es allemal zu spät geworden. Später, – das ist für uns immer gestern gewesen.“

„Hier, – ich meine hier, liegt aber seit Tagen eigenes Truppenmaterial im Haus, das nicht heraus kann“, sagte der Major.

„Das ist Larifari. Was heißt eigenes Material? Wenn es hineingekommen ist, wird es auch wieder herauskommen können. Wenn wir für jedes Haus, das ein Feind unter Beschuß hält, 74 Hausmeister aufarbeiten, können wir einpacken. Was ist

das überhaupt für ein Haus?“

„Ein Badehaus. So eine Art Kurheim für Eisenhüttenarbeiter. Auf unserer Seite des Dons; ist man erst mal über den Fluß und stößt zügig vorwärts, können wir in einer knappen Stunde vor Woronesch stehen. Für die Gegend ist das Gebäude äußerst aufwendig gebaut. Mit Theatersaal, Bädern, Moorkulturen für strapazierte Gelenke. Scheint so eine Sorte Funktionärskurhaus gewesen zu sein.“

„Das will ich nicht wissen. Ich darf doch bitten informiert zu werden, warum unsere Truppe aus dem Theaterbau nicht herauskommen sollte. Dauernd höre ich immer nur Zahlen, Verlustmeldungen, Lappalien, aus denen Verlustzahlen sich ergeben; vom Kampfgeist meiner Truppe will ich etwas hören. Ich habe es satt, wie in die Hosen geschissen vor dem Feind zu stehen. Wegen eines Hauses, eines einzigen Hauses“, sagte der Generaloberst. Die Scheide seines Degens hob sich immer noch herausfordernd wie ein Schwanzstück nach hinten ab und stand irgendwann am Oberschenkel des Adjudanten an. „Wegen eines lächerlichen Hauses“, schimpfte der Generaloberst noch einmal.

Major Ambrosius Buckel, ein ausgeschaffter Jesuit, den die Wehrmacht aufgrund seines Jahrganges zu früh einholte, um ein perfekter Ordensbruder der Gesellschaft zu werden, war seit dem Jahre 39 mit roten Biesen des Generalstabs ausgestattet und ein Alleingänger. Sein Führungszeugnis aus der Stammrolle war entsprechend der Abneigung zwischen Militär und Ordensclan einseitig. Sein selbstauflegtes Kreuz wurde die Jagd nach dem Ritterkreuz. Doch seine Herren betrachteten ihn eher als Werkzeug ihrer eigenen Eitelkeit. Einer seiner Vorgesetzten schrieb in sein Papier: „Ein Zug, aber nicht zügig genug!“

Fronterfahrung hatte der Major keine; auch wenn er das Donnergrollen schwerer Geschosse ständig im Ohr hatte, wußte er selten, ob es das eigene Feuer oder das der anderen war. Er hätte dem Schreien und Leiden nicht so ins Gesicht schauen können. Wenn ein ruppiger Ostwind an manchen Tagen in die Kommandanturen der Etappe Brand- und Leichengeruch trug, die Fetzen der Schicksale anderer, so war er am nächsten Tag schon wieder verschwunden, fortgeweht in andere Fernen, und das war gut so, um die Schreibtischarbeit mit diesem lästigen Gestank nicht unnötig zu behindern. Statt Soldaten standen Symbole und Zeichen auf Blättern und Wandkarten (für aufgeriebenes 19. Infanterie-Regiment oder Rest der 6. Kompanie), genau so wie für leblose Maschinengewehre (Rohrkrepierer bei MG 34) und Granaten (Dynamit naßgeworden). Die Leiden und die Schrecken des Majors waren andere als die der waffengebrauchenden Soldaten.

„Herr General“, sagte der Major, „das Haus hat eine ebenerdige Empfangshalle. Von dort führt eine breitausgebaute Marmortreppe in die unterkellerten Geschosse. Hier teilen sich die Haupträume in rechts und links. Eine aufgefrischte, komplettete Kompanie der Dreundreißigsten nächtigte in den rechten Räumen. Posten stellten sie keine auf, weil Teile eines Divisionsstabes noch in den oberen Räumen, im Theatersaal und seiner Bühne waren. Doch dieser Stab rückte noch vor Mitternacht ab. Morgens lag Truppenmaterial vom Feind in den linken Kellerräumen. Als sie sich frühmorgens entdeckt hatten, ließ keiner mehr den anderen heraus. Auf der gemeinsamen Treppe knallten sie sich gegenseitig ab wie die Hasen.“

„Herrlich“, sagte Hurra-Müller, „wir rechts, er, der Schweinehund, links, wie es sich gehört. Das Theater findet nun im Keller statt.“ Blähungen plagten den

Generaloberst. Der Adjutant wischte etwas zur Seite.

„Das Haus liegt auf unserer Seite am Don. Der Feind hat sich ringsum eingeschlossen. General Keulenkampff frug an, wie lange er durch das Haus noch behindert werden solle. Seine Brückenköpfe überhalb des Don wären im Eimer. Ich ließ ihm melden, daß eigenes Menschenmaterial im Haus eingeschlossen wäre und zudem Oberst Bärenteufel mit dem Haus hohe Verluste hätte und kein Durchkommen bestünde“, sagte der Major. Er wollte noch etwas sagen, sagte dann aber nichts. Der Degen des Generalobersten stand nahe an.

„Seit wann ist dieser Unsinn?“ fragte der Generaloberst.

„Den sechsten Tag“, antwortete der Major.

„Dann sind sie doch schon verhungert.“

„Die Eiserne Ration, Herr General.“

„Quatsch, leeres Gerede, die hat doch die Truppe beim Empfang schon aufgefressen. Ich sage ja immer statt Rotwurst Katzenfleisch gepackt – und alle hätten sie noch.“ Die Blähungen des Generalobersten waren nicht mehr zu überhören.

Durch das Geschwätz mit der Eisernen Ration wurde der Adjutant an etwas erinnert und sagte: „Herr General, der Besuch des Feldmarschalls steht an.“

„Das Haus ist stabil betongebaut“, sagte der Major, ohne sich um den Einfall des Adjutanten zu scheren.

„Wird wohl nicht ein Alcazar sein oder gar Sewastopol; soll ich womöglich für das Krankenhaus die dicke Berta herbeischaffen?“ sagte der Generaloberst und drückte den Degenknauf noch weiter nach unten, so daß die Scheide noch höher stand. „Wenn ich dies mitbekomme, Herr Major, wollen Sie nichts hineinstecken, wo es nichts herauszuholen gibt? Ich bin Ihrer Meinung, daß wir die Kleinmeierei aufgeben. Das zwingt uns nur zu laufenden Beschäftigungen am falschen Fleck. Krieg ist endlich keine Hochzeit für Träumer, denn da ist der Mann noch was wert. Da wird sich nicht mit dem Weibischen gepaart; da wird auch nicht unter Theatersälen geschlafen.“

„Nein“, sagte der Major einen Funken zu unwirsch, „ich will verstanden werden.“ Der Generaloberst streckte sich unverzüglich. Sein Degenende fiel forsch nach unten. Der Eins-A stand unbequem. „Wir verschieben die Positionen, wir rücken nach links weiter, das Haus steht an der Nahtstelle zwischen uns und dem OB-Süd, und Manulescu Rumänen, die an uns angrenzen, könnten endlich mal was zeigen und sich verdient machen. Dadurch ergäbe sich zwangsläufig, daß sich der Oberbefehlshaber Süd mit dieser Sachlage beschäftigen muß. Wir, wir aber wären aus der Verantwortung.“

„Hm, als Hinterlassenschaft wird es den OB-Süd auch nicht gerade begeistern“, sagte der Generaloberst, „denn wer hängt der Katze die Schellen ab?“

„Aber als lautlos zugefallene Flanke wird er es erledigen müssen, bevor ihm seine Rumänen davonlaufen“, sagte der Eins-A. „Unsere Beschäftigung in dieser heiklen Sache müßte darauf beruhen, daß wir darin unbeschäftigt bleiben.“

„Wenn Sie schon Stabskarten statt am realen Erdboden vom Sternenhimmel querlesen wollen, sollten Sie zumindest die Himmelsrichtung kennen. Heute ist es ein Haus, morgen ein Fabriksgelände und irgendwann ist es Smolensk oder Moskau. Mit dieser Kanzelmethode, alle Probleme dem lieben Gottvater abzugeben, bekommen wir eine ganz schiefe Front. Machen wir doch keinen Gottesdienst um ein paar Helden, die in einem Kurheim pennen wollten. Wir sind

allelmal Leute im Krieg, Kriegsleute. Ein dickes Ende wird nicht dadurch dünner, wenn man es in die Länge zieht. Schließlich ist eine militärische Situation keine Wurst.“

Die flackernden Augen des Majors suchten die Karte ab. Gespräche in allen Stabsquartieren werden mit dem stummen Partner, der Landkarte, geführt, die Antworten genug gibt, wenn man sie nur eindringlich befragt. Fahrig tastete der Eins-A mit der Lupe die Gegend des mittleren Don ab. Gewisse Teile seines Gehirns mußten sich nun sagen lassen, daß es jetzt höchste Zeit wäre, in Schwung zu kommen. Mit etwas überschlagener Stimme suchte er nach einem nichtssagenden Satz, ohne das rechte Gefühl von Haß und Vorliebe, der ihn jeder Verantwortung entholb: „Aber für eine Simulation könnte es was hergeben, und so bräuchten wir es nicht aufzugeben, da wir obendrein den längeren Atem, oder sagen wir Arm...“

„Einem hochgedienten Generalstäbler“, polterte der Generaloberst ganz entzückt, „ins Wort zu fallen, ist so gar nicht mein Verhalten. Aber...“, seine abfangenden Blicke, seine lauernden Augen, die doch nur seine Unsicherheit weitergaben, um sich bei anderen festzuhalten, wurden sogleich belohnt, sein Mund zog sich genüßlich in die Länge, „aber aus einem eigenen Angriffsobjekt einen fremden Sperrballast zu fabrizieren, dies, nicht wahr, dies ist doch Ihre fabelhafte Idee? Geradezu fix. Recht so, Herr Major, recht so, lieber Buckel, ein Hindernis muß kein Nachteil sein, wenn wir den Vorteil erkennen.“

Belebt von seiner eigenen Laune hob Hurra-Müller, förmlich aufgeblasen von einer Idee, zum Vortrag an, kurz angebunden, schnarrend und sich mehrmals wiederholend, niemand überzeugen wollend, als sich selbst: „Wir simulieren Interesse. Wir wecken mit unserem Angebot die Nachfrage. Wir werden ein Gleichgewicht der Bedrohung vortäuschen. Der Feind in seiner Hinterhältigkeit wird nichts zu unternehmen wünschen und abwarten, ob und wann wir in seine Falle laufen. Er muß unendlich glauben, daß wir etwas verteidigen müssen, weil ein Wert vorliegt. Wenn er sich dann voll auf den Gegenstand seines Irrtums eingespielt hat, werden wir ihn belehren, daß kein Tag dem anderen gleicht, und genau wo anders losschlagen. Hier und hier und hier.“ Er deutete auf der Karte über den Don. „Wir werden Brückenkopf um Brückenkopf über den Fluß setzen, die Kosaken aus ihren Verstecken jagen und uns keinen Deut um das Haus scheren. Die dort drinnen sind doch als Soldaten und Kameraden zu gar nichts mehr nütze, das Haus samt lebendigem Inventar daher Ballast. Ein total unsinniger Ballast, wenn wir das Hindernis nicht zum Gewinn ummünzen.“

Der Major, zu müde geworden um abzuwinken, hätte jetzt ein Loch in das Papier der Landkarte starren können, so abwesend schaute er auf einen Punkt, den nicht mal sein Gehirn erfaßte und den er deshalb gar nicht wahrnahm. Die Lupe lag immer noch auf dem Kartentisch, über dem Don, dort, wo das Hindernis markiert war; sie vergrößerte, schräg auf einer Abstützung liegend, das eingezeichnete Rechteck ungemein. Er hatte es extra mit roter Tinte schraffiert. Überdrüß verbeißend sagte der Major trocken und tonarm: „Wenn Sie es so nützen wollen, Herr General, wird ein fein abgestimmtes Austauschmanöver mit einer rasch funktionierenden Rochadeautomatik unser Überraschungsmoment sichern, ohne unser Spielziel zu signalisieren.“

„Flott, flott, wie in guten alten Kaiserpartien. Der Feind wird Truppen abziehen,

wird sich entblößen, um sie am Sperrballast zu konzentrieren. Wir müssen Starrsinn vortäuschen, ihn wie ein blindes Huhn flattern lassen.“ In der Stimme von Hurra-Müller lag Eitelkeit. Er wippte mit beiden Beinen. Seine Stiefeletten knarzten. „Wir verstärken unser Spielchen am Haus, um weiter Interesse zu simulieren. Generalmajor Hundt soll dort mit unserer Reserve Attrappen installieren. Das Schwein fällt herein. Ich wette, das Schwein fällt herein. So, Herr Major, war doch Ihre Mache gedacht?“

„Sie sind der kommandierende General“, sagte der Major, „aber spielt hier nicht der Teufel mit?“

„Wie? Was? Der Teufel? Endlich ist der Teufel nichts anderes als ein degraderter Erzengel, ein Putschist und Hochverräter, der dort oben bei seiner Verwandtschaft seine Ausbildung gehabt hat. – Da oben, Herr Major.“ Dabei deutete Hurra-Müller mit steifem Daumen himmelwärts, genau genommen zur Raumdecke. Sein Daumen sah aus wie ein Stein.

Er stand stramm mit rechteckigen Schultern da, den Degenknauf in der einen Hand, die Scheide nach unten, den Daumen der anderen Hand immer noch nach oben. Die Nase, die nur durch Kopfbewegungen die Richtung ändern konnte, auch nach oben. Er hatte eine Entscheidung getroffen. Eine Entscheidung wie ein Fallbeil. Der Adjudant hatte etwas zu sagen: „Der Fasan, Herr General!“

„Richtig“, sagte der Generaloberst, „damit ich es nicht vergesse. Hauptmann Rittlinger soll wieder so ein Prachtstück von Federvieh schießen. Der Feldmarschall hat sich zu Besuch angesagt. Sie wissen vielleicht, er liebt gutes Essen. Geben Sie dem Hauptmann einen Tag Etappenurlaub. Und besorgen Sie etliche Paare weiße Handschuhe. Sie kennen den Feldmarschall nicht? Er hat Stil. Der hohe Besuch mag es, wenn wir alle mit weißen Handschuhen essen.“

Generaloberst von Müller-Gloria ging mit gewichtiger Schrittfolge dem Ausgang seines Stabsquartiers zu. Als hingeworfene Artigkeit bemerkte er, sich nochmals dem Eins-A zuwendend: „Was macht Ihr Sodbrennen, Herr Major? Fasan, nicht zu fett auf dem Tisch, zusammen mit einem guten Tropfen Gaumenjubler, wird Magen und Galle nicht unbedingt ermuntern wollen, unangenehm tätig zu werden.“

Der Kübelwagen des Generalobersten fuhr weg. Zuerst das mehrmalige Zuschlagen von Metalltüren, dann das Aufheulen des Motors. Der Eins-A machte sich an die Ausführung der neuen Befehle. Minuten später kam krachend ein Krautfad zum Stehen. Ein Oberfähnrich, verschwitzt, verdreckt, schlug knallend die Knobelbecher zusammen: „Herr Major, Herr Major, ich habe zu melden, das Badehaus 40 Kilometer nordwestlich von Woronesch, auf der westlichen Seite des Don, das unsere Brückenköpfe DORA und EMIL behinderte, ist zerstört. Oberst Bärenteufel beauftragt mich, weiter zu melden..., Herr Major, hören Sie..., Herr Major, ist was?“ Der Oberfähnrich stand tatenlos. Der Eins-A hockte sich, krumm wie ein Fragezeichen, vor der Eingangstür auf eine aufgerichtete MG-Lafette und wischte sich Stirn und Nase von Schweißtropfen frei. Sein Gesicht hatte die Farbe einer frischgekalkten Mauer.

„Herr Major, ich habe weiter...“ „Wieviele Verluste hat das Regiment dieses Mal zu melden?“ schnauzte der Eins-A.

„Keine Ausfälle, Herr Major. Das Haus wurde auf Befehl von Generalleutnant Keulenkampff durch den neuen ferngesteuerten Panzerzwerg Goliath gesprengt,

der eine Ladung Dynamit Nobel 2 hinter sich herzog. Eine Wunderwaffe. Gewissermaßen Goliaths Jungfernheit. Glatte Sache das! Oberst Bärenteufel befahl mir zu melden, der Feind sei durch die Vernichtung geschockt und . . . , und . . . , im Zuge . . .“

„So, der Feind ist geschockt, durch eine Jungfernheit. Glatte Sache das, was? Glatt wie Glatteis, mit einigen Eseln oben drauf“, plärrte der Major. Erst jetzt sahen seine rotunterlaufenen Augen, wie neben dem verschobenen Kragen des Oberfähnrichs ein schwarzlackiertes, silberverziertes Ritterkreuz baumelte. Plötzlich leiser sprechend, ganz langsam, schon wieder sich und die Atemnot beherrschend, fast väterlich, sagte der Major: „Es ist genug. Ich meine, wir wären Esel, wenn wir nicht annehmen wollten, daß es auch der Feind gewesen sein könnte.“ Der Oberfähnrich legte unverzüglich, mit der Frist eines kurzen Denkens, seine jungenhafte Unbekümmertheit ab, sperrte würgend seinen Mund wie ein Frosch auf, so als zwang er durch die Öffnung ein Wirrsal unvernünftigen Geredes, und aller heißsporniger Glanz wich aus seinen nahezu ratlosen Augen. Er stammelte den Worten des Majors hinterher: „Ja, jawoll, es hätte auch der Feind sein können, sicher, es hätte der Feind sein können.“

Renate Chotjewitz-Häfner Das Haus

Ich hab euch besucht, im Sommer. Ein heißer Tag. Es war still. Auf dem Weg lagen Blätter. Ich ging die Stufen hinauf. Die Stufen sind ausgetreten. Sandstein. Vor Jahren versuchten wir, die Löcher und Höhlungen mit Zement zu füllen. Wie das so geht, der alte Sandstein stößt im Lauf der Zeit den Zement wieder ab. Erinnerst du dich an den Ärger mit der Haustür? Die Tür paßte nicht zu dem Haus, mit ihrem großen Schloß, den Beschlägen, bei Fenstern mit Ziergittern außen vor. Stammt aus einem Seitenflügel der Domäne in W., ich verliebte mich auf den ersten Blick in sie, als ich sie sah, in der Schreinerei. Sie stand zwischen Spanplatten, Leisten, Isoglasfenstern, wartete auf neue Besitzer. Dieses Jahr hat jemand ein schmiedeeisernes Herz aus dem Gitter gebrochen, oder ist es von alleine herabgefallen. Durchgerostet. Es gibt immer etwas zu reparieren.

Natürlich, ein Briefkasten fehlt, will seit Ewigkeit einen kaufen. Ob ich in die Tür einen Schlitz sägen sollte, durch den die Post geworfen wird, einfach durchfällt auf die Fliesen. Die Tür tat mir leid, in diese alten Eichenholztür kann ich unmöglich einen Schlitz sägen, auch wenn sie nicht zum Haus paßt. Also mußte der Briefträger klingeln, wenn du noch im Bett lagst. Rechts von der Haustür hing im Flur, über dem Holzpaneel, ein Sirenenkasten. Vom Schreiner. Ursprünglich saß ja auf unserem Dach eine Sirene. Eines Abends drückte jemand den roten Alarmknopf neben der Tür. Was ein Krach. Jetzt sitzt die Sirene auf einem Mast, hundert Meter vom Haus entfernt. Im Eingang, im Flur, ist es stets kühl. An den Wänden das Holzpaneel, ich habe es recht und schlecht abgebeizt, die rostigen Haken entfernt, andere gekauft, angeschraubt. Ehemals eine Garderobe für Schulkinder. Darüber die Haken

aus geschwungenem Bugholz, gekauft auf der Porta Portese, hierher transportiert, nach Hause. Eingedübelt, wieder ausgebrochen. Das Bugholz hängt schief, wie immer. Dann das Fenster über der Waschküchentür. Gab es nicht Streit deswegen? Margot sagte neulich zu mir: Du hast dieses Haus geprägt. Ich war gegen ein Fensterkreuz. Wir hatten unterschiedliche Vorstellungen. Na ja. Links führt eine Treppe in die ehemalige Lehrerwohnung. Ursprünglich sah man die Treppe nicht, wenn man im Flur stand, die Tür vor der Treppe habe ich ausgehängt, den Türrahmen abgerissen. Siehst du die Ecke links, in der Fußleiste, aus der der Lehm rieselt. Beim Putzen der Treppe die Ecken gut wischen.

Der Eingang, der Flur besteht praktisch aus Türen. Links die Tür mit dem neuen Rahmen, sie führt in dein Zimmer. Das Holz der Türen war unter Lackschichten vergraben. Eine Tür abbeizen, die seit hundert oder mehr Jahren gestrichen und benutzt wird, dauert etwa zwei Wochen. Zwei Wochen für die Tür links, dann die abgerissene Tür, die woanders eingesetzt wurde, folgt von links nach rechts die Waschküchentür. Dann eine Doppeltür. Die vordere aus Brettern zusammengeschlagen, die Farbe war nicht abzukriegen, ich hab sie mit rotbrauner Farbe gestrichen. Über ihr hängt noch das Foto. Das Foto zeigt einen Kochtopf in einer Küche, in der ich vor zwanzig Jahren kochen lernte. Ein kleiner, schwarzer, abgestoßener Topf, auf dem quer ein Kochlöffel liegt, was mag ich gekocht haben, damals? Ach nein, ich verwechsle das, der Kochtopf ist weiß. Hinter der Brettertür diese Tür, die ich wochenlang mit dem Schweißgerät bearbeitete. Hat eine einfache Klinke und in der Mitte einen runden, schwarzen Eisengriff. Einmal versuchte ich, eine Türklinke anzubringen aus jener Wohnung, aus der auch der Kochtopf stammt. Lassen wir das. Um die Klinke legte ich eine schwarze Bemalung frei. Hab auch die Eisenscharniere sorgfältig von alten Lackresten befreit, geölt und gestrichen. Später entdeckte ich auch an anderen Türen diese schwarze Umrandung. Nun sind diese Türen offen, ich betrete die große Küche, den Wohnraum, der langsam Gestalt annahm, nachdem wir das Haus gekauft hatten. Eigentlich hab ich das Haus nur gekauft wegen der Bäume davor, erklärte ich Gästen. Als ich das Haus zum ersten Mal sah, war der Tag heiß, wie heute, die Luft flimmerte. Eine schwarzgekleidete Frau trat aus der Haustür. Unter den Bäumen hält man die Hitze aus. Dort haben wir gestanden, mit ihr geredet. Bäume mit hängenden Zweigen, vor Generationen gepflanzt. Ihre Blätter verdunkeln ein Fenster. Lange dachte ich über Vorhänge nach, weil morgens, beim Frühstück, die Sonne den Augen wehtat. Ich war drauf und dran, eine Gardinenleiste anzubringen, Nessel zu kaufen, oder doch Scheibengardinen? Wozu. Man kann uns ruhig sehen von draußen, wenn wir im Morgenrock darsitzen, beim Frühstück Zeitung lesen, während die Nachbarn schon schwitzen vom Tagewerk.

Den Tisch haben wir bei der Haushaltsauflösung in N. mitgenommen. Du hast von der Platte ungeschickt das Linoleum entfernt, dabei waren Buckel entstanden. In den Tälern und Höhen die Kritzelen der Kinder. Vor ein paar Jahren ließ ich die Tischplatte abschleifen, ihre Flecken und Wellen. Die Bank um den Tisch, wegen der gab es ein großes Palaver. Ich lud eine Freundin ein, die ihre Mutter mitbrachte, die Mutter brachte einen alten

Mann mit, Schreiner im Ruhestand, dieser alte Schreiner sollte uns eine Art gotische Kirchenbank zimmern. Ich weiß nicht, ist er gestorben, hat er den Auftrag abgelehnt? Schließlich wandten wir uns an den Schreiner im Niederdorf, und als die Bank endlich dastand, gefiel sie uns nicht, war zu klobig. Ich lackierte sie, brachte über ihr, unter den Fenstern, ein Brett an für Bücher, strich das Paneel ringsum. Irgendwann laß ich ein neues Paneel machen, dachte ich, das Küchenpaneel ist wurmstichig, geflickt, sitzt schief, es zieht durch seine Ritzen und Fugen, der Lack hat Blasen geworfen. Nun gut, der Anblick der klobigen Bank wurde vor einigen Jahren durch Kissen gemildert. Auf dem glatten Buchenholz saß man immer recht kühl. Bezüge aus rostrotem Leinen. Paßt zur Zimmerdecke, die seit dem Einzug nicht mehr überstrichen wurde. Heute sitzt man warm, in den Kissen ist Schafwolle. Ge-waschen, auf dem Zaun getrocknet, in die Spinnerei gebracht, abgeholt, dann zum Polsterer Kissen anfertigen lassen. Weißt du noch, fällt mir ein bei der rostroten Decke, wie ich die Wände abkratzte, die Küchenwände mit ihren historischen Schichten. Mehrfach wollte ich aufgeben, es war nicht zu schaffen, nie würde ich diese langen, hohen, buckligen Wände glätten, nie fertig werden. Die Sehnenscheidenentzündung, der schmerzende Rücken. Als erstes hatten wir Balken freigelegt, die alten Deckenbalken von Lehm befreit. Dieser Dreck. Ja, die Totenkronen über der Bank stammt aus der selben Haus-haltsauflösung. Solche Trauerkronen wurden von Freundinnen, Paten gestiftet, wenn ein junges, unverheiratetes Mädchen starb. In den ersten Jahren hingen dort aber unsere Familienfotos.

Nein, du warst schon gegangen, bei unserem Fest. Ihr lebt ja hier wie die Fürsten, hatte einer der Gäste gesagt. Ich freute mich immer, wenn Gäste kamen. Dafür war die Bank ja gedacht. Sinngemäß antwortete ich, daß der Maler be stellt werden müßte, daß die Dachrinne tropft, wenn es regnet. In den Fugen bröckelt der Kitt, aber das ist eine andere Geschichte. Weißt du, hab ich erwider-t, so ein Haus will bewohnt sein. Wie schön euer Haus ist, sagten alle Be-sucher. Ich entgegnete, ein altes Haus renovieren, so eine Arbeit macht man nur einmal im Leben. Weißt du, eines Tages fiel mir auf, ich machte mich schon fünf Jahre an diesem Haus zu schaffen. Zu jedem Nagel könnte ich dir eine Geschichte erzählen! Das Haus war ein Nest, eine Höhle, umspunnen von Spinnweben. In den letzten Jahren schlief ich oft schlecht, wenn ich allein war, schreckte nachts hoch. Lag wach und hörte dem Haus zu, wie es ar-beitete. Heute verstehe ich nicht, warum ich vor einem Jahr noch einen Kü-chenschrank angekauft habe.

Bei jenem Besuch im Sommer fiel mein Blick auf ausgebleichte Bretter. Hatte ich die nicht aus dem Haus geholt, das später abgerissen wurde? Eine liegen-gebliebene Arbeit. Den Backtrog aus Eichenholz hab ich noch ausge-schrubbt, die Stühle noch renovieren lassen, einen Tisch repariert. Wie ich den Messinggriff an der Schublade rieb, ihn putzte, bis er geglänzt hat. Unterwegs begegnete mir ein Schreiner. Das ovale Bild für die Küche ist fertig, sprach er mich an, der Rahmen repariert, Sie können es holen. Ich erinnerte erst nicht, welches Bild ich gebracht haben sollte und wann. Ach, das mit dem Sinspruch, wo Liebe, da Friede. Genau, am Tag vor dem Fest. Vor dem Haus, auf der Treppe, vertrocknete Blumentöpfe, Geschenke, die nicht ge-

braucht wurden. Auf dem Weg, auf den ausgetretenen Treppenstufen Blätter. Die Fenster und Türen verschlossen. Kein Wind strich durch die Bäume. Es war heiß. Ich ging langsam die Stufen hinauf. Ich strich mit der Hand über die Haustür.



ARRETE TON CINEMA
(acryl auf leinwand – 135 × 135 – 1977)

Arthus Caspari zum bild des hans platschek

links die totemsäule
des lichts
jederzeit anbetbar als
die lampen der letzten rettung
rechts in der schale
(wie denn anders) das obst
der erkenntnis
so liegt er
sich selbst umarmend
im konzentrat seiner wehen
der trainer

der metteur en scène der
regisseur auf dem
streckbett seiner

besessenheit seines besitzes
den plan im rücken
das geschachtelte schöne muster
seines genies

liegt in der trance der
rechten winkel unter dem
cadre dem blickfenster seiner
sendung

nichts sonst an beiwerk
nur
die kreißende stille
kinetischer statik
als zustand einer epocha
die sein apparat schon
gelöscht hat
aber das macht nichts

Gabbo Mateen
Siebenstimmig ist das

Siebenstimmig ist das Ende
vom Lied der Abtanz lief über
die Leinwand aus der Haut
der Saal geräumt blutig
die Hand der Hebamme durchschnitt
den Schlauch unterm Gestöhn
der Frau schrie er die Seele
aus dem Leib sich der Tod kommt
siebenmal verschlug die kindsköpfige
Einsamkeit der Ausgeburt den Atem heim
gegangen in die Obhut der feisten
Frömmigkeit o ihr rechten Lehrer
des Herrn erlöstet ihn von der Hölle
zwischen den Beinen ging er zugrunde
hinter Schlehen das Mädchen am Hals
die gespaltene Sehnsucht fiel er
in die Taschenmesser der neidenden
Zwerge Schneewittchen hatte die Fronten
gewechselt unter Glas ein Ausbund
von Schönheit kam er nicht
über den Berg.

Bretonischer Strand

in der Nacht sprachen sie auf Wolffellen
sitzend von mir zu früh waren die Männer
von den Booten gekommen die Netze
zerbissen im Haus hielten die dicken Weiber
die Uhren an die Spiegel
waren verhängt mit schwarzen Röcken
das Feuer gelöscht

die Fischer
hatten die Stiefel nicht ausgezogen
weder Mantel noch Kälte vor den Türen
schäumten die Hündinnen

es war kein Durchlaß
zu denen die auf Wolffellen
saßen beteten bis der Morgen
graute und es still wurde
im Zimmer
im Meer.

Gerhard Bolaender
Ans Meer

Endlich Sommer. Die Regierung tagt
bis in die Nacht. Fernsehschirme flimmern
an den Ereignissen vorbei. Haushaltsdebatte.
Schienenstränge und Rohrleitungen, es wird verhandelt
um weitere Zufriedenheit zu garantieren. Reiseprosa
wächst im Gepäck, Dichter mühen sich
in der bewegten Zeit. Etwas sagen
und in Erfahrung bringen. Der Sand bleibt
gelblichgrau, Colloquien im Algenwasser.
Die Reise wird beschwerlich in der weiteren
Verträstung. Ans Meer, im verspäteten Sommer
dazwischen die liegengelassenen Zeitungen,
alte Briefe. Das Wasser hält sich zurück,
für weitere Bewegungen ist es noch zu früh.

Reinhold Viehoff
gewonnene tage

an manchen tagen
stehe ich
unruhig von der nacht
sehr früh auf
dann sehe ich
daß dieser tag
wie die meisten
schon gewonnen ist.
sofort verkrieche ich mich
unter dem bett
treffe dort diesen und jenen
kaum daß mir alle bekannt sind
gemeinsam warten wir
daß die welt untergeht.
meistens mit erfolg.

Rainer W. Campmann
Hasenbrote

Wenn die Männer aus der Nachbarschaft von der Zeche
nach Hause kamen, mit schwerfälligen Schritten
den Trampelpfad quer übers Feld
blieben sie manchmal stehn; einer
(dem der Hunger vergangen war in der Hitze unter Tage)
schwenkte die Mütze, rief in unser Spiel:
Wer will?

Unterwegs hatten sie einen Hasen getroffen, der ihnen
belegte Brote für uns mitgegeben hatte.
(Verkohlen ließen wir uns gern.)

Obwohl hungrig, tauschte ich einmal eine Schnitte mit Plockwurst
gegen eine Glaskugel. Schüttelte man die
dann schneite es.

Noch heute: wenn ich die Glaskugel in die Hand nehm
seh ich die Männer von der Zeche
nach Hause kommen, mit schwerfälligen Schritten
und Hauchfahnen vor den Mündern
den Trampelpfad quer übers verschneite Feld.

Hans van Ooyen
Schach

Die Türme bersten schon,
die Dame trippelt nur noch,
während die Pferde der Offiziere
Blut kotzen und die Läufer sich
ins Ausland absetzen.

Die Könige wanken,
seit die weißen Bauern
zu ihren schwarzen Brüdern
überliefen.

Jürgen Peter Stössel
Absage

Spart euch das Lächeln
Wir schenken euch nichts

Ihr könnt uns nicht blenden
mit euren Zähnen
schneidet euch selber
das Wort ab
wenn ihr lobt unseren Kampf
als sei er schon verloren

Behaltet das Mitleid für euch
Wir ersparen euch nicht
daß ihr verloren seid
ob wir siegen werden
oder kein Mensch mehr
den Rücken streckt

Wir sind entschieden
auf unserer Seite
Auch wenn es nicht immer voran geht
kommen wir weiter

Ihr aber steht
euch im Weg
zwischen dem Kopf
und den Füßen
haltet ihr eure Hände
offen für jeden Wink

Ihr könnet uns leid tun
Doch haben wir Beßres zu tun

Siegfried Macht
Der Speichellecker

Wir nennen ihn
einen Schleimscheißer.
Wer aber hat
ihn zur Schnecke
gemacht?

Karl Seemann
Heute.

Daß Feuer
vom Himmel fiel,
duldeten wir.

Aber den Tag,
der mit Vergangenem lebt,
ertragen wir nicht.

Dennoch: in unserer Nähe
wachsen die Schneefelder.

Bruno Donus
Sensibilität

Während eines Galadiners
an die Welthungerhilfe denken
und spontan
auf das Dessert verzichten.

Heute kein Gedicht

Heute
kein Gedicht geschrieben.

(Dabei hatte ich die erste Hälfte des ersten Verses eines Liebesgedichts
„Auf ewig dein“ schon in folgende Worte gekleidet:

Ach du holde Frühlingsmaid wie strahlt dein lieb Gesicht

.....
.....
.....

Daran sind nur
die Kommunisten schuld.

Artur Troppmann
Besitzer

Mein Besitz steht
vierrädrig
auf der Straße

Von der AG bekam ich
eine Hundertmark-Aktie
nun bin ich Aktionär

Wenn man so reich ist
wie soll man sich da
zu dem Angebot
des Hausherrn verhalten
der mir schreibt
ich soll entweder
die Wohnung
für 240 000 Mark kaufen
oder ausziehen

Jürgen Stelling
Die Gedanken dazu

Nachdem ich
meiner Tochter
das Wort
KERNKRAFT
erklärt hatte
fragte sie:
und wann ziehen wir weg
aus diesem Land?
darüber
denke ich jetzt nach

Statistik

15 000 Dosen
aus Zinn
gehen auf den Tod
eines bolivianischen
Minenarbeiters.

Hasan Çakir
Der Untergang der abendländischen Kultur

– Weder Atomsprengköpfe
noch ein Atomkrieg –
diese „Ausländer“,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
diese „Ausländer“ sind der Untergang
für die abendländische Kultur.

„Im deutschen Interesse“

In dir diese Arroganz,
in mir diese Prahlerei,
umsonst mein Bruder –
unnötig!
Du siehst,
wie für jeden
stehen für dich
wie auch für mich
– sechzig Tonnen „zur Verfügung“.

Wolf Peter Schnetz Beruhigende Nachricht

(Süddeutsche Zeitung, 9. 2. 1984)

In Gegenwart von
10 Kardinälen
dito
Erzbischöfen und
30 Bischöfen hat
Papst Johannes Paul II.
ein unterirdisches Depot
der Bibliothek des Vatikan
eingeweiht.
Auf 1500 Quadratmetern
sollen wertvolle Bücher,

Dokumente und
Kunstschatze
nach modernsten Gesichtspunkten
bombensicher
aufbewahrt werden.

Für fremde Gelehrte
von fernen Sternen
am Ende der Welt.

Eine beruhigende
Nachricht.

Bernhard Speh An die Nachgeborenen

Folgende Begebenheit
berichten die Aufzeichnungen
vom toten Planeten Erde:

Es habe sich
inmitten einer
kochenden Atomwüste
ein Mann erhoben,
ein deutscher dazu,
und mit bemerkenswert
unversehrter Stimme
in Richtung auf
einen jener Befehlsbunker,
von denen eine
NATO benannte
Organisation
ihre Befehle
zur Unbewohnbarmachung
des Planeten Erde gab,
gerufen:
Ob dies nun
eine Situation sei,
in der ihm das
verfassungsmäßige Recht

auf Widerstand
zustände... habe er
doch Beweise, daß
seine Regierung

in schamloser und
rechtsbrecherischer Weise
einen atomaren Erstschlag
vorbereitet habe,
ohne ihm davon Kenntnis zu geben...
Während die Stimme
verdampfte -- --
erhielt der Frager
die Antwort:
„... wir haben ihre Eingabe
an die zuständige Stelle
... weitergeleitet...“

Diesen Vorfall deuteten
die Besucher des Planeten Erde
als Beweis für den
schwach entwickelten
Selbsterhaltungstrieb
seiner Bewohner...

Heinz Vestner Hiroshima

Wort, in den Wind
geschrieben mit flackernden
Kerzen der Erinnerung.

Rauch, grauenverglimmend
im Atem der noch Atmenden,
unsichtbar im Schlamm
des Vergessens, beinah.

Aber wiederkehrend
der schon farblose Tod
vielfarbig in den Plänen
der immer noch herrschenden Mörder,
samtpfotig aus Papageienschnäbeln.

Dröhnend der angehaltene Atem
der erschrockenen Hoffnung
in beinernen Ohren, wartend
zwischen Beteigeuze und Alpha Centauri
auf das Lösungswort, unser.

Peter Schütt Sahel

Ich hab
versiegte Brunnen,
verwüstete Felder,
verbrannte Bäume
gesehen,

verfallene Hütten,
erloschene Augen,
aufgequollene Bäuche.

Hungernde
hab ich gesehen,

Dürstende,
halb verdornte
Menschen:

ich war an
der Front,
war im Sahel,
wo im Krieg
der Reichen
gegen die Armen
täglich Tausende
dahingerafft
werden.

Alf Tondern
hiroshima I

hier ist die schwelle:
als uns der lichtblitz
erblinden ließ
taumelte michiko
noch drei schritte
auf den tempel zu
wo wir den götttern
reis streuen wollten
die heimkehr des sohnes
erflehdend

hier traf michiko
die hitzewelle
daß sie vornüber fiel
und für einen
augenblick mit dem gesicht nach
unten zu liegen kam
bevor der tempel vom
feuersturm erfaßt
tausendflockig
ins firmament
geschleudert wurde

hier ist die schwelle:
hier hat sich
der tod projiziert
als schatten
in stein

hiroshima II

einzig das betonskelett
hat überdauert

hier muß der
lichtblitz
niedergefahren sein
in die brodelnde
hafenstadt

hier muß das
mitleiden
begonnen haben
und unaufhaltsamer
widerstand

von hier muß
empörung ausgehen –
und solidarität
zwischen opfern
und täter

Detlef Grumbach
„Kämpfen ohne Hoffnung“

Leben und Politik bei Klaus Mann

„Es heißt beides bestehen, die gefährliche Zeit, mit der wir alle fertig werden müssen, und das gefährliche Schicksal, mit dem nur gerade ich fertig zu werden habe“ (Kind dieser Zeit, 196).

Klaus Mann hatte nicht nur wie viele andere seinen Standpunkt und Weg als Intellektueller in den Kämpfen seiner Zeit zu suchen, er mußte in besonderer Weise um seine höchst individuelle Lebensperspektive ringen, um ein schwules Selbstbewußtsein kämpfen. Darin liegt die Spezifität seines Lebens und Werkes, das ansonsten in die allgemeine Debatte der Schriftsteller der Weimarer Republik und des Exils gleichwohl bedeutsam eingebettet ist.

„Die Stellung zum Kollektiv ist das Thema der großen Diskussion, von der wir uns nicht ausschließen durften“, schreibt er 1930, kann aber nur „mit Neid gemischtes Staunen“ für jene aufbringen, die sich dem Marxismus anschließen, die die „Luft des materialistisch-individuellen Terrors“ atmen. „Was bleibt zu tun, was lohnt sich? ... Die Form der Liebe, die die unsere ist, erleiden, zu Ende leben, erfüllen bis zur äußersten, schmerhaftesten Konsequenz ... Unser Ziel sei, als Individualist, nichts repräsentierend als das eigene gottgewollte Schicksal, durch ständige Arbeit, ständige Bemühung teilzuhaben an der geheimnisvollen Vorwärtsbewegung der Menschheit...“ (Woher wir kommen, 242 f.)

Wovon waren diese Bemühungen geprägt, wieso schwankten sie zwischen individualistischem Bohème-Leben und politischer Verantwortung, zwischen organisiertem Kampf gegen den Faschismus und totaler Mutlosigkeit? Wieso war es ihm unmöglich, sich einer Organisation anzuschließen, was er andererseits schmerhaft als Mangel empfand, und wieso verließ ihn, der so viele Freunde in der Zeit des Kampfes aus Verzweiflung verloren hatte, der Mut, als die Faschisten besiegt waren, als es galt, eine neue Ordnung aufzubauen? Fragen, denen hier nachgegangen werden soll in einer Zeit, in der sich erneut eine große Volksfront gegen eine Politik der Kriegstreiberei bildet, in der verstärkt nach der Verbindung des eigenen Lebens mit der Politik gesucht wird und in der die erneute Edition von Klaus Manns Werk abgeschlossen wird, er zum ersten Male einem großen Lesepublikum erschlossen worden ist.

Klaus Mann veröffentlichte 1932, im Alter von 26 Jahren, seine erste Autobiographie „Kind dieser Zeit“. Kindheit und Jugend bis zum Jahr 1924 werden verarbeitet unter dem Aspekt, wie Weltkrieg, Novemberrevolution und Krisen der Weimarer Republik in sein scheinbar so wohlbehütetes Leben hineinwirken. Dies geschieht gerade zu einem Zeitpunkt, an dem er und andere sich entscheiden müssen, ob sie gesellschaftlich handeln oder die eigene Individualität gegen die Welt setzen.

„Sind wir Kinder des späten Kapitalismus: letzt verwöhnte Sprößlinge einer hochintellektualisierten Bourgeoisie?“ fragt er sich in der Erwartung großer politischer Umwälzungen und formuliert sein Programm: „Nicht die Überwindung der Individualität sei unser Ziel, sondern Einführung des individu-

ellen Bewußtseins in ein umfassenderes, kollektiveres. Die Schriftsteller, unverbesserlich, werden nie aufhören, von sich selbst zu erzählen. Aber sie werden sich als Teil eines Ganzen wissen, wenn sie in ihr Privatestes einzukehren scheinen“ (Kind dieser Zeit, 7f.). Kennzeichnend für die Jahre bis 1924 sind für Klaus Mann das stetige Heranblitzen großer Ereignisse und Gefahren, die er und seine Freunde keineswegs verarbeiten oder einordnen konnten. Statt dessen suchten sie ihren Weg im Spaß an Extravaganzen und Bosheiten, schließlich in der Bohème-Welt Münchens. Kindliches Theaterspielen im „Mimikbund“ stand neben makabren Streichen, mit denen sie die Erwachsenenwelt schockierten. „Der Herbst 1923 war von einer tollen und wirbeligen Bewegtheit, ... in Wahrheit waren wir natürlich nur mitergriffen. Während wir uns auf eigene Faust toll zu gebärden dachten, tanzten wir nur nach dem Takt, den die Zeit uns angab“ (Kind... 159).

Dieser Tanz war begleitet von tiefer Unsicherheit über alle gegebenen Werte: „Wenn man ständig, bewußt oder unbewußt, auf ‚die Katastrophe‘ wartet, ..., wird man irre an Werten, die also, wie es scheint, nicht mehr stark genug sind, das Nahen dieser Katastrophe aufzuhalten“ (Kind 73).

Diesen Erfahrungen der Jugend schließen sich, vorbereitet durch eine langsame Politisierung, die des Exils an. („Geistig nie weiter vom Marxismus entfernt als damals [1924, D. G.], wußte ich doch, daß politisch nur immer auf der Linken mein Platz sein würde“ [Kind 180]. „Wer sich berufen glaubt, die Summe menschlicher Erfahrungen durch das Wort auszudrücken, darf nicht die dringlichsten menschlichen Probleme – die Organisation des Friedens, die Verteilung irdischer Güter – vernachlässigen oder gar ignorieren: Dies wußte ich wohl und sprach es gerne aus“ [Wendepunkt 240, bezogen auf das Jahr 1929].)

1933 geht Klaus Mann ins Exil und ergreift sofort Initiativen zur Organisation der antifaschistischen Volksfront unter den Intellektuellen (ab Herbst 1933 Herausgabe der „Sammlung“ im Querido-Verlag, Amsterdam). Diese Aktivitäten können jedoch nicht über die Anfechtungen und Verzweiflungen hinwegtäuschen, die stets die andere Seite des Kampfes waren. Bevor er 1939 seinen großen Exilroman „Der Vulkan“ schrieb, veröffentlichte er „Flucht in den Norden“, „Symphonie Pathétique“ und „Mephisto“. „Flucht in den Norden“, der erste Roman des Exils überhaupt, ist die Geschichte der Emigrantin Johanna, die durch das Exil entwurzelt hin- und hergerissen ist zwischen der politischen Verpflichtung zum Kampf und der Verführung einer großen Liebe. Sie entscheidet sich für den Kampf, denn privates Glück kann sich bei ihr nicht einstellen unter Preisgabe ihrer gesellschaftlichen Verantwortung. Daß sich beides nicht verbinden ließ, lag nicht allein an geographischen Gegebenheiten. Der Roman ist im Grunde autobiographisch, Johanna ist Klaus Mann, der sich tatsächlich in einen finnischen Gutsbesitzer verliebt hat. Auch bei der Wahl der Hauptfigur hat sich K. Mann angesichts antihomosexueller Vorurteile in der Linken für die Politik, gegen sein individuelles Leben entschieden. Johanna bei ihrer Ankunft in Finnland zu einer Freundin: „Es gibt jetzt Augenblicke‘, flüsterte sie, „Augenblicke gibt es jetzt, wo mir alles so sinnlos vorkommt – so irrsinnig sinnlos... Ich denke dann: Warum bist du eigentlich hier? Warum hat man dich nicht in Deutschland behalten?“

– denke ich dann. Man hätte dich doch in Deutschland umbringen können, das wäre vielleicht das Beste gewesen“ (Flucht 28).

„Symphonie Pathétique. Ein Tschaikowsky-Roman“ handelt von der Entwurzelung des Künstlers, von der Heimat- und Rastlosigkeit eines Individuums, das wie Klaus Mann doppelt heimatlos ist – als Homosexueller in der Fremde. Das Gefühl des Ausgeschlossenseins, des Verurteiltseins zum Einzelgängertum ist bei Klaus Mann so alt wie die Entdeckung seines Schwulseins.

Er empfindet es als unheilbare, tödliche Wunde, hat es nie mit aller Konsequenz für sich akzeptiert, konnte sich daher nie vollwertig in Gemeinschaft einbringen oder eine optimistische Lebensperspektive entwickeln. Schon die kindliche Angst vor dem Krieg stand zurück vor einer anderen: „Es gab nur etwas, wovor ich wirklich Angst hatte, – nur eine Gefahr, vor der mir graute: ausgeschlossen zu sein vom kollektiven Abenteuer, nicht teilzuhaben am Gemeinschaftserlebnis. Es gibt keine demütigendere Rolle als die des Außenseiters... In kindlichen Phantasien versuchte ich, das wahre Gesetz meiner Natur zu verleugnen, das mir für immer verbietet, der bemitleidenswerten, beneidenswerten Mehrheit anzugehören“ (Wendepunkt 62). Sein Verbleiben auf der Odenwaldschule wurde ihm wegen seiner Liebe zu seinem Mitschüler Uto zur Qual: „Ich hatte Angst. Ich hatte Angst vor dem Gefühl, das mir die Brust mit weher Seligkeit zu sprengen drohte. ... Ich wagte es nicht, die Winke und Zeichen meines Schicksals zu begreifen“ (Wendepunkt 141).

Rückwirkend bekennt Klaus Mann in bezug auf das Entstehen des Tschaikowsky-Romans: „Wie hätte ich nicht alles von ihm wissen sollen? Die besondere Form der Liebe, die sein Schicksal war, ich kannte sie doch, war nur zu bewandert in den Inspirationen und Erniedrigungen, den langen Qualen und flüchtig kurzen Seligkeiten, welche dieser Eros mit sich bringt. Man huldigt nicht diesem Eros, ohne zum Fremden zu werden in unserer Gesellschaft, wie sie nun einmal ist; man verschreibt sich nicht dieser Liebe, ohne eine tödliche Wunde davonzutragen“ (Wendepunkt 382f.).

Klaus Mann war Außenseiter, auch in der Gemeinschaft der Exilierten. Seit 1934 in der Sowjetunion die Homosexualität wieder unter Strafe gestellt wurde, stand Klaus Mann sehr distanziert zu den Kommunisten. Dennoch hat er sich neben seinen literarischen Rücksichtnahmen (seine schwulen Helden waren nie alltägliche Homosexuelle, sondern eroberten immerhin Weltreiche, komponierten Symphonien, waren Schriftsteller oder gar nicht schwul, wie Johanna oder der sadomasochistische Hendrik Höfgen) auch politisch im Interesse der Einheit der Volksfront verhalten. Seine gegen die Linke gerichtete Schrift „Homosexualität und Fascismus“ (1934/35) hat er nicht veröffentlicht:

Der in der antifaschistischen Propaganda konstruierte ursächliche Zusammenhang von Homosexualität und Faschismus („Keinem geringeren als Maxim Gorki wird der erstaunliche Satz in den Mund gelegt: ‚Man rotte alle Homosexuellen aus – und der Faschismus wird verschwunden sein‘“) läßt ihn darin fragen: „Woher kommt es denn, daß wir in antifascistischen Zeitungen die Wortzusammenstellung ‚Mörder und Päderasten‘ beinahe ebenso häufig lesen wie in Naziblättern die von den ‚Volksverrätern und Juden‘? Das Wort

„Päderast“ als ein Schimpfwort: nur weil es in nationalsozialistischen Verbündungen viele geben soll, die junge Männer lieben statt Frauen!“ Daß Hitler sich anläßlich der einschlägigen Vorwürfe vor Röhm stellte, kommentiert Klaus Mann so: „Der Schlichteste muß sich sagen: Das ist fein, der Hitler hält zu seinem Soldaten, was Zeitungen auch aus seinem Privatleben schwatzen. Als sehr unfein und deplaziert aber mußte es empfunden werden, wenn Blätter, die sich mit Vorliebe, liberal und aufgeklärt nannten, plötzlich anfangen ‚Knabenschänder!‘ zu schreien, wie eine hysterische Pastorengattin.“ Als politische Gründe (Forderung nach der zweiten Revolution) Röhm für die Nazis gefährlich machten, wurde er umgebracht, angeblich, weil er schwul war. Klaus Mann: „Nun entrüstete sich Hitler, wie seinerzeit die liberalen Blätter es getan hatten. Doktor Goebbels spürte sogar Brechreiz. Den spüren auch wir, allerdings nur anläßlich so unverschämter geheuchelter Empörung, nicht anläßlich ihres Gegenstandes.“ An die Linke, die im antifaschistischen Kampf ins antischwule Fahrwasser geraten waren: „Haben die Marxisten vergessen, daß Dogma und Typus des ‚Führers‘, den wir vor allem bekämpfen, bestimmt werden vor allem durch ökonomische Tatsachen? Und daß Hitler – der übrigens von kleinbürgerlichen Frauen sicherlich heißer und hysterischer geliebt wird als von soldatischen oder effeminierten Männern – nicht deshalb zur Herrschaft kommen konnte, weil ‚die deutsche Jugend homosexuell verseucht‘ ist, sondern weil Thyssen zahlte und weil bezahlte Lügen die Gehirne Hungernder verwirrten?“ (Heute und Morgen 130 ff.)

Auf dem Schriftstellerkongreß in Paris 1935 forderte er vor diesem Hintergrund recht allgemein einen „sozialistischen Humanismus“: „Er hat in sich den Geist der Vernunft; dieser aber ehrt das Geheimnis, er ist weder frech noch unwissend genug, es zu leugnen. Es gibt keine Form der menschlichen Leistung, der menschlichen Liebe, der menschlichen Intelligenz, die hier geringgeschätzt würde“ (Woher wir kommen 120).

1936 folgte „Mephisto. Roman einer Karriere“, die Klaus Mann nicht machen wollte und konnte.

Verrat inhaltlicher Ziele (proletarisches Theater), Verrat an sich selbst (Leugnung der sexuellen Orientierung, Abschieben der Prinzessin Tebab) und an seinen alten Freunden (Verzicht darauf, dem Kommunisten Otto Ulrichs erneut beizustehen gegen die Folterungen der Nazis), das sind die Preise, die Hendrik Höfgen zahlt, um in Hitler-Deutschland leben und – zuletzt als Aushängeschild des Regimes – Kunst machen zu können.

Der Widerspruch zwischen Lebens- und Kunstsicht auf der einen Seite und dem politischen Kampf für eine bessere Welt auf der anderen prägt auch das größte Exilwerk Klaus Manns, den „Vulkan. Roman unter Emigranten“ (1939). Der „Vulkan“ ist die Leidens- und Kampfgeschichte des deutschen Exils, dessen Reichtum an Einzelschicksalen, Episoden und Handlungsorten zusammengehalten und strukturiert wird von dem Personenviererck Martin Kurella, Marion von Kammer, dem Franzosen Marcel Poiret und Kikjou, dem Geliebten Martin Kurellas. Was diese vier Hauptpersonen an Widersprüchen in sich bergen und was sonst an Problematik des Exils aufgearbeitet wird, sind Probleme, Wesenszüge von Klaus Mann. Was er sich bemüht, „in epische Form zu bringen“, sind „Erinnertes und Geahntes, Traum

und Gedanke, Einsicht und Gefühl, der Todestrieb, die Wollust und der Kampf (...), Musik und Dialektik, die Entwurzelungsneurose, das Heimweh als Geißel und Stimulans, ... viele Formen der Flucht, des Escapism (tödlicher Balsam des Opiats! Ekstase und Qual der Sucht!), viele Formen des Heroismus (Spanien! ...) ... das Pathos des ‚Umsonst‘, der Entschluß zum ‚Trotzdem‘“ (Wendepunkt 429 f.) – also der Rahmen, in dem er sich bewegt, in dem er seine Perspektiven sucht. Wie Sebastian in „Mephisto“ schon deutlich ausspricht, bedeutet politischer Kampf Opfer, Verzicht auf Leben und Kunst (Mephisto 267).

Diese Opfer bringt bewußt der französische Intellektuelle Marcel Poiret, der sich für den Kampf in Spanien entscheidet und dort den Tod findet. Er hat seine Liebe und sein Zusammenleben mit Marion von Kammer geopfert, genau wie deren flüchtiger Geliebter Tullio in den USA, der ebenfalls nach Spanien ging, obwohl Marion einen Sohn von ihm bekommen sollte. Marion von Kammer, eng an Erika Mann angelegt, wirkt beständig mit den Mitteln der Kunst, zieht sich aber dann, nachdem Marcel nach Spanien geht, aus der vordersten Linie zurück, lebt im Süden der USA mit Benjamin Abel, einem emigrierten Professor.

Martin Kurella, deutscher Schriftsteller, will einen Roman über das Exil schreiben, die Frage nach der Zukunft der Menschheit, ihrer Bestimmung und ihrem Schicksal. Doch er ist voller Zweifel: „... Für wen schreibe ich diese Chronik der vielen Wanderungen und Verirrungen? Wer wird mir zuhören? Wo ist die Gemeinschaft, an die ich mich wenden könnte ...“ (Vulkan 194). Er bringt jedoch die Kraft nicht auf. Dem Rauschgift verfallen, geht er langsam zugrunde. „Kämpfen“ – es klingt sehr schön. Aber kämpfen ohne Hoffnung geht über menschliche Kraft. Ich habe die Kraft nicht. Ich habe keine Kraft und keine Hoffnung mehr“ (Vulkan 259).

Kikjou, der lebensbejahende junge Geliebte Martins hatte ihn vor seinem Tod verlassen. Er sah keine Chance mehr für das Leben mit Martin, wollte ihn nicht sterben sehen.

Dieser Kikjou wird dann zur Schlüsselfigur des Romans. Er bekennt sich nach Martins Tod – wenn auch vage – zum Handeln. Er betet zu Gott: „Du bist der Herrscher, der gerne auf Bezeugungen der Unterwürfigkeit verzichtet, wenn nur gehandelt wird im Sinne deines Willens. Wenn nur gehandelt wird ... Ich will handeln“ (Vulkan 342). Kikjou will das von Martin begonnene Romanwerk vollenden. Kraft und Anregung dazu erhält er vom „Engel der Heimatlosen“. Der sammelt treu wie ein Beamter Berichte für seinen HERRN, dem Synonym für den verborgenen Sinn des Seins, der menschlichen Existenz, der trotz der Verirrungen seiner Geschöpfe den Mut nicht verliert. Sie würden seinen Heilsplan noch erkennen, und er denkt sich auch erzieherische Tricks aus, die es ihnen erleichtern.

Kikjou darf ihn begleiten, wird zum unsichtbaren Zeugen der letzten Stationen auf der Reise des Exils von Marion von Kammer in den USA, David Deutsch, einem erneut sehr erniedrigten jüdischen Soziologen in Paris, Hans Schütte, einem in Spanien kämpfenden deutschen Arbeiter, und schließlich eines Deutschen, für den das Exil gerade erst beginnt: Dieter, der im Prolog zum Roman die Emigranten angreift, auf die Erneuerung Deutschlands hofft,

geht nun, angesichts der Kriegsvorbereitungen Hitlers, selbst geläutert ins Exil.

Zugleich erhält Kikjou durch den Engel, dem Repräsentanten der Einheit von Diesseits und Jenseits, von Lebensbejahung und Todestrieb, Trost und Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Eine Perspektive, die nicht aus konkreter historischer Betrachtung gewonnen ist, die aber aus Verantwortung vor der Einheit irdischen Lebens und überirdischem Sinn die Notwendigkeit des einheitlichen Handelns, den Beispielcharakter des Spanienkampfes ausdrücklich betont: „Unser irdisches Heil ist wichtiger als das Heil unserer Seele; vielmehr, eines ist gar nicht zu trennen vom anderen. ... Es ist unsere Erde; wir tragen die Verantwortung – was immer hier geschieht“ (Vulkan 551). Wie sehr Klaus Mann unter dem Mangel einer realen Perspektive litt, deutet ein Brief an Johannes R. Becher aus dem Jahre 1938 an, in dem er sich für Bechers Gedichtband „Der Glücksucher und die sieben Lasten“ bedankt: „... ich lese immer wieder darin: nicht ganz ohne Neid, wie ich zugeben muß; denn die Unbedingtheit Ihres Glaubens läßt mich um so bitterer die Qual meiner eigenen Zweifel, meiner Unsicherheit, Ungewißheit empfinden. Sie glauben also: ... wie glücklich müssen Sie sein! Denn schon die Qualität Ihrer Verse ... beweisen mir, daß sie ehrlich glauben ... Wie glücklich müssen Sie sein! (Ich bin es nicht ...)“ (Briefe II, 31). Bestimmend für sein Unglück war noch immer auch die nicht akzeptierte Homosexualität, der Grund, sich sein eigenes Leben zu verweigern. 1937 schrieb Klaus Mann die Erzählung „Vergitterte Fenster“ über den Tod Ludwig II. von Bayern. Die Worte, die er ihm in den Mund legt, deuten dies an: „Hörst Du mich, Gott mein Herr? Bitte, höre mich! Ich bereue! Mein Fleisch war schwach, und ich habe abscheuliche Sünden begangen. Ich habe geliebt, wie man nicht lieben darf: Dies vor allem bereue ich ... Wenn es irgend etwas gibt, was ich zu meiner Entschuldigung anführen darf, so ist es: daß ich sehr gelitten habe ... Meine Hoffnung – der Tod“ (Abenteuer 234f.).

Klaus Mann bewirbt sich um die amerikanische Staatsbürgerschaft, um als US-Soldat in Europa gegen den Faschismus zu kämpfen. „2. Juni (1942, D. G.) Ungewißheit, Verzögerung. Warten ... Die Autobiographie ist fertig. Ich fühle mich ausgepumpt, erschöpft, unfähig zu neuer Arbeit ... Überdrüssig der Freiheit; überdrüssig der Einsamkeit. Sehnsucht nach Gemeinschaft. Der Wunsch, sich einzuordnen, zu dienen!“ (Wendepunkt 499).

Ab Dezember 1942 dient er dann, zuerst in den USA, dann an der Front in Italien, wo er deutsche Soldaten in Propagandaeinsätzen zur Aufgabe bringen soll. Will er sich opfern? „... das Mikrophon steht sehr weit vorn, ganz nah am Schuß ... Seltsamerweise bin ich überhaupt nicht nervös bei solchen Gelegenheiten. Oder vielleicht ist es gar nicht so besonders seltsam? Ich hänge nicht am Leben!“ (Wendepunkt 534). Es kommt nicht zu diesem Opfer. Klaus Mann schreibt zwischendurch seine André-Gide-Biographie, kehrt nach dem Sieg über den Faschismus in Uniform nach München zurück, kann aber Deutschland erwartungsgemäß nicht als Heimat wiedergewinnen. „13. März (1942, D. G.) ... werden wir – werde ich jemals wieder in Deutschland leben? Wohl kaum. ... Ich bin weit gegangen, zu weit, als daß an Rückkehr noch zu denken wäre. ... Heimkehr oder Exil? Falsche Problemstellung!

Überholte Alternative! Die einzige aktuelle, einzige relevante Frage ist: Wird aus diesem Krieg eine Welt entstehen, in der Menschen meiner Art leben und wirken können? ... In einer Welt des gesicherten Friedens und der internationalen Zusammenarbeit wird man uns brauchen; in einer Welt des Chauvinismus, der Dummheit, der Gewalt gäbe es keinen Platz, keine Funktion für uns. Wenn ich das Kommen einer solchen Welt für unvermeidbar hielte, ich folgte noch heute dem Beispiel des entmutigten Humanisten Stefan Zweig ...“ (Wendepunkt 496).

Nach 1945 lebt Klaus Mann resigniert in Frankreich, in Cannes. Resigniert ist er zugleich über die schnelle Restauration, über die Bildung der beiden Blöcke, aber auch über das von ihm überwältigend empfundene Versagen der Intellektuellen, die sich voll in die politisch bestimmte Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus einbinden lassen, einbinden lassen müssen.

Er zitiert in einer seiner letzten Äußerungen einen jungen Studenten: „Wir sind geschlagen, wir sind fertig, geben wir es doch endlich zu. Der Kampf zwischen beiden anti-geistigen Riesenmächten – dem amerikanischen Geld und dem russischen Fanatismus – läßt keinen Raum mehr für intellektuelle Unabhängigkeit und Integrität. Wir sind gezwungen, Stellung zu nehmen und gerade dadurch alles zu verraten, was wir verteidigen und hochhalten sollten“ (Heute und Morgen, 33f.).

So folgt Klaus Mann dann im Mai 1949 dem Beispiel Stefan Zweigs. „Auf die Dauer ist kein Mensch geneigt, alles, was er tut oder läßt, auf eine Zukunft zu beziehen, von der niemand Genaues weiß – weder was den Termin ihres Kommens, noch was irgendwelche andere Details betrifft“ (Vulkan 476).

Seitenangaben beziehen sich auf:

Der Wendepunkt, Sonderausgabe, Ellermann, 1981; Der Vulkan, Mephisto, Kind dieser Zeit, Rowohlt TB; Symphonie Pathétique, Flucht in den Norden, Briefe, edition spangenberg 1975; Woher wir kommen, Ellermann-Verlag 1980; Heute und Morgen, Nymphenburger Verlagsanstalt 1969; Abenteuer eines Brautpaars, dtv-Ausgabe 1976.

Helmut Peitsch „Am Rande des Krieges“?

Nichtnazistische Schriftsteller im Einsatz der Propagandakompanien gegen die Sowjetunion

Als 1952 der katholische Dichter Josef Leitgeb starb, der zwei Jahre zuvor erster Träger des von der neu erstandenen Republik Österreich gestifteten Staatspreises für Literatur geworden war, fehlte in keinem Nachruf der rühmende Hinweis auf seine 1942 erschienenen „Aufzeichnungen in der Ukraine“. Der Titel „Am Rande des Krieges“ wurde als Programm gelesen. Selbst im „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller“, Bibliographisches Institut Leipzig 1974, hieß es noch über Leitgeb: „(...) seine Innerlichkeit und Naturverbundenheit bleiben vom Nazizug unbeeinträchtigt. So sieht er (...) den Krieg als ‚feistes Ungeheuer‘ und stellt ihm sinnbildhaft das Erlebnis der Stille entgegen.“¹

Auch für Autoren von Büchern über den Krieg gegen die Sowjetunion, die sich wesentlich anderen weltanschaulichen und politischen Traditionen verpflichtet fühlten als Josef Leitgeb, lassen sich Belege einer ähnlichen Lesart finden, bestimmt durch die Vorstellung einer grundsätzlichen Differenz zur Welt nazistischer Ideologie und Politik.

Walter Bauer, dessen „Stimme aus dem Leunawerk“ 1930 ins Umfeld proletarisch-revolutionärer Literatur gehörte, erhob in einer Selbstinterpretation den Anspruch, im Krieg gegen die Sowjetunion schreibend eine Welt der Humanität bewahrt zu haben. In seiner „Auskunft über mich selbst“ formulierte Bauer 1948 nicht nur seine humanistische Intention, sondern er vermutete auch eine der intendierten Distanz zum Faschismus entsprechende Rezeption: Die „Tagebuchblätter aus dem Osten“ (1944) „(...) waren als Bekennnis zum europäischen Geist und zum Geist der Welt, der die Grenzen verachtet, gemeint; so wurden sie wohl auch verstanden.“²

Außerhalb der christlichen und der proletarischen Tradition begegnen uns unter den Autoren, die über den „Rußlandfeldzug“ schrieben, vor allem diejenigen Schriftsteller, denen seit den Forschungen Hans Dieter Schäfers der Begriff „nichtnationalsozialistisch“ nahezu ausschließlich vorbehalten ist. Die Werke der als junge Existentialisten bezeichneten Autoren charakterisiert Schäfer als „Versuche, zurückgezogen sich selbst vor der Versklavung durch die objektive Welt der Technik oder vor der Unterwerfung durch Parteidiktaturen zu retten.“³

Ich möchte mich im weiteren auf Autoren der Jungen Generation, also einer Strömung der nichtnazistischen Literatur in Nazideutschland konzentrieren. Meine Auswahl gründet sich auf zwei für die Frage nach Kontinuität oder Bruch zwischen faschistischer Vergangenheit und westdeutscher Gegenwart zentrale Dokumente: auf Alfred Anderschs 1947 zuerst in der Zeitschrift „Volk und Zeit“ erschienenen Aufsatz „Deutsche Literatur in der Entscheidung“ und auf Wolfgang Weyrauchs Nachwort zum Kurzgeschichten-Band „Tausend Gramm“. In diesen beiden Programmen eines literarischen Neubeginns werden nicht wenige Schriftsteller beim Namen genannt, die unter dem

Faschismus Schreibweisen ausbildeten, an die – Weyrauch und Andersch zu folge – anzuknüpfen war. Unter diesen jungen Dichtern ist wiederum eine städtische Reihe, die in der Uniform der Naziwehrmacht am Krieg gegen die Sowjetunion teilnahm und die darüber schrieb. Andersch nannte außer Walter Bauer Horst Lange und Martin Raschke, beide Mitglieder des „Kolonne“-Kreises,⁴ Weyrauch führte vor allem Hermann Georg Rexroth an.⁵ „Ihr gemeinsames Merkmal“, so Alfred Andersch, „war ihre entschiedene Abneigung gegen das System und das Geschick, mit dem sie das Anliegen der Kunst gegen das Getön der schreibenden Emporkömmlinge des Nationalsozialismus verteidigten.“⁶ Während Weyrauch die nichtnazistischen Jungen zu direkten Vorläufern des von ihm geforderten „Realismus des Unmittelbaren“⁷ erklärte, meldete Andersch kritische Vorbehalte an, die auf eine neue Qualität der Nachkriegsliteratur zielen; an die Adresse Langes, Raschkes und Rexroths ging der Vorwurf: „Auch bei ihnen prägte sich als Folge der Zensur ein gewisser literarischer Eskapismus aus; um überhaupt veröffentlichten zu können, suchte man abseitige Themen auf, und da nicht ein unerbittlicher Realismus, sondern höchstens ein allgemeinverbindlicher klassischer Humanismus als Vorbild herangezogen werden konnte, wurde der Stil stellenweise zur Kalligraphie.“⁸

Existierte für nichtnazistische Schriftsteller im Einsatz der Propagandakompanien gegen die Sowjetunion noch die Möglichkeit, „abseitige Themen“ „am Rande des Krieges“ zu finden und einen „allgemeinverbindlichen Humanismus“ in „hoher(r) Kunst“ zu bewahren? Gab es im auf Vernichtung zielenden Weltanschauungskrieg gegen die als aggressives, expansionistisches Zentrum einer Weltrevolution angesehene Sowjetunion noch abseitige Themen? Gab es eine klassisch-humanistische Distanz zu einem Ziel, das Goebbels am 26. Juni 1941 als „Rettung“ der europäischen Kultur und Zivilisation gegen die „Bedrohung durch eine politische Unterwelt“⁹ beschrieb?

Seit der Vorbereitung des Überfalls auf die Tschechoslowakei gab es in der Wehrmacht Propagandakompanien. Mit ihnen sollten die Mängel vermieden werden, die Wehrmacht wie Propagandaministerium dem zivilen Berichterstatter des ersten Weltkrieges vorwarfen, den sie als unbeteiligten Spaziergänger bezeichneten.¹⁰ Die Propagandisten wurden in die aktive Truppe eingereiht; als motorisierte Wehrmachtseinheiten wurden sie jeweils einem Armeoberkommando zugeordnet, letztlich waren sie direkt dem OKW, seit 1939 der Abteilung Wehrmachtspropaganda¹¹ unterstellt. Überdies waren für die politische Zensur, die sich an die militärische anschloß, Referenten des Goebbelsschen Propagandaministeriums zuständig, die auch über die „Auswertung“¹² entschieden. Am 10. 3. 1939 bestimmte die Mobilmachungsabteilung des Stabes des Stellvertreters des Führers die intendierten Funktionen der Propagandakompanien so: „Die Aufgaben der Propagandakompanie sind: a) Heimatpropaganda, b) Frontpropaganda, c) Feindpropaganda. Die Propagandawirkung auf die Heimat wird durch die Kriegsberichterstattung (Presse, Film, Rundfunk) aus dem Kampfgebiet erzielt. – Die Frontpropaganda besteht in der Unterstützung der Truppenführer bei der geistigen Betreuung der eigenen Truppe und in der geistigen Betreuung der Bevölkerung des Kampfgebietes. – Feindpropaganda erfolgt durch Flugblattabwurf oder -ab-

schuß und durch Grabenlautsprecher.¹³ Jede der ca. 250 Männer umfassenden Propagandakompanien gliederte sich in drei Züge, die „gleichmäßig einen Worttrupp, einen Bildtrupp, einen Filmtrupp und einen Rundfunktrupp“¹⁴ besaßen. 1943, auf dem Höhepunkt der Entwicklung der Propagandatruppen, betrug die Gesamtstärke „etwa 15 000“. 1939 hatte es 3650 PK-Männer gegeben.¹⁵ Die uns interessierenden Schriftsteller spielten in zwei Aufgabengebieten der Propagandakompanien eine Rolle: zum einen dienten Bücher von Autoren, die am Rußlandfeldzug teilnahmen, ohne Angehörige einer Propagandakompanie zu sein, der „geistigen Betreuung“ an der Front; zum zweiten verfaßten nichtnazistische Schriftsteller als Angehörige der Propagandatruppen Kriegsberichte, die nicht nur in der Presse, sondern gerade auch in Buchform publiziert wurden, um vor allem in der Heimat zu wirken. Ein durch Hasso von Wedel, später Chef der Propagandatruppen, verfaßtes Abkommen des OKW mit dem Propagandaministerium über die Propaganda im Kriege bestimmte die angestrebte Wirkung beider Formen der Kriegsberichterstattung einheitlich als „Beeinflussung“ der „innere(n) Haltung“, um „dadurch militärische Erfolge vor(zu)bereiten und etwaige Mißerfolge in ihrer Auswirkung ab(zu)schwächen“. Dies sollte einmal durch die „Erhaltung der Opferfreudigkeit und der geschlossenen Wehrwilligkeit des (...) Volkes“ geschehen, dann durch die „Überwindung von Unruhe und Erregung im Volke, die durch feindliche Einwirkung auf das Heimatgebiet hervorgerufen werden“.¹⁶ Beide Elemente der angestrebten, aus Opferbereitschaft und Ruhe zusammengesetzten Haltung hatte Hitler schon in seiner 1938 vor der deutschen Presse gehaltenen Rede als das Ziel aller Propaganda formuliert: Beruhigung und Appell an die Kraft der Nation, an ihre positiven Werte;¹⁷ die entscheidende Voraussetzung für eine solche Wirkungsweise sah der Chef der Propagandatruppen in der „unmittelbare(n) Einschaltung in das Kampferlebnis“¹⁸.

Als Erlebnisberichte, die den Anspruch auf Unmittelbarkeit erheben, sind in der Tat die Bücher anzusehen, die Martin Raschke, Hermann Georg Rexroth und Günter Böhmer wie Josef Leitgeb und Walter Bauer veröffentlichten; auch die Zeitungsartikel von Horst Lange entsprechen als autobiographische Arbeiten im Genre erst einmal der Norm für den PK.-Bericht, die ein nationalsozialistischer Theoretiker des Feuilletons, Helmut Kallenbach, 1941 definierte: „ein dokumentarischer Bericht, geschaffen mit dem Einsatz von Blut und Leben.“¹⁹

In fast allen Erlebnisberichten über den Rußlandfeldzug steht am Beginn, nicht nur aus zeitlichen Gründen, die Überschreitung des Bug. Die ersten Augenblicke des Überfalls werden von den Autoren zur deutenden Verallgemeinerung und Wertung ihrer Erfahrung des Kriegs genutzt.

Die Aggression wird in vielfältiger Weise begründet. Wichtiger als die begriffliche, in der Reflexion isolierte Legitimation des Angriffskriegs scheint mir die erzählerische. Indem die Verfasser aus dem Überfall eine Geschichte, vor allem eine selbst erlebte machen, geben sie ideologisch wirksame Erklärungen. Der wichtigste ideologische Effekt ist die Verwandlung von Aggression in Defensive. Denn sie schildern ihre Teilnahme am Überfall Hitler-Deutschlands auf die Sowjetunion als erfolgreiche Verteidigung ihres eige-

nen Lebens. Die Erzählung der Kampfhandlung projiziert die individuelle Geschichte auf das nationale Subjekt. Die erzählerische Darbietung der selbst erlebten Verteidigung stempelt den militärischen Gegner, der sich objektiv in der Situation der Verteidigung gegen einen Aggressor befindet, zum heimtückischen Angreifer. Verteidigung in Angriff zu verkehren werden die Berichte vom Übergang über den Bug nicht müde.

So berichtet Günter Böhmer in seinem 1943 bei Suhrkamp erschienenen Buch „Pan am Fenster“ im Abschnitt „Über den Bug“ vom nächtlichen Angriff: „Vor der Drahtsperrre, in die schon Lücken geschnitten sind, tastet uns ein Maschinengewehr ab. Einzelne Scharfschützen suchen uns, sie schießen aus dem Gutshof, huschen schemenhaft von Fenster zu Fenster. Sie lassen sich nicht fassen, sind hier, sind dort, in Dach und Keller, sitzen oben in den dichten Pappeln und in den Bunkern, tief hinter den schmalen Scharten. Die Wiese vor uns ist ein wahres Präsentierbrett, und wir mit unseren zentnerschweren Kästen sind langsame kompakte Ziele.“²⁰ Der folgende Abschnitt, „Im Wald von Sudobicze“, der im selben Jahr schon in der „Neuen Rundschau“²¹ erschienen war, entfaltete die hier anklingenden Motive, um sie zunächst für die militärische Lage im Juni 1941, dann für die historische Situation zu verallgemeinern. Gerade das Fehlen politischer Begriffe, an deren Stelle mythologische und Tiervergleiche treten, verdient festgehalten zu werden. „So verhielt es sich: sie waren, unerbittlich zusammengeschlagen, vor unserem Ansturm, vor den schweren, Entsetzen atmenden Bullen, den Sturmpanzern, ins Laufen gekommen und aus den lichten Kornschlägen dort in das unsichtige Dickicht entwichen, das ihnen gemeine Hinterhalte bot.“²² Diese Bekräftigung des zuvor Berichteten und Beschriebenen kann sich noch allein auf das strategische und taktische Verhalten der Roten Armee beziehen; die folgende idyllische Beschreibung von Natur zielt schon deutlich auf mehr: „Und das summende, flimmernde, hoch und herrlich überdachte Gespräch von jungen Eichen, mannhohen Farnen und Wacholder, umspielt, betupft von Licht, von einer feuchten Schwüle, die zitternd aus dem Moose dampfte, war nur ein arkadischer Vorhang, den eine böse, schicksalhafte Laune jäh zurückslagen konnte. So, mit dem heiteren Antlitz des Friedens, pflegt sich jeder Hinterhalt zu tarnen, jede nimmer erwartete Niedertracht.“²³ Weil die Erzähler mit Gegenwehr rechnen, scheint ihnen das friedliche Land, das sie überfallen, „unheimlich“. Die Landschaftsbeschreibungen Hermann Georg Rexroths werden zusammengehalten vom Thema der „unheimliche(n) Ruhe“²⁴: „Unheimlich lag das leere Land vor den Männern.“ Auch in der Erzählung der Kampfhandlungen während des weiteren Vormarschs der Wehrmacht, so in dem episodenreichenden Bericht von der Eroberung Rostows am Don, findet sich das Leitmotiv der „unheimlichen Stille“ nahezu in jedem Abschnitt: „Das drohende Labyrinth der unbekannten Stadt, die zur Festung ausgebaut worden war, (...) ließ selbst die Mutigsten vorne zaudern.“ Eine besonders wichtige Episode spielt rund um die alte Kathedrale Rostows. Deutsche Soldaten spüren die Widerstand leistenden Gegner auf einem Dachboden auf. Dann heißt es: „Der Tote am Eingang war ein Sowjetsoldat, die anderen sechs oder sieben, die vor den Dachluken lagen, Zivilisten in Leinkitteln, dünnen Schuhen ohne Absätze. Einer von ihnen regte sich, ver-

suchte sich stöhnend aufzurichten. Munitionskisten und Kästen mit Handgranaten standen umher. Der Maschinengewehrschütze lag wie ein Bündel Lumpen – die Schildmütze, wie sie die russischen Hafenarbeiter tragen, auf dem Kopf – vor dem Gewehrstand an der Dachluke.“ Rexroth spannt seine Erzählung auf die Pointe, daß es sich bei den hinterlistigen Verteidigern Rostows um Zivilisten handelt, damit er seine Episode abschließen kann, in der durch Individualisierung des militärischen Geschehens die Erschießung von Zivilisten nicht nur legitimiert, sondern sogar heroisiert wird, obwohl selbst in Rexroths erzählerischer Aufbereitung jeder Anhaltspunkt fehlt, daß es sich um Partisanen gehandelt haben könnte. Der Vergleich des Hafenarbeiters mit einem „Bündel Lumpen“ leitet hin zum Wortspiel mit „Banden“ und „Banditen“. Die „harmlos erscheinenden Zivilisten“ werden zunächst den „Bandentruppen zugerechnet“, „die nicht als Feinde zu erkennen waren, da sie die Kleidung der Arbeiter und Bauern trugen“, um dann als Feiglinge, die sich leicht „retten“ können, weil sie ohne „Uniform“ und „Gewehre“ seien und deshalb „täuschen“, zu „Banditen“ erklärt zu werden.²⁴

Rexroths Erzählung von der Erschießung dreier sowjetischer Zivilisten sei zur Gänze zitiert: „Aus dem rötlichen Leuchten des niederfallenden Ziegelstaubes tauchten mit einem Male drei Russen auf. Ihr Erscheinen war so unerwartet, daß keiner der Soldaten am Rande der Straßenecke sich um sie kümmerte. Geradeswegs kamen sie auf die Deutschen zu. Ihre langbärtigen Gesichter verzogen sich zu einem Lächeln, als sie die ersten Soldaten erreichten, denen es nicht auffiel, daß in diesem Augenblick das Feuer des Feindes verstummte. Die Zivilisten hatten die Hände in den Hosentaschen, trugen die gewöhnlichen grauen Leinenkittel und ebensolche Hosen. An den Füßen hatten sie weiße Leinenschuhe, die zerrissen waren. Sie wichen den dicht am Gehsteig versammelten Soldaten aus und gingen zu einer Lücke nahe der Hauswand. Ein aufmerksamer Beobachter hätte sich durch ihre Ruhe schwerlich täuschen lassen und sie angehalten. Über die Züge des Ältesten, eines Mannes von vielleicht vierzig Jahren, glitt ein freudiger Schimmer, als sie die ersten Reihen der Grenadiere und eine Gruppe von Feldgendarmen hinter sich hatten. Ihre Schritte wurden schneller. Auf der Mitte der Straße hatte jedoch seit einigen Minuten der Wagen eines Obersten gehalten. Der Offizier stand mit dem Glas vor den Augen daneben und hatte nicht nur die Wirkung des feuерnden Sturmgeschützes, sondern auch das Auftauchen der drei Zivilisten beobachtet. Er rief sie an. Zwei gingen rasch weiter, einer zögerte. Die laute Stimme des Obersten hatte die Aufmerksamkeit eines Wachtmeisters erregt, der mit seinem Schützenzug an der Straße unter den Bäumen stand. Er lief den Männern nach und ergriff gerade noch den letzten am Arm, als er den beiden vorausgegangenen in den Hof des Eckhauses folgen konnte. Der Oberst befahl zu schießen. Rasch erklangen drei Schüsse. Die Grenadiere an der Hauswand sahen in den sonnenbeschiene Hof. Kurz hintereinander streckten die Getroffenen die Arme aus und lagen dann regungslos auf den Steinen. Unheimlich flach breiteten sich ihre grauen Jacken aus. Das höhnische Lächeln, mit dem der letzte den Wachtmeister angesehen hatte, als ihn dieser in den Hof führte, lag noch erstarrt auf den Zügen des Toten. Die beiden anderen waren auf ihre Gesichter gefallen.“ Grade weil Rexroth sich

als autobiographischer Erzähler eine auktoriale Rolle zumißt, werden in der Innensicht auf andere Figuren und in den Negationen seine Deutungsmuster überaus leicht sichtbar. Die den drei Zivilisten zugeschriebene Unheimlichkeit tritt im dreimal angeführten höhnischen Lächeln zutage, allerdings auf eine Weise, die für die Leser die hinterlistige Bedrohlichkeit völlig durchsichtig macht, während sie von den gutmütigen Soldaten im Unterschied zum erfahrenen Offizier verkannt wird. Daß noch den Leichen die beiden Merkmale der Bedrohung – Unheimlichkeit und höhnisches Lächeln – zugeschrieben werden, zeigt vielleicht, wie sehr dieses Bild „des“ Russen auf Vernichtung angelegt ist. Selbst für die beiden Zivilisten, die im Sterben aufs Gesicht gefallen sind, wird so implizit derselbe Gesichtsausdruck, überdies noch als niedrig verborgener suggeriert. Von der erzählten Handlung wird diese Vermutung bestätigt: Dem Obersten genügt der Augenschein; das Wiedererkennen des Feindbildes in den drei Individuen rechtfertigt die Erschießung. „Der Oberst befahl zu schießen. Rasch erklangen drei Schüsse.“²⁵ Rexroths aus Rostow erzählte Episoden von der Hinterlist des militärischen Gegners sind durchaus exemplarisch, auch in der sich selbst verteidigenden Wendung des deutschen Soldaten von Gutmäßigkeit zu Härte.

Die Hinterlist, die neben Rexroth auch die anderen PK-Schreiber darin erblicken, daß sich die Rote Armee gegen den Angriff der Deutschen verteidigt, ist nicht nur der erste wichtige Charakterzug „des“ Russen, den alle festhalten, sondern auch die Negativfolie der Selbsteinschätzung als offen und ehrlich sowie gutmütig. Vor allem in den Beschreibungen der Wirkung der erzählten Kampfhandlungen kehrt der Mechanismus der Projektion ähnlich wieder. Die Beschreibung von Trümmern und Zerstörung lastet diese dem zerstörerischen Wesen des militärischen Gegners an. Die Bewohner des überfallenen Landes erscheinen so als dessen Zerstörer. Weil das Wesen der Revolution – so die an diesen Stellen obligatorischen Reflexionen – Chaos und Zerstörung sei, ergibt sich als weiterer Charakterzug „des“ Russen die Brutalität. Auf das Selbstbild der Schreiber bezieht sich diese Brutalität nun in doppelter Weise: einmal im Kontrast, dann in einer spezifischen Entsprechung, die sich in Rexroths Erzählung von der Erschießung der Zivilisten schon andeutete. Beide Beziehungen hängen engstens untereinander zusammen. Denn der russischen Brutalität kontrastiert zunächst einmal eine Weichheit des Gefühls auf der Seite der Deutschen; diese sieht sich dann aber gezwungen, als Härte der Brutalität zu entsprechen.

Die Projektion der eigenen zerstörerischen Wirkung auf den militärischen Gegner las sich am 13. 12. 1941 in einem PK-Bericht Horst Langes für die „Frankfurter Zeitung“ so: „Nachdem ich gestern in Orscha die erste Ruinenstadt betreten hatte – in der prallen Sonne tauchte plötzlich hinter einer Bodenwelle eine Art von brenzlig stinkendem und unwahrscheinlich aussehendem Herkulaneum oder Pompeji auf, nur eben nicht mit der durch die Einwirkung der Natur gemilderten Verfallsatmosphäre, sondern mit allen den Kennzeichen raffinierter Zerstörungskunst, wie sie die Russen üben, und daher doppelt trostlos und unfaßlich – seitdem also rieche ich überall den Brandgestank, selbst in dem harmlosen Rauch, der aus den Eisenbahnlokomotiven kommt.“²⁶

Der Hinweis auf die „raffinierte (...) Zerstörungskunst, wie sie die Russen üben“, gibt dem antiken Vergleich²⁷ seine Spezifität: Während die Natur den Verfall abmildere, werde er von der militärisch-technischen Vernichtung ungемildert gelassen. Horst Lange sieht immer wieder in der Technisierung der Sowjetunion die Besonderheit ihres zerstörerischen Wesens begründet.

Martin Rasche hingegen beweist in einem PK-Bericht aus Minsk, den sowohl die Zeitschrift „Das Innere Reich“ als auch die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ Nr. 359/1941 druckten, daß es ihm um den „Bolschewismus“ geht. Er arrangiert, durchaus abseits der Kampfhandlungen, eine Szene „Im kleinen Theater von Minsk“. Die Hölderlin lesenden und Feldpostbriefe schreibenden deutschen Soldaten werden als Inbilder privater Humanität dem politischen Wahn eines Agitators entgegengesetzt, der die Erlösung der Welt vortäuscht und deren Vernichtung vorbereitet. Die Projektion der Zerstörung auf den militärischen Gegner findet schließlich auch im erzählten Vorgang ihre umkehrende Entsprechung, ohne daß der Mechanismus der Projektion deshalb dem Schreiber erkennbar würde. „Während der Kamerad ein paar Verse für sich hinsagte, haderten meine Gedanken mit einem jungen Agitator, dessen Verhör ich beigewohnt hatte. Obwohl ihn Sorge um sein Schicksal alle Ausdrücke mildern hieß, wurde doch rasch offenbar, daß er Deutschland für eine Bestie hielt, die alle Welt versklaven wollte. Darüber aber würde sie selbst verschlungen werden, worauf Friede für die Schaffenden auf der ganzen Welt einkehren sollte. Im Gegensatz zu anderen, die in den deutschen Soldaten nur Offiziere sehen wollten, so berührte sie der Adel unserer ersten Kolonnen, sah er in ihnen Sklaven, alle im bewußten oder unbewußten Dienst der Vernichtung. Wir fragten uns, ob die Völker dulden können, daß ein anderes Volk hinter einer Mauer ohne ein wahres Bild der übrigen Welt heranwächst und dort allmählich den Wahn züchtet, es sei berufen, die übrige Menschheit zu erlösen, deren höhere Lebensform es nicht kennt. Wer mag einen dumpf brütenden Riesen, der an einer gewaltigen Keule schnitzt, vor seinem geliebten Hause dulden, auch wenn dieser sich noch nicht zum vernichtenden Schlag erhoben hat? „Der Nordost wehet, der liebste unter den Winden mir“, sagte ich, um den Spuk dieses Halbgeistes zu vertreiben. Welches andere Deutschland sahen wir in dieser Nacht! Es flüsterte überall in den Logen. Dort schrieb einer einen Brief im Scheine eines Lichtes, das er auf das Rampengeländer geklebt hatte, während ein zweiter Schreiber unablässig den kleinen schnarrenden Motor einer Taschenlampe bewegte, deren Licht bald wuchs, bald abnahm. In der Mittelloge aber saßen zwei beisammen, Lampen vor der Brust, deren Schein ihre Bücher erhellt und von dort ins Gesicht geworfen wurde, und lasen schweigend, wohl noch als wir schon schliefen. „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ Dem hatte ich lange nachgesonnen. Im grauenden Morgen streifte ich allein durch das einsame Theater (...). Als ich den abschließenden Vorhang im Hintergrund auseinanderschlug, blickte mir die Büste Stalins entgegen, als habe sie hier auf den Auftritt gewartet. Der Zuschauerraum hatte sich geleert, wenn auch noch in der Ecke die Sowjetfahnen für gewesene Bühnenaufmärsche lehnten. Hinter der unheimlichen Öde dieses von Brandgeruch gefüllten Raumes glaubte ich die Ruinen der Stadt zu erkennen, die auf den wahnwitzigen Befehl des Man-

nes lange keinem mehr Heimat sein sollte. Da kam ein entschlossener Soldat zu mir heran, um zu sehen, was mich beschäftigte, und stürzte die Büste von ihrem Sockel.“²⁸

Bevor die Aggression sich in der Pointe zu sich selbst zu bekennen scheint, müssen noch einmal die schon aus den Erzählungen von Kampfhandlungen bekannten Stichworte für das Bild „des“ Russen fallen. Unheimlichkeit und Bedrohung. Bemerkenswert ist ihre enge Bindung an den von Stalin symbolisierten „Bolschewismus“. Die als Gegenbild fungierenden deutschen Soldaten sind gerade deshalb Privatleute: Leser und Schreiber. Für die PK-Berichte nichtnazistischer Schriftsteller ist es nun charakteristisch, daß solche Szenen privater Menschlichkeit keineswegs nur den Deutschen vorbehalten werden. Die durch die politische Brutalität des militärischen Gegners motivierte Härte ruht sich gewissermaßen aus, wenn der Blick aufs Privatleben der Russen fällt. Es sind besonders breit ausgemalte Szenen, in denen die Weichheit des Gefühls der PK-Männer sich darbietet. Ausnahmslos spielen sie im Inneren russischer Häuser. Die Kriegsberichter werden zu bloßen Beobachtern häuslichen Glücks und Leids. Das private Idyll, das tableauartig ausgebreitet wird, ist allerdings in mehrererlei Hinsicht Gefährdungen ausgesetzt. Eine wird deutlich in der exemplarischen Beschreibung eines von seinen Bewohnern verlassenen russischen Hauses, die Horst Lange gibt. „Da hing noch eine Mütze am Nagel, dort hing ein Familienbild an der Wand, erstarrten Gebärden, Bügelfalten sogar, Zöpfe um die stumpfen Frauengesichter geflochten, steife Seidenblusen, erfrorene Augen, in denen der Schreck vor der Apparatur und eine kindliche Neugier sich mischten. Überall in einer der Ecke die Ikonen, mit Papierblumen besteckt und gestickten Tüchern behängt. Daneben die plump gemachten und auf den bekannten Optimismus abgestimmten kommunistischen Plakate, anilinbunte, seelenlose, lächelnde Fratzen.“ Es überrascht nicht, daß Lange sogleich den Zwiespalt seiner Wahrnehmung in die „Seele“ des „Russen“ projiziert: „In der Seele dieses Volkes muß ein unheilbarer Zwiespalt herrschen — die ersten Feldgottesdienste unserer Truppen waren überlaufen von Bauern, die viele Kilometer weit zu Fuß kamen.“ Eine andere Gefährdung des positiven ästhetischen Urteils liegt ebenfalls in der Politisierung und Technisierung modernen sowjetischen Lebens begründet; allerdings wird der Wertungsaspekt unvermittelt gewechselt. Nicht länger ist das Alte das Schöne, sondern, so Lange immer wieder, die „Verwahrlosung“²⁹ demonstriert jetzt einen Mangel an moderner Zivilisation. Die Unsicherheit des eigenen Urteils flüchtet sich in die Gewißheit einer literarischen Reminiszenz. Indem das private Idyll gedanklich von der anwesenden kommunistischen Politik und der abwesenden modernen Technik gereinigt wird, stellt es sich als klassische russische Literatur dar. „Ich suche in den Hausgärten, wo rote Rüben, Kohl, Tomaten und Mohn wachsen, nach Zwiebeln und finde keine. Überall Birken, das Dorf muß freundlich ausgesehen haben, so wie von Gogol und vom Autor von ‚Abenteuer eines Jägers‘ beschrieben.“³⁰

Aus der Verurteilung der politischen Modernisierung und dem Lob der alten Privatheit folgt als fatale Lösung des Widerspruchs eine Zustimmung zur

nationalsozialistischen Kulturmission gegenüber dem Osten. „Das Land“, so Lange, „ist auf weite Strecken verwildert und unnütz. Man könnte sich vorstellen, daß es bei intensiver Kultivierung reichhaltige Erträge hergeben müßte.“³¹

Hinterlist und Brutalität der militärischen Kampfhandlungen und Weichheit der familiären Szenen können in ein Bild integriert werden, indem Rußland zum Rätsel erklärt wird.

In Reflexionen und Vergleichen wird das Rätsel in verschiedener Weise gelöst: Getrennt werden das Politische und das Private als der Bolschewismus und der Volkscharakter, soweit er noch nicht vom Bolschewismus umgeschaffen worden sei. Die Akzentuierung des Rätselhaften stellt aber schon von vornherein die Gefährlichkeit „des“ Russen ins Zentrum. Der Vorwurf des Mangels an Zivilisation führt in Verbindung mit der Anklage gegen die Auswirkungen des „Bolschewismus“ zur Vorherrschaft von mythologischen und Tiervergleichen. „Aber wir kannten diese zähen, tierhaften Soldaten noch nicht!“³² heißt es in Böhmers Schilderung des Übergangs über den Bug. Raschke faßt diese tierhafte Zähigkeit immer wieder in das Bild vom Maulwurf.³³ Wie Raschke liest Rexroth schon der Landschaft den Volkscharakter ab. „Dumpf wie ein blindes Tier lag das Land hingestreckt.“ Auch er vergleicht „den“ Russen mit einem Maulwurf, von „geschorenen Maulwurfsköpfen“³⁴ ist immer wieder die Rede. So wichtig in Rexroths Buch die Landschaftsbeschreibungen sind — schon der Titel „Der Wermutstrauch“ weist darauf hin —, größeren Raum beanspruchen seine detaillierten Beschreibungen von Leichen. Obwohl diese Passagen naturalistisch wirken, tragen sie die Konstruktion des Bildes vom militärischen Gegner. Rexroth erzählt von einem „Die Totenbrücke“ genannten Don-Übergang. Nach dem Bericht über Namensgebung und dem allgemein gehaltenen Bild der angetriebenen toten Soldaten schränkt der Erzähler den Blick immer weiter ein, um zunächst eine Gruppe, dann nur noch einen Soldaten zu betrachten. Der Tiervergleich findet sich zwar ausdrücklich erst am Schluß dieser drei Seiten umfassenden Beschreibung, aber er faßt nur bündig die Merkmale des Bedrohlichen, die schon vorher angeklungen waren, zusammen: „Die toten Soldaten hoben ihre schwarzen Köpfe aus den Wellen, verschwanden wieder in grausamem Spiel. Manche reckten ihre von Granaten und Bombensplittern verstümmelten Glieder aus der Flut. Da sie sich schwimmend zu retten versucht hatten, waren sie nackt. Unheimlich verzerrt die asiatischen Gesichter der östlichen Tartaren, Kirgisen und Kalmücken. Auf dem Gesicht eines Ertrunkenen, eines Kirgisen, dessen starker Nacken sich in einer Wellenlaune auf den Ast eines Birkenbaumes geschoben hatte, lag noch Tage nach dem tödlichen Einschuß zwischen den Augen ein trotziger und abweisender Ausdruck. Das schwarze Haar auf seinem runden Schädel war im Tode gewachsen. Im Sonnenschein durchtränkte er die Flur und gleich einem glänzenden Flaum lag er auf der niedrigen, wunden Stirn. Unter den Wellen schimmerte der riesige, dunkle Leib; wenn er sich regte, schien er sich ins Ungeheuerliche zu strecken und zu weiten. Ein bäriger Slowake, der den Brückensteg bewachte und sich mit dem Gewehr über den Schultern an das Geländer gelehnt hatte, blickte dann und wann zu diesem Toten hin, in der Stille auf das leise Plätschern und Glucksen der Wellen unter den Brückenbohlen. Versunken blickte er über den Strom mit seinen zahllosen Nebenarmen, die sich in den grünen Schilfauen verloren. Dunkle Schatten lagerten sich in den Sümpfen, darüber erhob sich undurchdringlich der Sonnennebel. Und wieder blickte sich der Slowake nach den ertrunkenen Vorboten jener Steppen und Wüsten um, die aus ihren mit Wermutsträuchern bewachsenen Ebenen bis zum Don gekommen waren, wo die deutschen Heere ihnen zum ersten Mal begegneten. Er wandte sich um und sah stromabwärts. Da glitt es gleich dem hellen Schatten eines großen Fisches unter ihm hinweg, er beugte sich über die Ritten zwischen Bohlen, aber das blendende Wasser ließ den Schatten versinken. Als er wieder stromaufwärts sah, war der tote Kirgise verschwunden.“³⁵

Das Licht, bezogen auf die deutsche Verteidigung des Menschen, siegt bei Hermann Georg Rexroth über die Finsternis, über den asiatischen Angriff des Tierhaften. Die Verrätselung des bolschewistischen Rußlands wirft ein besonderes Licht auf die nichtnazistischen Schriftsteller, die Goebbels’ Propaganda dienten. Hier wird die Schwierigkeit deutlich, eine humanistisch begründete Distanz zum nationalsozialistischen Vernichtungskrieg zu bewahren. Wie die Berichte vor allem Rexroths und Raschkes belegen, wird immer wieder auf antislawische und antiasiatische Vorurteile zurückgegriffen. Die Optik der literarischen Teilnehmer am Ostfeldzug ist also eine spezifisch westliche, abendländische. Zum zweiten stellt sich den Nichtfaschisten unter den PK-Schreibern der Sozialismus vor allem als ein Phänomen der Massen dar.

Wie beides zusammenhängt, mag Martin Raschkes Eintragung vom Eintreffen an der Ostfront belegen. Raschke berichtet, daß sich die Soldaten mancherlei Geschichten vom Westfeldzug erzählen. Eine notiert er, indem er sie Kleists Anekdotenform stilistisch anzunähern sucht. Der preziöse Anspruch auf Klassizität gehört gewiß zur Verlogenheit dieses Abschnitts aus Raschkes „Im Schatten der Front“, der demonstrieren soll, wie abendländische Individualität und östliche, slawische und asiatische Masse kontrastieren. „Als man über einem Flugplatz Nordfrankreichs einen englischen Flieger abschoß und der sich mit dem Fallschirm zu retten vermochte, begehrte er nach seiner Gefangenschaft durch die herbeigeeilte Bodenbesatzung, den Mann kennenzulernen zu dürfen, der ihn besiegt hatte. Ritterlich, wie sich Flieger zueinander stellen, willfahrtete man diesem Wunsch, und bald standen sich Sieger und Besiegter auf dem Grasplatz gegenüber. Sie boten sich, wie das Abendländer gern tun, um die erste Verlegenheit zu überbrücken, eine Zigarette an, bevor der Engländer zu fragen wagte, wie viele Abschüsse dem Deutschen gelungen seien. Die Gleichgültigkeit seines Tonfalles ließ nicht vermuten, welche Wichtigkeit er dieser Frage beimaß. „Siebenunddreißig“, sagte der Oberleutnant, und der Engländer fragte nach einer Pause zurück: „Mit mir?“ Erst jetzt bemerkte der Deutsche, daß ihm eine unbewußte Höflichkeit geboten hatte, seinen letzten Abschuß nicht mitzuzählen. Lächelnd schüttelte er den Kopf. „Achtunddreißig also!“ stellte der Engländer sachlich fest und fügte hinzu, es freue ihn, wenigstens nicht von einem Greenhorn abgeschossen worden zu sein. (...) Als der Deutsche die Hand an die Mütze legte, grüßte der Engländer, und nach kurzem Zucken kamen ihre Hände noch einmal aufeinander

zu, bevor sich beide trennten.“³⁶ In keinem PK-Bericht über den Krieg gegen die Sowjetunion ist eine analoge Szene denkbar. Wie im Gegenteil abendländische Individualität gerade den Intellektuellen zu einem besonders hingebungsvollen Kampf gegen die östlichen Massen verpflichtet, lehrt eine Geschichte Walter Henkels’ in seinem Band „Östliche Silhouetten“. Henkels berichtet, wie ein seines akademischen Hochmutes wegen von den Kameraden abgelehrter Uffz. „aus einer alten, süddeutschen Gelehrtenfamilie“ im Ostkrieg zum „Vorbild“ der „Kaltblütigkeit selbst“ und der „Ruhe selbst“ wird: „Mit etwas dumpfen Gefühlen, wer leugnete es, begann der Ansturm gegen den Bolschewismus. Die Kämpfe der ersten Tage und Wochen nahmen uns etwas den Atem, und nur der Unteroffizier, von dem hier die Rede ist, beschämte uns. Die kühle Sachlichkeit, die er ausstrahlte, mit stillem Staunen nahmen wir es wahr, gab allen in seiner Nähe eine merkliche Sicherheit. Das Fremdartige der Atmosphäre, das Böse, das überall lauerte, die Gefahr, die hinter jeder Bodenwelle greifbar nahe war, hielt keinen Vergleich mit dem Erleben der früheren Feldzüge. Dort waren zwar auch Gefahr und Tod gewesen, aber hier, in der rätselhaften Weglosigkeit Rußlands, lag uns ein Gegner von unwahrscheinlicher Zähigkeit und Verbissenheit gegenüber. Das Draufgängertum der früheren Feldzüge wurde gedämpft, denn hier ging es Aug’ um Auge, Zahn um Zahn. Der Unteroffizier blieb der kühl Überlegene, der jeden Stoß- und Spähtrupp gegen den Feind, den mitzumachen ihm keiner befohlen hatte, mit einer Sicherheit der Überlegung durchführte, die für uns heimlich etwas Beschämendes hatte.“³⁷ In zwei Motiven vollzieht sich die beim Adressaten angestrebte Aussöhnung mit dem faschistischen Kriegsziel: mit der Vernichtung der Sowjetunion. Es handelt sich um zwei „Blickpunkte“,³⁸ so Horst Lange, die die Schreibweise der Erlebnisberichte organisieren: einmal der Blick nach oben — der den Kirchturm sucht —, zum anderen der in die Weite, der über die russische Landschaft dahingeht.

„Ich sehe im Laufen das heulende Geblitz der Phosphorbahnen, die weite Linie der stürmenden Kameraden. Und über der Höhe steht die kleine byzantinische Kirche in Flammen, als schwänge ein Gott das Fanal des Angriffs“,³⁹ heißt es in Günter Böhmers Kapitel „Über den Bug“. Keiner der nichtnazistischen Schriftsteller verzichtet auf diese Heiligensprechung des Vernichtungskriegs. Der Blick des schreibenden Soldaten geht nach oben, um den Sinn des Kriegs zu erfassen. Er stellt sich in den Kirchen vermeintlich unmittelbar dar, wenn sie vom „Bolschewismus“ zerstört und von der Wehrmacht wiedereröffnet werden. Horst Lange richtet seinen Blick auf die Kathedrale von Smolensk so ein, daß Ironie die als ebenso modern wie asiatisch verurteilten Parteigebäude trifft: „Smolensk ist eine merkwürdige Stadt, die vor dem Brände schön gewesen sein muß. Eine riesige alte Stadtmauer umgibt das Ganze. Sie mag wohl noch aus der Tartarenzeit stammen. Eine wunderbare Kathedrale, unbeschädigt in diesem Trümmermeer, das die Talhügel hinabwogt, krönt die Stadt, in der die Reste der früheren Herrlichkeit die modernen Parteigebäude sind, in einem sachlich-mongoloiden Säulenstil erbaut.“⁴⁰ Josef Leitgeb berichtet, wie seine Erwartung von der heiligen Stadt Kiew enttäuscht wird. Weil schon die unzerstörten Häuser Kiews für Leitgeb „nichts wahrhaft Lebendiges“, sondern eine „nüchterne (...) Dämonie“ bedeuten,

die „Totenstarre“ nämlich, die Leitgeb in der Nachbetzung des „Wolkenkratzerstils Amerikas“ sieht, deshalb enttäuscht die Zerstörung der modernen Stadt nicht die Erwartung, sondern der ästhetisch-weltanschauliche Wertmaßstab bekräftigt das Recht auf Zerstörung: „Ich hatte mich seit Wochen auf die Stunde gefreut, in der ich die uralte heilige Stadt betreten würde; in vielen russischen Büchern war sie mir begegnet, leuchtend mit hundert goldenen Kuppeln, breit und reich am großen Strom, und ich glaubte, eine spürbare Seelenkraft müsse von ihren Klöstern und Kirchen ausgehen, ihrem ehrwürdigen Alter, dem Strom und dem Himmel darüber, zu dem seit tausend Jahren die Gebete aufsteigen.“⁴¹

Der Sinn, den die schreibenden Soldaten finden, wenn sie nicht nach oben, sondern in die Weite blicken, meint Eroberung und Herrschaft.

Günter Böhmer fixiert in dem Kapitel „Das Ticken der großen Uhr“ das Zeiterlebnis des Soldaten im Osten. Hier wird dieser Sinn handgreiflich, weil Böhmer die Bevorzugung des aufs Nahe beschränkten Blicks vor dem Panorama erklären will. Rhetorisch fragt er nach der Vermeidbarkeit von „Verzweiflung“: „Denn wer erträume die chaotischen, erbarmungslosen Ausmaße dieses Landes, die des Raumes und der stehend unbewegten Zeit, oder auch nur ein ohnmächtiges Wissen von der Größe des Abenteuers, dessen kleinstes Partikel ein preisgegebenes Menschenleben ist, das meine, das deine?“ Seine Antwort hat Böhmer schon vorweggenommen: „Wir sahen die Dinge über Kimme und Korn, kurz und ohne Abschweife war der Blick geworden: sucht keine Panoramen abzuschauen, sucht aber das Nahe und gerade Gegebene und fand alle Geborgenheit in winzigen Dingen — das schmale, schützende Erdloch füllte so eine ganze Welt mit Himmel und Höllen aus, der Mensch reichte gleichsam nicht weiter als seine Haut, und eine ausgestreckte Hand griff schon, wenn sie nicht nach einem Gewehr oder Brotkanten langte, in fremde, ja feindliche Bereiche.“⁴² Wenn in anderen Kriegsberichten sich dem Blick ein Panorama darstellt, dann ist auch dieser Blick einer „über Kimme und Korn“.

Ex negativo wird dieser Blickpunkt entwickelt, wenn Horst Lange in seinem Kriegsbericht für die „Frankfurter Zeitung“ beschreibt, wie er an der Ostfront ankommt. „Hier warte ich nun darauf, wohin mich das Schicksal weitersendet. Das Ganze ist eine Reise aus der Ordnung in das Unendliche. Schon allein diese russische Landschaft — maßlos, grau, eintönig, ein Gemisch aus Wald, Heide, Feld und Sumpf, ohne irgend einen Blickpunkt, der alles zusammenhielte.“⁴³ Der einzige Blickpunkt, unter dem sich die maßlose Weite mäßigen läßt, ist derjenige dessen, der gewaltsam Ordnung herstellt. Von diesem Standpunkt aus fällt der Blick Martin Raschkes in seinem 1941 im „Inneren Reich“ publizierten PK-Bericht „Auf der Straße nach Osten“ auf den heute vergeblich mit seinem Panjewagen zum Markt fahrenden Bauern als Inbegriff des Russen: „Selbst die Zerstörung der Stadt durch wahnsitzige Brandstifter berührte ihn wohl nicht sonderlich, denn er lebt, wo er auch weilen mag, jenseits der Geschichte, in einem zeitlosen Grund, während um ihn ein anderes Volk mit abertausend Wagen dahinjagt, um diesen weiten Raum mit seinem ordnenden Geist zu durchdringen und sich mit solcher Tat in das Buch der Geschichte erneut einzuschreiben, wo seine Name schon auf

mancher goldenen Seite erscheint. Bedächtig zottelt dieser Geschichtslose dahin, weil ihm das Land viel zu weit erscheint, als daß es selbst mit Eile durchmeßbar wäre, wir besäen ihn mit Staub und jagen schon weiter, denn mit der Niederwerfung der Herrscher dieses Landes gilt es ja die Behauptung von der Undurchdringbarkeit dieses Teiles der Erde in das Reich der Sage zu verweisen.“⁴⁴ Im Verlaufe des Krieges gegen die Sowjetunion wird es für die Kriegsberichter immer schwieriger, Sinn aus der Erzählung und der Beschreibung zu entwickeln. „Je schlimmer die Tatsachen, desto größer war ihr geheimer und schicksalhafter Sinn“,⁴⁵ so charakterisiert Ernest K. Bramstedt den Zusammenhang zwischen der sich zu Ungunsten Hitlerdeutschlands wendenden militärischen Lage und der Durchhalte-Propaganda. Die Schreibweise der Kriegsberichte nichtnazistischer Schriftsteller verändert sich: Die Betrachtung bestimmt als isolierte Redeform „Tagebuchblätter aus dem Osten“ oder „Zwiegespräche im Osten“, so die wichtigen Titel Walter Bauers und Martin Raschkes. Zwei Themen stehen im Mittelpunkt dieser reflexiven PK-Berichte: Die europäische Mission des deutschen Reiches und die Wandlung des Individuums. In Walter Bauers Buch fallen die beiden neuen Züge des PK-Berichts besonders auf, weil er 1941 „Tagebuchblätter aus Frankreich“ veröffentlicht hatte. Von diesen unterscheiden sich die Reflexionen im Osten nicht nur thematisch, sondern auch stilistisch: Der Entgegenständlichung der Betrachtungen, die immer weniger einen wahrnehmbaren Bezugspunkt benötigen und insofern subjektiver sind, kontrastiert der Wegfall eines stereotypen „als Soldat“, das in dem Bericht aus dem Jahre 1940 eine ständige Distanzierung von der militärischen Rolle leistete, zugunsten eines „wir“-Erlebnisses. Bauers Apotheose Europas verwandelt den Kontinent in die Göttin der Mythologie, um sie anzureden. Ausgangspunkt seiner Betrachtung ist der Blick auf die Weite der Steppe, deren militärische Eroberung er verinnerlicht. Das Äußere der Okkupation Europas durch die Armeen Hitlers wird zu einem bedeutsamen Inneren, in dem die am Erlebnis der Eroberung Beteiligten sich wandeln. Ihre Verluste erweisen sich als Gewinn: „Wir bringen eine köstliche Beute aus den Entbehrungen nach Hause: Wir, die nicht nur am Fett der Erde hängen, wir, denen aufgegangen ist, daß es Geist gibt und die leuchtende, unverletzliche Wirklichkeit des Geistes — wir sind deiner bewußt geworden und haben die Binden von den Augen verloren, die uns hinderten, dein Wesen zu sehen.“⁴⁶ Die Steppe der Sowjetunion figuriert in ihrer Armut als Gegenbild zu dem in Griechenland verkörperten europäischen Reichtum. Während Bauer die Bedeutung der Steppe aus der optischen Wahrnehmung entfaltet, geht dem autobiographischen Betrachter die Vision des die Grenzen verachtenden, Europa einenden Geistes im Gespräch mit Kameraden und beim Erhalten von Feldpost aus allen besetzten Ländern Europas auf. In Bauers abschließenden Betrachtungen gibt die europäische Mission des deutschen Reiches die Begründung ab für die Expansion, indem diese humanistisch erklärt wird: zur Renaissance, zur geistigen des einzelnen wie zur politischen des Kontinents: „Alles wartet auf uns. Es wird uns alles neu sein. Wir erfassen die Wiedergeburt des Geistes. Vielleicht mußten wir so weit geweht werden, um, ferne von deinem Wesen, zu erkennen, was du bist, welches Leben du für uns bedeutest — und wer wir sind für alle Zeit: deine Söhne.“⁴⁷

„(…) manchmal erfüllt es mich ganz, daß ich in dem Augenblick, da ich Deutschland verließ, ein inneres Deutschland betreten habe, das nun unverlaßbar ist.“ So spielt Martin Raschke in seinen „Zwiegesprächen im Osten“ den Reichtum des Idealismus gegen verschiedene Arten von Armut aus, wenn er sein ‚Ich‘ und ein ‚Er‘ in einen Dialog verwickelt: Staatliche Gewalt und ökonomische Interessen werden in der Diskussion über den Krieg ausdrücklich zurückgewiesen, um statt dessen den Sinn in der Wandlung des Individuums, in der Verinnerlichung von Herrschaft und Ordnung zu finden. „Für was starben die vielen?“ fragt das Ich zu Beginn. „Warum bist du hier, tausend Kilometer in fremdem Land? Sag bitte nicht, weil du mußt! Welche Armut! Er: Brauchen uns, denke ich, in dieser Nacht keine Phrasen zu sagen. Gleich werden sie feuern. Vielleicht hascht es uns diesmal in unserer Kate. Das Dach hat's gestern schon zur Hälfte abgedeckt. Wer möchte dann mit einer Lüge auf den Lippen gestorben sein? — Oder begeistert dich der Gedanke, für etwas mehr Acker, einen besseren Markt irgendwelcher Erzeugnisse, für Kohle und Eisen bei einem Kerzenstummel, der obendrein gleich verlöschen wird, in dieser dreckigen Kate zu kauern? Ich: Kaum. Er: Anfangs genügte mir das. Ich war sogar froh, nur für solche Ziele, die ich mir mit bösem Stolze eingestand, zu kämpfen. Nüchtern bleiben! rief ich mir zu. Nüchtern bleiben! Aber nun? Ich: Die Ordnung, die wir ersehnen, verlangt einen breiten Grund. Nicht nur der größere und leichtere Genuss ist es ja, was uns lockt, sondern der bessere Proviant, der uns Aufbrüche in schönere Fernen erlauben soll: in Sicherheit an einer gerechten Welt bauen zu dürfen. —“⁴⁸ Josef Leitgeb schließt sein Buch mit einem „Feldpostbrief“ an seine Frau, die, wie er sagt, „wenig von dieser Welt der Männer und der Krieger“ verstehe.⁴⁹ Er erklärt die Schreibweise seines in Fortsetzungen ebenfalls im „Inneren Reich“⁵⁰ gedruckten Kriegsberichts aus seiner Form des Kriegserlebnisses: „Vielleicht vermisst Du Äußerungen über die geschichtliche Seite dessen, was hier und überhaupt in der Welt vor sich geht. Auch was kriegerisch in diesem Lande geschehen ist, habe ich nur hin und wieder gestreift. Versteh mich recht: beides bewegt mich wie jeden von uns, aber es entzieht sich dem Formvermögen meiner Sprache. (...) Ich kann die Welt nicht anders erleben, als ich es hier aufgezeichnet habe (...).“ Während er seiner Frau als „unfruchbar“ verweist, „über die Ursachen“ des Kriegs „nachzugrübeln“, soll sie sich statt dessen an den Sinn fürs Schicksal halten und dem Sohn seine Aufzeichnungen zu lesen geben: „Er findet in ihnen zwar nicht den Krieg, den er meint, den der Flieger, der Panzer- und U-Boot-Männer, der Sturmgeschütze und Flammenwerfer, aber es streift ihn vielleicht ein Hauch des Landes, das einmal sein Schicksal werden kann.“ Die programmatische Ausklammerung von Militärischem und Politischem, von Kriegsursachen und Kriegszielen scheint zunächst einmal den anfangs zitierten Anspruch auf humanistische Distanz zu meinen; in Leitgebs Bericht aber wird dem Privaten, das als Stille dem Lärm entgegengesetzt ist, eine eindeutige Funktion zugeschrieben. Wenn Leitgeb über den Postempfang berichtet und den Stellenwert des Privaten für das Militärische und Politische bedenkt, dann deutet sich schon die Antwort an, die wir nach der Musterung der Kriegsberichte nicht-nazistischer Schriftsteller zu geben gezwungen sind, wenn nach der Wahrung

von humanistischer Distanz zum Weltanschauungskrieg gefragt wird. Das Private und die Stille sind für Leitgeb ein „Kraftquell“, ob er seinen Umgang mit Blumen einen „Brunnen“ der „Stille“ nennt oder über die erste Feldpost schreibt: „(. . .) der kleine Kreis, aus dem man fortgezogen war, schloß sich wieder und strahlte die ganze Kraft auf einen zu, die ihn zusammenhält.“⁵¹

Um die Funktion dieser Kriegsberichte zu bestimmen, sollen die bisher herausgestellten gemeinsamen Merkmale der Bücher Bauers, Böhmers, Langes, Leitgabs, Raschkes und Rexroths mit dem offiziellen Feindbild verglichen werden, das in den Propagandarichtlinien des Goebbelsschen Ministeriums und des Chefs der Propagandatruppen vorliegt. Schon vor den Propagandarichtlinien im engeren Sinne⁵² ergingen vom OKW „Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Rußland“, die in direktem Zusammenhang mit den drei völkerrechtswidrigen Befehlen entstanden — mit der Regelung der Tätigkeit der Einsatzgruppen, der Einschränkung der Kriegsgerichtsbarkeit und dem Kommissarbefehl. Die „Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Rußland“ „sollten die Truppe in einem Sinne indoktrinieren, der die Ausführung dieser Befehle sicherstellte“:

1. Der Bolschewismus ist der Todfeind des nationalsozialistischen deutschen Volkes. Dieser zersetzen Weltanschauung und ihren Trägern gilt Deutschlands Kampf. 2. Dieser Kampf verlangt rücksichtloses und energisches Durchgreifen gegen bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure, Juden und restlose Besiegung jeden aktiven und passiven Widerstandes. II. 3. Gegenüber allen Angehörigen der Roten Armee — auch den Gefangenen — ist äußere Zurückhaltung und schärfste Achtsamkeit geboten, da mit heimtückischer Kampfesweise zu rechnen ist. Besonders die asiatischen Soldaten der Roten Armee sind undurchsichtig, unberechenbar, hinterhältig und gefühllos.⁵³

Die dem Feind hier zugeschriebenen Merkmale: Zersetzung, Heimtücke und Gefühllosigkeit, sollten die Aggression und die Brutalität des eigenen Verhaltens begründen. Die Propagandarichtlinien Goebbels' und Wedels variierten nur in Abhängigkeit von der militärischen Lage dieses vor dem Angriff festgelegte Feindbild.⁵⁴

Im Juni 1941 ließ Goebbels die militärische und ideologische Defensivsituation des deutschen Reiches ins Zentrum stellen: erstens habe ein Angriff der Sowjetunion unmittelbar gedroht; zweitens werde Europa stets und überall vom Bolschewismus bedroht. Wie Goebbels „Angst- und Erlösungsmotive“⁵⁵ verband, zeigt sein Leitartikel „Der Schleier fällt“ vom 6. 7. 1941 im „Reich“, der sein Feindbild konkretisiert: „Was es bedeuten würde, wenn sie mit ihren vertierten Horden Deutschland und den Westen dieses Erdteils überflutet hätten, das vermag menschliche Phantasie nicht auszudenken.“ Die deutschen Soldaten „(. . .) sind in Wahrheit die Retter der europäischen Kultur und Zivilisation gegen die Bedrohung durch eine politische Unterwelt“. Das Feindbild appellierte an ein Überlegenheitsgefühl des sieggewohnten deutschen Soldaten, das nicht zuletzt auf moderne Technik und Überzahl gegründet war. Mit dem Scheitern des Angriffs auf Moskau 1941 wich die, wie Jürgen Schröder definiert, „Propaganda der Stärke durch militärische Erfolge“⁵⁶ zunächst in einer Zwischenphase dem Verschweigen; der Raum wurde zum

„Hauptgegner“ erklärt: „Niemals war die bolschewistische Armee der Hauptgegner des deutschen Soldaten, wenn sie auch von Anfang des Feldzuges an zahlenmäßig in der Übermacht waren. Die Hauptgegner waren immer die ungeheuer weiten Ausdehnungen, der Mangel an Straßen und das Klima“, hieß es am 2. 2. 1942 im Radio. Nach dieser Zwischenphase nahmen Goebbels' Richtlinien die Wende zur Propagierung eines „heroischen Realismus“, die bis zum Kriegsende durchgehalten wurde: Die verbissene Hoffnung auf den Endsieg war nun das angestrebte Verhalten. Die Härte des Kriegs im Osten wurde lebhaft ausgemalt, um die moralische Überlegenheit des deutschen Soldaten zu betonen. Am 22. 3. 1942 nahm Goebbels („Neue Perspektiven“) erstmals im „Reich“ das Motiv der Wandlung auf: „Mit welch abwegigen Vorstellungen vom Kriege ist nicht der eine oder andere von uns in diesen Winter eingetreten, und wie realistisch und nüchtern sehen wir dagegen nicht alle die Lage jetzt, da er zu Ende geht. Das deutsche Volk hat in diesen wenigen Monaten eine große innere Wandlung durchgemacht.“ Wenige Wochen später beschrieb er „Das eherne Herz“ des gewandelten deutschen Soldaten: „Wem wäre es nicht aufgefallen, daß sich die Gesichter unserer Soldaten im Verlauf dieses Winters im Osten verändert haben? Man sieht es in den Wochenschauen, auf Photographien oder wenn man mit ihnen spricht. Ihre Augen flimmern in einem eigentümlichen Glanz. Sie haben mehr gesehen, als sonst Menschenäugen zu sehen bekommen. Ihre Züge sind härter und steinerner geworden. Ein Lächeln auf diesen Gesichtern wirkt wie Güte.“ Für das Bild des Feindes hatte diese Veränderung die Konsequenz, daß es noch stärker durch seine moralische Unterlegenheit bestimmt wurde. Die indirekte Anerkennung, die sowjetischen Soldaten kämpften „mit einer stumpfen, fast animalischen Bestreitung des Wortes Tapferkeit und dem Schüren der Furcht“ vor der „Bestialität einer primitiven Rasse“ verbunden. Nach dem Fall von Rostow am Don im Sommer 1942 folgte eine bis zur Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad anhaltende Propagierung wirtschaftlicher Motive. Sie geschah in der mystifizierenden Weise, daß dem einzelnen deutschen Soldaten ein Anteil an der imperialistischen Beute versprochen wurde. Goebbels beantwortete am 31. 5. 1942 im „Reich“ die Frage „Wofür?“: „Das ist kein Krieg für Thron und Altar, es ist ein Krieg für Getreide und Brot, für einen voll gedeckten Frühstücks-, Mittags- und Abendtisch (. . .) ein Krieg um die Rohstoffe, um Gummi, um Eisen und Erze, kurzum, es ist ein Krieg um ein menschenwürdiges nationales Dasein, das wir als verschämte Arme bisher zu führen nicht in der Lage waren.“

Stalingrad, dessen Fall von Goebbels zur Proklamation des „Totalen Krieges“ ausgenutzt wurde, brachte die Rückkehr zur propagandistischen Erziehung zur Zähigkeit. Die „Stadt des Schicksals“ wurde einerseits zum „Bollwerk der historischen europäischen Mission“, andererseits zur tragischen Stadt der Katharsis des deutschen Volkes: Das, so Goebbels, „durch den tragischen Schicksalsschlag von Stalingrad innerlich auf das tiefste geläutert(e) deutsche Volk“ werde zum Retter des bedrohten Europa vor der Gefahr aus dem Osten. Der Appell an die Kraft und an die Werte des Idealismus, den Hitler 1938 gefordert hatte, gelang Goebbels insbesondere am 18. 2. 1943 im Sportpalast. Seine sechste Frage war die erste zur Sache, insofern sie sich

nicht mehr auf die britische Propaganda bezog, und sie lautete: „Seid ihr bereit, von nun ab eure ganze Kraft einzusetzen und der Ostfront die Menschen und Waffen zur Verfügung zu stellen, um dem Bolschewismus den tödlichen Schlag zu versetzen?“⁵⁷

In der Endphase des Kriegs wurden alle bisher in der Propaganda des Feindbildes ausgesprägten Züge dem Schüren von Furcht vor „dem“ Russen und dem Wecken von verbissener Hoffnung auf eine Kriegswende unterstellt. Abschreckende und aufputschende Tiervergleiche dienten den Zielen dieser — so Goebbels — Propaganda der „Kraft durch Furcht“; die Rotarmisten wurden als „Ratten“ und „Kanaken“⁵⁸ bezeichnet.

Wenn man die Entwicklung des offiziellen Feindbildes mit den von uns untersuchten Erlebnisberichten aus dem Rußlandfeldzug vergleicht, so stellt sich eine im wesentlichen vorherrschende Übereinstimmung heraus. Die nichtnazistischen Schriftsteller beteiligten sich mit ihren Büchern an der Produktion und Reproduktion eines Feindbildes, dessen Elemente feststanden. Die moralische Herabsetzung des Gegners ließ diesen noch vor der Anwendung militärischer Gewalt durch Werturteile vernichtet erscheinen. Die Bebeschwörung der Gefährlichkeit legitimierte Aggression als Verteidigung. Es gelang keinem der Verfasser, sich der objektiven Funktion von PK-Berichten im Ostkrieg zu entziehen, die deutschen Soldaten zu brutalen Kriegshandlungen bereitzumachen.⁵⁹

Der wesentliche Grund, weshalb die Verfasser trotz ihrer Identifikation mit dem faschistischen Krieg gegen die Sowjetunion weiterhin eingeschränkt als Nichtnazis bezeichnet werden können, liegt im Fehlen eines bestimmten Elements des gegen die Sowjetunion entwickelten Feindbilds des deutschen Faschismus. In keinem der untersuchten Berichte begegnet uns das Bild des „jüdisch-bolschewistischen Kommissars“.⁶⁰ So wie einerseits über die Judenverfolgung und -vernichtung bereit geschwiegen wird, so bleibt andererseits auch die Propagandasfigur ausgeklammert, die Zustimmung zur „Endlösung“ organisieren sollte.

Seit dem Angriff auf die Sowjetunion spielte der Antisemitismus in der Propaganda eine entscheidende Rolle. Die Vernichtung des Kommissars, dessen Bild an die Stelle des Ahasver getreten war, wurde als Kriegziel ausgegeben. Christian Streit dokumentiert an den Erläuterungen, die Oberbefehlshaber von Armeeoberkommandos im Oktober und November 1941 zur Präzierung der „Richtlinien über das Verhalten der Truppe in Rußland“ erließ, wie sehr sich die Wehrmacht in die Vernichtungspolitik integrierte. Der Antikommunismus der sich als unpolitisch verstehenden Generale, den Streit als „Bereitschaft zum Kampf gegen den Kommunismus mit allen Mitteln“⁶¹ bestimmt, ließ sie auch antisemitische Maßnahmen billigen.

In Generalfeldmarschall von Reichenaus Befehl, der auf Weisung Hitlers an der gesamten Ostfront bekanntgemacht wurde, fehlte kein Element des Feindbildes: Gefährlichkeit und Minderwertigkeit, Heimtücke und Brutalität, asiatische und slawische Kulturlosigkeit, Mangel an Idealismus. „Der Soldat ist im Ostrauß nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und der Rächer für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zuge-

fügt wurden. Deshalb muß der Soldat für die Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschen volles Verständnis haben. Sie hat den weiteren Zweck, Erhebungen im Rücken der Wehrmacht, die erfahrungsgemäß stets von Juden angezettelt wurden, im Keime zu ersticken.“⁶² Wo Armeeoberbefehlshaber Änderungen an Reichenaus Fassung anbrachten, erweiterten sie die antisemitischen als antibolschewistische Passagen, so der General der Infanterie Erich Manstein⁶³, oder sie malten, so Generaloberst Hermann Hoth, das Feindbild insbesondere in seinen auf das Selbstbild bezogenen Elementen aus: den Idealismus der sittlichen Werte, das von der asiatischen Barbarei ewig bedrohte Europa und die Zeitwende.

Wenn wir auch festhalten, daß keiner der untersuchten Autoren die „Endlösung“ direkt propagiert, so bleibt dennoch zu bedenken, inwiefern ihr — zur sich unpolitisch verstehenden Generalität analoger — Antisowjetismus zur Hinnahme, Billigung und Unterstützung von Verfolgung und Vernichtung der Juden anhielt. Weil im offiziellen Feindbild der Antibolschewismus zur Begründung der Ermordung der europäischen Juden herangezogen wurde, damit Nazideutschland für die bürgerlichen Demokratien gegen die Sowjetunion bündnisfähig werde, kann das antisowjetische Feindbild der nichtnazistischen Schriftsteller nicht aus dem Funktionszusammenhang von Antisemitismus und Antikommunismus gelöst werden. Wie bewußt die NS-Propagandisten auf diesen Funktionszusammenhang setzten, zeigt die Planung des Propagandaministeriums im Februar 1943, also nach Stalingrad, für die „Antibolschewistische Kampagne“: „Unser Verhältnis zum Bolschewismus, zum feindlichen Kapitalismus und Judentum war nicht ganz klar. Klar wird unseire Propaganda erst, wenn wir Judentum und Bolschewismus unter allen Umständen identifizieren ... Es kommt also darauf an, nicht von abstrakten Weltherrschaftsplänen der Juden zu sprechen, denn diese haben bereits ihre konkrete Form gefunden im Bolschewismus, der die Weltherrschaft anstrebt. Damit scheiden wir auch die jüdische Plutokratie von den übrigen Kapitalisten Anglo-Amerikas. Unsere Aufgabe ist es nicht, diese englisch-amerikanischen Kapitalisten in die feindliche Kampffront hineinzuziehen, sondern sie herauszuziehen. Wir müssen den Juden beim anglo-amerikanischen Kapitalisten und beim englischen Lord denunzieren als Bazillenträger des Bolschewismus und allein das Judentum zum Objekt unseres Propagandawillens machen ... Die antibolschewistische These ist eine geeignete Begründung unserer Ausrottungspolitik gegenüber den Juden.“⁶⁴

Gerade wegen des Fehlens antisemitischer Propaganda konnte, so darf vermutet werden, die Kriegsberichterstattung nichtnazistischer Schriftsteller eine spezifische Funktion erfüllen. Diese in Zeitschriften wie der „Neuen Rundschau“, dem „Inneren Reich“, dem „Hochland“ und der „Europäischen Revue“ und in Verlagen wie Suhrkamp, List, Otto Müller, Rauch und Claassen und Goverts publizierten Erlebnisberichte erreichten ein besonderes Publikum.⁶⁵ Es ist als Innere Emigration in dem weiten Sinn aufzufassen, der verschiedene Grade der Nichtübereinstimmung mit faschistischer Ideologie und Politik meint. Für diese Vermutung seien zum Schluß einige Belege diskutiert.⁶⁶

Der faschistische Autor Josef Martin Bauer, zum zweiten Mal berühmt ge-

worden mit seinem Buch „Soweit die Füße tragen“, dessen Verfilmung die ARD jüngst wiederholte, veröffentlichte fast gleichzeitig zwei sehr verschiedene Erlebnisberichte über dieselben Erlebnisse. Sie erschienen in zwei verschiedenen Verlagen. Während „Unterm Edelweiß in der Ukraine“ im Parteiverlag der NSDAP Franz Eher Nachfolger herauskam, wies schon der Titel „Die Kraniche der Nogaia“ und das idyllische Titelbild Bauers zweites Werk als eines des Piper-Verlags aus. Die Differenz der beiden Erlebnisberichte ergibt sich aus der quantitativen Zurücknahme von Erzählungen über Kampfhandlungen und von antisemitischen Beschreibungen von Kommissaren und Juden in der zweiten Fassung. Der Krieg, der nur am Rande erscheint, wird durch Kultur legitimiert. Im Parteiverlag dagegen preist Josef Martin Bauer mittels religiöser Formeln Töten als wahres Leben.⁶⁷

In seinem Tagebuch notierte Horst Lange einen Versuch, sich gegen das propagierte Feindbild einen humanistischen Willen zum Verständnis zu erhalten. Aus dieser flüchtigen Skizze geht hervor, wie sehr das Erlebnis der unmittelbaren Bedrohung des individuellen Lebens immer wieder in Richtung des offiziellen Feindbildes weist. Die Angst söhnt mit einem Feindbild aus, das er ablehnt, wenn er es an den ‚anderen‘ wahrnimmt. „Unterwegs, stolpernd, müde, mit einem Durcheinander von flüchtigen Gedanken. Ich frage mich, wie es denen zumute sein muß, die da drüben liegen? Kann mir keine Antwort geben. Wenn ich an die Russen denke, wird immer eine tiefe Finsternis, die undurchdringlich ist, das Primäre. Es ist mir unvorstellbar, was die eigentliche Realität dort drüben sein mag. Die anderen bedenken nur, daß es der Gegner ist. Schlecht, minderwertig, verdammenswert, zur Ausrottung bestimmt. Ich möchte dahinterkommen und weitersehen. Es ist eine Wand dazwischen. Dahinter das Fremde (als ich über die Brücke bei Terespol fuhr, über den Bug, ins russische Gelände hinein, spürte ich es zum ersten Mal: das Dunkle, Gestaltlose und Bedrohliche!)“ — Lange kann seine Kritik am Feindbild als einer Konstruktion moralischer Minderwertigkeit, die zur Vernichtung freigibt, schon in seinem unpublizierten Tagebuch nicht durchhalten; zwar diskutiert er mit sowjetischen Soldaten über moderne Literatur und ergreift gegen den Kameraden, der „die Russen für Tiere“ hält, im Gespräch Partei für einen jungen „Bildhauer mit offensichtlich marxistischer Vergangenheit“, aber seine Angst läßt die Greuelgeschichten über die Hinterlist der Partisanen und die Klage über die bolschewistische Kulturzerstörung dominieren.⁶⁸ Lange dokumentiert keinerlei Einwände gegen das antisowjetische Feindbild, die mit denen verglichen werden können, die der Sicherheitsdienst der SS am 17. 8. 1942 unter Arbeitern kursieren hörte. Das bisherige Rußlandbild sah der SD geprägt durch die Auffassung, „daß das kommunistisch-bolschewistische System vom Judentum errichtet worden sei als ein System ungeheurer Unterdrückung und Verelendung der gesamten russischen Bevölkerung“, durch die Vorstellung „eines großen Durcheinanders“ und das Bild von „Bestien“ und „Tieren“: „Dem stehe nun heute schon für viele Volksgenossen“, so der SD, „das geistige und charakterliche Verhalten der Tausende von Ostarbeitern gegenüber. Gerade in Arbeiterkreisen werde festgestellt, daß diese Russen doch oft recht intelligent, anstellig, schnell in der Auffassung selbst komplizierter maschineller Bearbeitungsvorgänge seien. Viele

lernten recht rasch die deutsche Sprache und seien offenbar auch schulisch gar nicht so schlecht vorgebildet. Diese Erfahrungen hätten das bisherige Bild vom Menschen aus dem Osten zwiespältig gemacht.“ Der SD zitierte auch positive Meinungen von Soldaten über die asiatischen Völker der Sowjetunion und über ukrainische und russische Bauern, die „primitiv in ihrer Lebensweise, aber gesund, oft gutmütig, arbeitsam und erfreulich im Erscheinungsbild“ genannt wurden und deshalb das offizielle Bild der Minderwertigkeit in Zweifel ziehen ließen. „Vielfach“, erinnerte der SD, „hätten Typen der Mongolen und Turkvölker dabei Verwendung gefunden, um den tierischen Charakter der Soldaten der Sowjetarmee bildlich und anschaulich herauszustellen.“ Lange notiert in seinem Tagebuch auch nicht einen letzten vom SD unter Arbeitern gehörten Einwand gegen das Feindbild, der das Selbstbild von der moralischen Überlegenheit des deutschen Soldaten besonders stark in Frage stellt: „Es werde bis heute die kämpferische Verbissenheit immer wieder aus der Angst vor der Pistole der Kommissare und Politruks erklärt. Gelegentlich werde die Nichtachtung des Lebens auch aus dem animалиschen Grundcharakter des Menschentums im Osten gedeutet. Es mische sich jedoch immer wieder die Vermutung ein, daß der bloße Zwang eine solche bis zur Todesverachtung gehende Kampfesleistung nicht hinreichend erklären könne.“ Sehr zurückhaltend deutet der SD an, daß „der Bolschewismus (...) große Teile der russischen Bevölkerung mit unerbittlicher Konsequenz durchdrungen“ habe.⁶⁹

Wenn konstatiert werden muß, daß in den PK-Berichten der Schriftsteller alle die Zweifel am antisowjetischen Feindbild fehlen, die der SD unter Arbeitern ermittelte, kann vielleicht gefolgert werden, daß die Nichtnazis unter den PK-Autoren vor allem für Angehörige der Intelligenz schrieben.

Schon 1941 erschien ein Buch mit Ausschnitten aus Feldpostbriefen deutscher Soldaten, mit dem bewiesen werden sollte, daß offizielles Feindbild und spontane Wahrnehmungen des Soldaten im Osten übereinstimmten. Wolfgang Diewerge, der Herausgeber, strapazierte im Geleitwort Kategorien der Authentizität, wenn er beteuerte, daß die Briefe „die ganze Unmittelbarkeit der Erlebnisse und die ganze Wahrhaftigkeit des zum letzten Einsatz entschlossenen Kämpfers zum Ausdruck“⁷⁰ bringen.

Diese Ästhetik der Erfahrungsumittelbarkeit lag schon der Institutionalisierung der Propagandakompanien zugrunde, in denen, wie der Reichspressechef Otto Dietrich 1940 erklärte, „Schwert und Feder — früher so oft im Widerstreit der Gefühle und Meinungen einander entgegenwirkend — vereint sind im neuen Typ des Schriftleiter-Soldaten“.⁷¹ Dietrich entwickelte im Vorwort zu einer Anthologie von, wie es mit Bedacht heißt, „Kriegsfeuilletons“ aus dem Krieg im Westen — „Das heldische Jahr“ — eine Poetik des PK-Berichts, der die Schreibweise der von uns untersuchten Nichtnazis entspricht. Der „unmittelbar(en) Einordnung“ des Schriftstellers in das „ungeheure Erleben“ der „Front der Hundertmillionen“ folge als Merkmal der Berichte, daß „das tatsächliche Geschehen“ den „Gefühlen und „Gedanken“ untergeordnet sei. „Mitten im Donnern der Motoren, im Krachen der Granaten, im Heulen der Sirenen oder in der nervenanspannenden Stille nächtlicher Pöhlengänge wurden sie bereits geformt zu jener Art von Kunstwerken, die mit

der Darstellung des äußeren Geschehens zugleich auch das innere Gefühl, ja das ganze Leben rundum berichten. Sie sind erfüllt von dem klaren Wissen um den Sinn dieses Kampfes und den ewigen Wert des Opfers, das er erfordert.“⁷² Die Favorisierung des Sinns vor den Tatsachen erfordert eine Schreibweise, in der das propagierte Feindbild im Selbstbild verinnerlicht wurde. Diese Schreibart beherrschte Walter Bauer ebensogut wie Josef Leitgeb. Auch wenn die Kampfhandlungen an den Rand der Darstellung gedrängt wurden, blieb in den scheinbar abseitigen Gegenständen und Themen, in dem, was als private Insel der Humanität im Kriegsgeschehen erlebt wurde, die Konstruktion des Feindbildes wirksam, wenn das Private einer deutschen und abendländischen Kultur der Persönlichkeit dem Politischen einer jüdischen, slawischen und asiatischen Barbarei der Massen entgegengehalten wurde.

Daß die Privatisierung des Sujets des PK-Berichts eine offiziell gebilligte Tendenz war, belegt nicht nur Otto Dietrichs Loblied aufs Feuilleton; Helmut Kallenbachs bereits zitierte Dissertation grenzte den PK-Bericht vom Wehrmachtsbericht des OKW⁷³ ab: „Während dieser sich auf das große Ganze beschränken muß, sieht der PK-Bericht seine Aufgabe darin, Einzelheiten aus dem Leben und von den Taten der Truppe zu bringen (...). Es gibt kein Gebiet des soldatischen Lebens, das nicht durch den PK-Bericht geschildert wird. Gerade das oft unwesentlich Scheinende, das etwa aus den Feldpostbriefen als Persönliches so stark anspricht, wird hier hervorgehoben, so daß der Leser weit mehr beeinflußt und beeindruckt wird (...), da er hier von der inneren Wahrhaftigkeit überzeugt ist.“ Kallenbach orientierte geradezu auf private Sujets, auf Titel wie „Kriegstrauung in einer Batterie“ oder „Der Hauptmann hat Geburtstag“.⁷⁴

Diese Auffassung des Genres im Sinne eines „Realismus des Unmittelbaren“ wurde von den auf nichtfaschistische Literatur spezialisierten Zeitschriften durchaus geteilt. Die „Neue Rundschau“ rühmte den „Grundzug der fraglosen Einheit, der diese Berichte echt und wirklich macht, weil zwischen dem Erlebten und dem Beschriebenen kein Zwiespalt ist, in dem Schönfärberei oder falsches Pathos echt Platz hätte“.⁷⁵

Für unsere Vermutung einer funktionellen Differenz spricht schließlich die Verbindung, die die Kriegsberichte faschistischer und nichtnazistischer Autoren in ein und derselben Zeitschrift eingingen. Das „Innere Reich“ druckte in Fortsetzungen die Erlebnisberichte Martin Raschkes, Josef Leitgebs und Edwin Erich Dwingers nur blutrünstig zu nennendes „Wiedersehen mit Sowjetrußland“.⁷⁶ In der „Neuen Rundschau“ lösten sich Raschke, Günter Böhmer und wiederum Dwinger ab.⁷⁷

Wie sehr sich Autoren über die Funktionalität des Unterschieds täuschen konnten, belegt Horst Langes Notiz zum Tod Martin Raschkes. Obwohl Lange bekannt, daß die PK-Berichte des Freundes ihn abgestoßen haben, weil sie „so literarisch und voller Aufschneidereien“ gewesen seien, meint er den 1943 an der Ostfront gefallenen Raschke als „Opfer“ beklagen zu müssen, das „mit dem Kriege nichts zu schaffen“ gehabt habe.⁷⁸ An demselben Tag preist der Nachruf von Goebbels’ „Reich“ Raschke als denjenigen Autor, von dem die „bisher klarste (...) Deutung des Ostfeldzuges“ stamme, „die

wir haben“: die „vielgelesenen“ „Zwiegesspräche im Osten“.⁷⁹ Daß gerade wegen der nicht zu leugnenden politisch-ideologischen und literarischen Unterschiede zwischen Dwinger und Leitgeb oder Raschke ihre Erlebnisberichte in der Bekräftigung des Feindbildes konvergierten, geht aus der Rezensionspraxis hervor, die Will Vespers „Die neue Literatur“ einschlug. Vesper ließ Raschke ebenso wie Dwinger gelobt werden.⁸⁰ In einer Besprechung von Walter Bauers Erlebnisbericht hieß es treffend: „Meditation des deutschen Herzens mit der Hand am Gewehr.“

- 1 Günter Albrecht u.a.: Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2., überarb. Aufl., Bd. 2. Leipzig 1974, S. 28.
- 2 Welt und Wort 3 (1948), S. 225.
- 3 Hans Dieter Schäfer: Die nichtnationalsozialistische Literatur der jungen Generation im Dritten Reich. In: ders.: Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933–1945. München 1981, S. 54.
- 4 Alfred Andersch „Deutsche Literatur in der Entscheidung“ hier zitiert nach dem Neudruck in: Gerd Haffmans (Hrsg.): Das Alfred Andersch Lesebuch. Zürich 1979, S. 118.
- 5 Wolfgang Weyrauch (Hrsg.): Tausend Gramm. Sammlungen neuer deutscher Geschichten. Hamburg, Stuttgart, Baden-Baden, Berlin 1949, S. 214.
- 6 Andersch, Literatur, a.a.O., S. 118.
- 7 Zu Wolfgang Weyrauchs poëtologischem Programm (Realismus des Unmittelbaren. In: Aufbau 2 (1946) S. 701–706) vgl. auch meinen Hinweis auf die auffallende Kontinuität zwischen dessen Prosaanthologien 1940, 1947 und 1949: Wolfgang Weyrauch und der „Kahlschlag“. In: Stadtansichten. Jahrbuch für Literatur und kulturelles Leben in Berlin-West 2 (1981), S. 135–143.
- 8 Andersch, Literatur, a.a.O., S. 118.
- 9 Zit. n. Ernest K. Bramstedt: Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925 bis 1945. Frankfurt 1971, S. 336.
- 10 Vgl. hierzu die apologetische Schrift des ehem. Chefs der Propagandatruppen: Hasso von Wedel: Die Propagandatruppen der Deutschen Wehrmacht. Neckargemünd 1962, S. 11; ebenso Joseph Goebbels: P. K. In: Das Reich, 18. 5. 1941.
- 11 Vgl. Gerhard Kaiser: „Geistige Kriegsführung“ und die Amtsgruppe Wehrmachtspopaganda des OKW im zweiten Weltkrieg. In: Der deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg. Bd. 3. Berlin 1962, S. 172.
- 12 Wedel, Propagandatruppen, a.a.O., S. 23.
- 13 Zit. n. Klaus Scheel: Der Aufbau der faschistischen PK-Einheiten vor dem zweiten Weltkrieg. In: Zeitschrift für Militärgeschichte 4 (1965), S. 452.
- 14 Wedel, Propagandatruppen, a.a.O., S. 20.
- 15 Zu den zahlenmäßigen Veränderungen in den Propagandakompanien nach dem Höhepunkt 1943 vgl. Georg Schmidt-Scheeder: Reporter der Hölle. Stuttgart 1977, S. 404/405. Während bis 1943 max. 11 Wortberichter, darunter seit dem Überfall auf die SU ein „höherer Berichter“, in einer Kompanie tätig waren, reduzierte sich deren Zahl später auf 3–6; die Stärke einer Kompanie sank von 250 auf 115. Die Reduktion betraf nicht die „höheren Berichter“, „die über einen geschliffenen Stil und eine höhere Allgemeinbildung verfügen“ (s. 406) z.B. die Schriftsteller.
- 16 Zit. n. Wedel, Propagandatruppen, a.a.O., S. 29.
- 17 Vgl. den Wortlaut: Rede Hitlers vor der deutschen Presse (10. November 1938. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 6 (1958), S. 189/190.
- 18 Wedel, Propagandatruppen, a.a.O., S. 20.
- 19 Helmut Kallenbach: Die Kulturpolitik der deutschen Tageszeitung im Krieg. Dresden 1941, S. 150.
- 20 Günter Böhmer: Pan am Fenster. Erzählungen aus dem Osten. Berlin 1943, S. 15.
- 21 Böhmer, Pan, a.a.O., S. 19.
- 22 Böhmer, Pan, a.a.O., S. 21.
- 23 Hermann Georg Rexroth: Der Wermutstrauch. Aufzeichnungen aus dem Kriege. Hamburg 1944. S. 76.
- 24 Rexroth, Wermutstrauch, a.a.O., S. 81; S. 120 vgl. auch S. 134; S. 145; S. 146; S. 147.
- 25 Rexroth, Wermutstrauch, a.a.O., S. 152/153.
- 26 Zit. n. dem von Hans Dieter Schäfer besorgten Neudruck der „Briefe aus dem Felde“ in: Horst Lange: Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg. Mainz 1979, S. 218.
- 27 Vgl. hierzu Schäfers Kommentar, Lange, Tagebücher, a.a.O., S. 318, der zwar den Aspekt des Feindbildes vernachlässigt, aber die wichtigen Denkformen Langes thematisiert.
- 28 Martin Raschke: Im kleinen Theater von Minsk. In: Das Innere Reich 8 (1942), 2. Halbjahresband, S. 477/478.

- 29 Lange, Tagebücher, a.a.O., S. 222.
- 30 Lange, Tagebücher, a.a.O., S. 51. Bezeichnender noch als die falsche Titelangabe von Turgenjews „Aufzeichnungen“ ist es, daß in der Druckfassung (S. 222) der konkrete russische Bezugsplatz durch einen allgemeinen archaischen ersetzt wird. Vgl. die Literarisierung auch in Günter Römers Kapitel „Ein gutes Quartier“, das als zweites in der Neuen Rundschau (54 [1943], S. 242–246) vorabgedruckt wurde.
- Wie problematisch die privat-idyllische und literarische Optik ist, macht ein ungedruckter Abschnitt von Raschkes Tagebuch „Im Schatten der Front“ überdeutlich: Die sexuellen und aggressiven Untertöne der Hausbeschreibung markieren, daß die Szene nicht so harmlos ist, wie die Stilisierung des autobiographischen Erzählers zum unbemerkbaren Beobachter es will; Martin Raschke: *Im Schatten der Front. Aufzeichnungen*. In: Dieter Hoffmann (Hrsg.): Hinweis auf Martin Raschke. Heidelberg, Darmstadt 1963. S. 116/117).
- 31 Lange, Tagebücher, a.a.O., S. 42.
- 32 Böhmer, Pan, a.a.O., S. 15.
- 33 Martin Raschke: Zwiegespräche im Osten. Leipzig 1942, S. 32. Ich zitiere aus einem Exemplar, das der 32. Auflage des List-Verlags entstammt!
- 34 Rexroth, Wermutstraub, a.a.O., S. 89/90; S. 93.
- 35 Rexroth, Wermutstraub, a.a.O., S. 214–216.
- 36 Raschke, Schatten, a.a.O., S. 69/70.
- 37 Walter Henkels: Der Unteroffizier. In: ders.: Östliche Silhouetten. Berlin 1943, S. 101; S. 102; S. 103.
- 38 Lange, Tagebücher, a.a.O., S. 88.
- 39 Böhmer, Pan, a.a.O., S. 15.
- 40 Lange, Tagebücher, a.a.O., S. 219.
- 41 Josef Leitgeb: Am Rande des Krieges. Aufzeichnungen in der Ukraine. Berlin 1942, S. 86.
- 42 Böhmer, Pan, a.a.O., S. 82.
- 43 Lange, Tagebücher, a.a.O., S. 218.
- 44 Martin Raschke: Auf der Straße nach Osten. In: Das Innere Reich 8 (1942), I. Halbjahresband, S. 287.
- 45 Bramstedt, Goebbels, a.a.O., S. 354.
- 46 Zit. n. dem Neudruck in Walter Bauer: Der Weg zählt, nicht die Herberge. Prosa und Verse 1928–1964. Hamburg 1964, S. 198.
- 47 Bauer, Weg, a.a.O., S. 199.
- 48 Raschke, Zwiegespräche, a.a.O., S. 8; S. 94/95.
- 49 Leitgeb, Rande, a.a.O., S. 157.
- 50 Josef Leitgeb: Am Rande des Krieges. In: Das Innere Reich 9 (1942), S. 77–113, 222–236, 306–315, 408–422.
- 51 Leitgeb, Rande, a.a.O., S. 156/157; S. 158; S. 159; S. 143; S. 54.
- 52 Vgl. den Wortlaut bei: Ortwin Buchbender: Das tönende Erz. Stuttgart 1978.
- 53 Christian Streit: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1949. Stuttgart 1978, S. 39.
- 54 Jutta Sywotek zeichnet in ihrer wichtigen Untersuchung „Mobilmachung für den totalen Krieg“ (Düsseldorf 1976) nach, in welcher Weise das antikommunistische, antisowjetische Feindbild in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg konstruiert wurde; vgl. zu Hinterlist und Brutalität S. 107, zu Expansionismus S. 108, zu Aggressivität S. 117 und zu Europas Schicksalskampf im Osten S. 188. Besonders wichtig scheint die Feststellung, „daß die antibolschewistische Propaganda Ausgangsbasis jeder gegen welchen Staat auch immer gerichteten Propagandaaktion der Jahre 1938 und 1939 war und somit die psychologische Mobilmachung der deutschen Bevölkerung für den Krieg gegen die Sowjetunion auch dann weiterlief, wenn die aktuelle Politik durch die Auseinandersetzung mit einem ganz anderen Gegner bestimmt war“ (S. 120).
- 55 Bramstedt, Goebbels, a.a.O., S. 336.
- 56 Jürgen Schröder: Der Kriegsbericht als propagandistisches Kampfmittel der deutschen Kriegsführung im Zweiten Weltkrieg. Phil.Diss. FU Berlin 1965, S. 31.
- 57 Zit. n. Bramstedt, Goebbels, a.a.O., S. 361; S. 344; S. 353; S. 355; S. 359.
- 58 Schröder, Kriegsbericht, a.a.O., S. 142; S. 184.
- 59 Vgl. zu dieser Funktionsbestimmung die verallgemeinernden Thesen Reinhard Kühnls und Fritz Pasierbskys über politische Funktion und sprachliche Struktur von Feindbildern: Reinhard Kühnl: Über die politische Funktion von Feindbildern. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 28 (1983), S. 1309; Fritz Pasierbsky: Krieg und Frieden in der Sprache. Eine sprachwissenschaftliche Textanalyse. Frankfurt 1983 (= Fischer Taschenbuch. 6409), S. 89, 91. Zur ideologischen Übereinstimmung der Wehrmacht mit dem faschistischen Feindbild vgl. auch die neueste, aufschlußreiche Darstellung Jürgen Försters in dem repräsentativen Sammelwerk „Das Dritte Reich und der Zweite Weltkrieg“ (Bd. 4, Stuttgart 1983). Im Gegensatz zu dem apologetischen Darstellungen Wedels und Schmidt-Scheidlers betont Förster, daß durch die PK die Haßpropaganda verstärkt wurde. (S. 442/443).
- 60 Vgl. die „Mitteilungen an die Truppe“ (zit. n. Förster, Das Dritte Reich, a.a.O., S. 442/443): „Was Bolschewiken sind, weiß jeder, der einmal einen Blick in das Gesicht eines der Roten Kommissare geworfen hat. Hier sind keine theoretischen Erörterungen mehr nötig. Es hieße die Tiere beleidigen, wollte man die Züge dieser zu einem hohen Prozentsatz jüdischen Menschen schinder tierisch nennen. Sie sind die Verkörperung des Infernalischen, Person gewordener, wahnsinniger Haß gegen das edle Menschentum. (...) Die Massen, welche sie mit allen Mitteln eiskalten Terrors und blödsinniger Verhetzung in den Tod treiben, würden das Ende allen sinnvollen Lebens gebracht haben, wäre der Einbruch nicht in der letzten Stunde vereitelt worden.“
- 61 Streit, Keine Kameraden, a.a.O., S. 119.
- 62 Zit. n. Streit, Keine Kameraden, a.a.O., S. 115.
- 63 Vgl. den Wortlaut bei Streit, Keine Kameraden, a.a.O., S. 116.
- 64 Zit. n. Diederich/Grübling, Plakate, a.a.O., S. 448/449. Vgl. auch den „Zeitschriften-Dienst“ vom 19. 2. 1943; abgedruckt in: Deutschland im zweiten Weltkrieg. Bd. 3, Köln 1979. S. 195. Zum Funktionszusammenhang von Antisemitismus und Antikommunismus vgl. den zwar aus Anlaß des Eichmann-Prozesses entstandenen, aber immer noch aktuellen Aufsatz von Wolfgang Heise: Antisemitismus und Antikommunismus. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 9 (1961), S. 1423–1445.
- 65 Zu den Zeitschriften und Verlagen – vgl. die grundlegenden Untersuchungen: Falk Schwarz: Literarisches Zeitgespräch im Dritten Reich, dargestellt an der Zeitschrift „Neue Rundschau“. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 12 (1972) Sp. 1281–1484; Horst Denkler: Janusköpfig. Zur ideologischen Physiognomie der Zeitschrift „Das Innere Reich“ (1934–1944). In: ders. Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen – Traditionen – Wirkungen. Stuttgart 1976, S. 382–405. Schwarz und Denkler streifen jeweils kurz auch die PK-Berichte in den Zeitschriften (SP. 1435–1438, 1455, 1457 bzw. S. 392).
- 66 Vgl. die Skalierung abweichenden Verhaltens bei Detlev Peukert: Alltag unter dem Nationalsozialismus. Berlin 1981 (= Beiträge zum Widerstand. 17), S. 24–26. Das überzeugendste Plädoyer für einen breiten Begriff von innerer Emigration stammt von Gisela Berglund, die an der Wortschöpfung die ursprüngliche Weite einer exilierten und in Deutschland lebenden gemeinsamen Antifaschismus nachweist: Der Kampf um den Leser im Dritten Reich. Die Literaturpolitik der „Neuen Literatur“ und der Nationalsozialistischen Monatshefte. Worms 1980, S. 213–244.
- 67 Vgl. die Schlusspassage von Josef Martin Bauer: Unterm Edelweiß in der Ukraine. Eine Gebirgs-Division im Kampf gegen Sowjet-Rußland. Hrsg. im Auftrag eines Generalkommandos von Oberstleutnant Dr. Egid Gehring. München 1943, S. 77: „Und am Ende sind diese Gräber, diese Toten am Rand der Straße des Sieges, das Einzige, was hier lebt. Irgendwo einmal haben Kameraden in einem Park Hunderte von immerblühenden Begonien, die zu einem Sowjetstern geformt waren, mit blanken Fingern aus der Erde gewühlt und in dichten Gruppen auf die Gräber unserer Kameraden gepflanzt. Das Zeichen, das den Tod bedeutete und sonst nichts als den Tod, haben sie ausgelöscht und die immerblühenden Blumen auf die Gräber gepflanzt zum Zeichen, daß nie mehr der Tod hier herrschen wird, sondern dem Leben sein Recht zurückgegeben werde für immer. Die Erde wird Frucht tragen, und die Blumen werden blühen auf den Grabhügeln, und die Toten werden leben, denn sie haben das Sterben auf sich genommen, damit der Tod ausgelöscht und das Leben erfüllt werde.“
- 68 Lange, Taschenbücher, a.a.O., S. 45/46; S. 89, 98/99; S. 73; S. 87/88, 72/73.
- 69 Heinz Boberach (Hrsg.): Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939–1944. München 1968 (= dtv. 447.), S. 251/252/253.
- 70 Wolfgang Diewerge (Hrsg.): Deutsche Soldaten sehen die Sowjet-Union. Feldpostbriefe aus dem Osten. Berlin 1941, S. 7.
- 71 Wilfried Bade, Wilmont Haacke (Hrsg.): Das heldische Jahr. Front und Heimat berichten über den Krieg. 97 Kriegsfeuilletons. Mit einem Vorw. von Reichspressechef Dr. Dietrich. Berlin 1941.
- 72 Bade/Haacke (Hrsg.), Jahr, a.a.O., S. VI/VII.
- 73 Vgl. aber die apologetische Darstellung Erich Murawskis, der auch für die von ihm verfaßten Wehrmachtsberichte Normen eines Realismus des Unmittelbaren in Anspruch nimmt: „Kein Überschwang in Sprache und Inhalt“ (Der deutsche Wehrmachtsbericht. Boppard 1962, S. 156). Auch Walter Hagemann (Publizistik im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Methodik der Massenföhrung. Hamburg 1948, S. 439) sieht „die eigentlich stimmungswerbende Darstellung den PK-Berichten“ vorbehalten.
- 74 Kallenbach, Kulturpolitik, a.a.O., S. 151/152.
- 75 Wolfgang Müller: Kriegsberichte. In: Neue Rundschau 53 (1942), S. 565.
- 76 Edwin Erich Dwinger: Von Gorki bis Gori. Tagebuchblätter aus dem Rußlandfeldzug. In: Das Innere Reich 9 (1942/43) S. 532–551. Die Buchausgabe des, so der Untertitel, „Tagebuch vom Ostfeldzug“ erschien 1942 in Jena bei Eugen Diederich.
- 77 Edwin Erich Dwinger: An der Beresina. In: Neue Rundschau 53 (1942), S. 307–314.
- 78 Lange, Tagebücher, a.a.O., S. 128.
- 79 Sch.: Das Bild des Menschen. Erinnerungen an Martin Raschke. – In: Das Reich, Nr. 47, 1943.
- 80 Vgl. die umfangreiche Würdigung: Martin Raschke. – In: Die Neue Literatur 41 (1940), S. 57–65; Hasso Härlen (Rez.): Dwinger, Edwin Erich: Wiedersehen mit Sowjetrußland. In: Die Neue Literatur 44 (1943) S. 77.
- 81 Ph. Leibrecht (Rez.): Bauer, Tagebuchblätter aus Frankreich. In: Die Neue Literatur 43 (1942), S. 157.

Manfred Chobot Der kleine Finger oder die öffentliche Hand

Transskription eines vorstellbaren „Club 2“ über eine Unvorstellbarkeit namens Kunst.

Günter Nenning: Einen schönen guten Abend, meine Damen und Herren, ich begrüße Sie recht herzlich zum heutigen „Club 2“. Wir wollen uns im folgenden mit Kunst und Kultur befassen; mit der Frage, wie ist es damit in unserem Lande bestellt? Oder – ich will es jetzt einmal formulieren –: Ist etwas Wahres an dem Gerücht, daß Österreich ein Kulturstaat ist? Aber ich möchte nicht vore greifen. Ich darf Ihnen deshalb die Diskussionsrunde vorstellen: Von der ÖVP-Seite begrüßen wir Herrn Dr. Erhard Busek – der Herr Vizebürgermeister von Wien sitzt rechts neben mir. (Lachen aus dem off.)

Günter Nenning: Selbst auf die Gefahr hin, daß man mir nicht glaubt: Das war kein Einfall von uns, hier hat der Zufall Regie geführt. Da die Herren Politiker gern Seite an Seite sitzen: neben ihm Wissenschaftsminister Dr. Heinz Fischer, sein politischer Gegenspieler von der SPÖ.

Heinz Fischer: Wir sind keine Gegner, absolut nicht, wenn wir auch in der einen oder anderen Frage eine divergierende Auffassung vertreten.

Erhard Busek: Mit mir kann man immer reden, wenn uns auch gegenwärtig vom Wähler nicht die alleinige Verantwortung übertragen worden ist. Was uns betrifft, wir sind zu jeder Zeit gesprächsbereit.

Günter Nenning: An Gelegenheiten dazu sollte es heute abend nicht mangeln. Der nächste in der Runde ist Franz Endler. Kritiker und Leiter des Ressorts „Kultur“ der Tageszeitung „Die Presse“.

Ebenfalls der Journalistengilde angehörig ist Alfred Pollatsek, Redakteur der Zeitschrift „Kulturkontakte“.

Sodann die einzige Dame in unserer Herrenrunde, Frau Nadine Hauer. Sie vertritt die „Initiative Kritischer Fernseher“ (besonders charmant). Küß die Hand, gnädige Frau. Frau Hauer ist ein oft gesehener Gast im ORF-Zentrum am Küniglberg – das darf ich doch verraten, nicht wahr? – (Nadine Hauer nickt.)

Günter Nenning: Sie ist bei fast allen Sitzungen der Hörer- und Seher-Vertretung anwesend. Dabei wird den Funk- und Fernsehgewaltigen immer wieder nachgesagt, kritische Geister hätten Hausverbot im ORF. Etwas verspätet erwarten wir noch einen Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst. Herrn Sektionschef Dr. Hermann Lein. Last not least haben wir auch einen Künstler hier, genauer gesagt einen Literaten, nämlich Manfred Chobot. Er ist freier Schriftsteller, wie er mir vor der Sendung verraten hat.

Manfred Chobot: Mehr vogelfrei als frei.

Günter Nenning: Womit wir gleich mitten in unsere Thematik eingedrungen wären: Wie frei ist die Kunst? Wie frei darf sie sein? Wie frei kann sie sein? Wer möchte die Diskussion eröffnen?

(Heinz Fischer und Erhard Busek melden sich zu Wort.)

Günter Nenning: Herr Minister? Bitte.

Heinz Fischer: Seit kurzem ist die „Freiheit der Kunst“, dieses Grundrecht, in

der österreichischen Verfassung verankert. Wenn ich kurz ausführen darf: Der SPÖ-Initiativantrag dazu bestand ursprünglich aus zwei Punkten: 1. Das künstlerische Schaffen, die Vermittlung von Kunst sowie deren Lehre sind frei.

2. Eine Förderung künstlerischen Schaffens durch den Bund, ein Land oder eine Gemeinde hat auch seine Vielfalt und deren Erhaltung zu berücksichtigen.

Der erste Punkt, wonach das künstlerische Schaffen frei ist, zielt in erster Linie auf die Erhaltung eines Freiheitsraumes ab. Der gegebene Freiheitsraum soll gegen Eingriffe geschützt werden. Der zweite Punkt enthält eine Regelung, die sich auf die Förderung der Kunst bezieht. Damit wird zwar nicht eine Pflicht zur Förderung der Kunst seitens der öffentlichen Hand zum Ausdruck gebracht; aber für den Fall einer solchen Förderung wird eine Regelung geschaffen, die im wesentlichen darin besteht, daß bei Förderungsmaßnahmen eine Diskriminierung zu unterbleiben hat.

Die Verankerung der zweiten Bestimmung über Förderung und Vielfalt der Kunst scheiterte am Widerstand der ÖVP.

Erhard Busek: Wenn ich sofort darauf antworten darf.

Günter Nenning: Bitte, Herr Bürgermeister.

Erhard Busek: Die Österreichische Volkspartei ist auf der Grundlage ihres „Salzburger Programms“ eine für Kulturarbeit offene Partei. Dem Bildungskonzept der ÖVP liegt das Bekenntnis zu Kunst und Qualität in einer gestaltbaren Umwelt zugrunde. Die Österreichische Volkspartei bekennt sich zum kulturellen Erbe Österreichs, zu allen Spitzenleistungen auf den Gebieten des Theaters, der Musik, der bildenden Kunst, der Literatur, der Architektur. An ihnen wird nicht zuletzt der internationale Rang Österreichs gemessen.

Manfred Chobot: Und wer bestimmt, was Qualität besitzt, wer mißt die Spitzenleistungen?

Erhard Busek: Dafür existieren Kriterien. Wir lehnen Verordnungen im Sinne eines kulturpolitischen Maßnahmenkatalogs entschieden ab. Staatlich verordnete Kunst ist unsere Sache nicht.

Heinz Fischer: Eine Gesellschaft wie die unsere ist gut beraten, für Kulturschaffende, unbehindert von Zensur, Voraussetzungen für eine kritische Auseinandersetzung mit der Entwicklung unserer Gesellschaft und mit ihren Widersprüchen in den verschiedenartigen künstlerischen Ausdrucksformen zu schaffen. Gerade die Garantie, künstlerische Vielfalt zu fördern, könnte unserer Kulturpolitik neue Impulse geben, indem sie vor allem dem künstlerischen Experiment breiten Raum gibt. Wir wollten diese Förderungsklausel auch in der Verfassung haben, weil wir glauben, daß Freiheit der Kunst nicht nur Freiheit im Staat, sondern auch Freiheit durch den Staat und vom Staat bedeutet.

Erhard Busek: Freiheit gibt es genug, aber viel zuwenig Unabhängigkeit und Freiräume. Jeder kann machen, was er will, bloß sehen wir es nicht als Aufgabe des Staates an, alles und jedes zu fördern.

Manfred Chobot: Herr Busek, Sie haben soeben erklärt, Ihre Partei steht auf den Grundlagen des „Salzburger Programms“, und es kann nicht Aufgabe des Staates sein, alles und jedes zu fördern. Wurden deswegen die Salzburger Festspiele 1981 vom Bund mit 35 Millionen Schilling beziehungsweise 1982 mit 32 Millionen Schilling subventioniert, wogegen sich die Wiener Festwochen mit 4,8 Millionen Schilling begnügen mußten und für den Steirischen

Herbst nur 3,5 Millionen übrigblieben? Während der Carinthische Sommer mit 2,2 Millionen das Auslangen finden mußte, waren dem Steuerzahler die Bregenzer Festspiele 13 Millionen Schilling wert.

Erhard Busek: (Unwirsch) Wir sind dagegen, daß Barrieren aufgebaut werden – und solche entstehen unweigerlich, wenn man ganze Kulturbereiche künstlich voneinander trennt, wenn man etwa unterscheidet zwischen „Hochkultur“ und „Minoritätenkultur“.

Manfred Chobot: Wie recht Sie haben: Die Barrieren müssen nicht erst aufgebaut werden – sie stehen bereits fest auf traditionsreichen Fundamenten. Was ist schon das Possenspiel eines befrockten Taktstockwacklers verglichen mit dem jämmerlichen Auftreten irgendeines Malers oder Schriftstellers. Wären Bücher ebenso hoch subventioniert wie Opern- und Festspielaufführungen, müßte jeder Käufer eines Buches eine Flasche Champagner extra dazubekommen. Doch welche Regierung möchte schon den Alkoholismus subventionieren. Sogar Bruno Kreisky hat bemerkt, daß Maestro Herbert von Superstar ein Genie ist. Und zweifellos ist er es auch in finanziellen Belangen. Die Wiener Philharmoniker stehen ihm in dieser Beziehung um nichts nach. Beim Überfliegen der Datumsgrenze haben sie ihre Uhren vorgestellt und einen zusätzlichen Tag Spesen kassiert.

Franz Endler: Zugegeben, diese Sache mag nicht ganz korrekt gewesen sein, aber Sie sollten nicht den Fehler begehen, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

In den Schaufenstern der Welt spielen Güter aus Österreich nicht unbedingt eine bedeutende Rolle. Auch wird es immer schwerer, zu verkaufen und gegen die Konkurrenz zu bestehen. In der Kultur hingegen ist noch viel drin, denn da sind wir wer. Eine Studie der Wirtschaftsuniversität Wien weist nach, daß mehr Ausländer wegen kultureller Veranstaltungen nach Österreich kommen als kühnste Träumer geschätzt hatten: über 30 Prozent.

Manfred Chobot: Da sind aber Schuhplatteln und Jodeln mitgezählt.

Franz Endler: Selbstverständlich ist es nicht unproblematisch, Kunst, made in Austria, aus rein ökonomischer Sicht zu betrachten. Aber wenn Sie es schon anschneiden: Viele investierte Millionen kommen mit Zins und Zinseszins zurück. So haben zum Beispiel das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker rund 400 Millionen Menschen via Fernsehen miterlebt.

Manfred Chobot: Wien und die Musik, das ist ein Kapitel für sich. Vermutlich ist die Arbeitslosenrate in Österreich deshalb unter dem Durchschnitt westlicher Industriestaaten, weil es in Wien vier Opern- und Operettenhäuser gibt. Die Mitglieder der B- und C-Mannschaft belasten somit nicht die Statistik, sondern singen, tanzen und springen munter drauflos. Ob sie nun aus dem Sozial- oder Kulturbudget durchgefüttert werden, spielt keine Rolle. Man hat hierzulande Verständnis für die Eunuchen des 20. Jahrhunderts, die Stardirigenten und Sternsinger, die ihre künstlerische Potenz anderen verdanken – nämlich Toten.

Erhard Busek: Wichtigstes Kriterium sinnvoller Kulturpolitik muß stetiger Kulturuwachs sein. Dieser manifestiert sich im verstärkten Teilhaben aller am Kulturerlebnis, in cooperativem Denken und Handeln in Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst – sowie im Bekenntnis zu Qualität und Spitzenleistung. Um Chancengleichheit zu gewährleisten, muß der Staat dafür notwendige soziale und bildungsmäßige Voraussetzungen schaffen. „Wachstum Kultur“ erfordert ein Maximum an Kulturautonomie.

Heinz Fischer: Während in anderen Ländern die Kulturbudgets dramatisch gekürzt werden, wollen wir uns in Österreich auch als Bundesregierung nicht nur um das tägliche, sondern auch um das geistige Brot kümmern, weil dieses zu den Grundpfeilern einer pluralistischen, demokratischen Gesellschaft gehört. Die Sensibilität und Hellhörigkeit von Kulturschaffenden ist ein wichtiges Korrektiv in einer Welt, die gesellschaftlich und privat immer kälter zu werden droht. Der Radikalität von Kulturschaffenden, der Provokation durch Kulturschaffende und dem kulturellen Experiment muß daher neben der Pflege unserer geschichtlich gewachsenen kulturellen und künstlerischen Traditionen auch heute ein breites Betätigungsfeld eingeräumt werden, soll es neben den Gefahren einer zunehmenden Zerstörung unserer Umwelt nicht auch noch zu geistiger Vereinigung kommen, die wiederum eine Voraussetzung für politischen Extremismus sein könnte.

Alfred Pollatsek: Wann immer in Österreich antifaschistische Dokumentationen oder Arbeiterschaft und Kultur betreffende Ausstellungen auf dem Programm stehen, wird aus konservativen Kreisen der Ruf „Wozu das? Lassen wir die Vergangenheit ruhen!“ laut. Solange sich aber sogar Politiker wie der ÖVP-Landeshauptmann von Niederösterreich, Siegfried Ludwig, nicht scheuen, öffentlich mutig zu bekennen, der Nationalsozialismus sei „in seinem Ursprung nichts anderes als eine kulturelle Bewegung, die sich zur Aufgabe mache, die nationale Kultur zu fördern“, muß der Sinn einer intensiven Beschäftigung mit der jüngsten Zeitgeschichte unbestritten bleiben.

Erhard Busek: Es ist die Aufgabe staatlicher Stellen, zu verhindern, daß sich Interessengruppen Bereiche des Kulturlebens aufteilen. Um Kultur möglichst vielen zugänglich zu machen, ist ein möglichst breitgefächertes Kulturangebot notwendig. Beurteilung und Geschmacksbildung müssen aber dem einzelnen überlassen bleiben.

Bildungsstandard und kulturelles Verhalten einer Gemeinschaft werden auch von den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen des einzelnen bestimmt. Diesen Faktoren aber allzu große oder gar alleinige Bedeutung beizumessen zu wollen, wie es marxistische Ideologen zu tun pflegen, wäre indessen falsch und würde nur geringe Hoffnung auf eine umfassende und rasche Verbesserung der derzeit herrschenden kulturellen Situation eröffnen. Vereine wie etwa der Verein „Wiener Stadtteste“, für die Gottfried Helnwein die Plakate geschaffen hat, sind Kulturträger und helfen neben der Erhaltung von Kulturwerten auch die Freiheit von Kunst zu sichern, da sie als autonome Institutionen gegen staatlichen Dirigismus oder auch Trendbestrebungen wirken können.

Alfred Pollatsek: Sie haben gesagt, Beurteilung und Geschmacksbildung müssen dem einzelnen überlassen bleiben. Wie ist das in der Praxis möglich, wenn etwa der Film „Das Gespenst“ von Herbert Achternbusch bereits vor der ersten öffentlichen Aufführung in Graz durch die Staatsanwaltschaft wegen des Verdachts der „Herabwürdigung religiöser Lehren“ beschlagnahmt wurde? Desgleichen das als Ergänzung zum Film erschienene Buch. Bei der an sich illegalen Vorführung des Films anlässlich einer Podiumsdiskussion im Auditorium maximum der Wiener Universität zum Thema „Freiheit der Kunst“ haben eben jene Herren demonstrativ den Saal verlassen, die vehement gegen den Film gewettert haben, dabei jedoch immer wieder betont haben, sie hätten den Film nicht gesehen.

Manfred Chobot: Es blieb ihnen nichts anderes übrig, sie mußten flüchten, denn hätten sie den Film angesehen, wäre ihre Argumentationsstrategie au-

genblicklich in sich zusammengebrochen. Von diesen Heuchlern wird unser einer gezwungen, die Arbeit eines Kollegen zu verteidigen, die man unter anderen Umständen vielleicht kritisieren würde.

Erhard Busek: Sehen Sie, Widerstand und Ablehnung, Beschlagnahme und Protest provozieren den Künstler, sein Anliegen noch klarer, noch deutlicher, noch kompromißloser darzustellen.

Alfred Pollatsek: Es fragt sich nur, wozu ein Künstler sich dieser Mühe unterziehen sollte, damit seine Werke dann noch kompromißloser zensiert werden?

Manfred Chobot: Überaus kunstsinnig von Ihnen, daß Sie die Künstler anspornen möchten, noch kompromißloser vorzugehen. Vielleicht sollte man konsequenterweise auch die „Don Camillo und Peppone“-Filme wegen Verletzung religiöser Empfindungen verbieten.

Franz Endler: Gegen diesen Vergleich muß ich aufs energischste protestieren. Herbert Achternbuschs „Das Gespenst“, diesem mäßig interessanten, kindisch provokanten Machwerk, wird zuviel Ehre angetan. Wirklich, der bayrische Filmlödler ist kein Thema mehr. Als Ersatz bieten sich mehrere andere an. Bekämpft werden muß, daß um der Sensation und des Skandals willen die Interessengemeinschaft österreichischer Autoren in Komplizenschaft mit der österreichischen Hochschülerschaft erst eine bedrohliche Diskussion abhalten und dann mehrfachen Rechtsbruch begehen konnte und insgesamt ein Feuer schürte, an dem allen einmal mehr als warm werden könnte. Die Verantwortlichen sollten nicht ungeschoren davonkommen, nicht darauf hoffen, daß man ihnen in einigen Jahren verklärt nachdröhnen wird, ihnen sei es erstmals gelungen, stadtbekannte Strotter als Diskussionsredner im Auditorium maximum zugelassen zu haben. Ihre Lust an der Provokation kann man jünglich nennen, ihre ungezügelte Freude daran, öffentlich Verbotenes zu tun und wohlwollende Warner niederplärren zu lassen, muß Folgen haben. Eine Anzeige von privater Seite würde diese Diskussion zweifellos beschleunigen.

Symptomatisch ist, wie die Politiker diesmal agierten und reagierten. Die Cleveren entschuldigten sich schon vor dem Unfest. Die Wifen verließen den Hochschulboden, als es einerseits langweilig und andererseits heiß zu werden drohte.

Den von der Interessengemeinschaft österreichischer Autoren und der Hochschülerschaft unterstützten Schreiern aber ist der Mund zu stopfen. Die einschlägigen Gesetze dafür gibt es ohne Zweifel, und keines von ihnen verstößt gegen die Freiheit der Kunst.

Guten Abend!

(Franz Endler steht auf und verläßt das Sendestudio.)

Günter Nenning (steht über der Situation): Unsere Dame hat sich bislang in Schweigen gehüllt. Die Männer haben wieder einmal das Sagen. Bitte, Frau Hauer. Was ist die „Initiative kritischer Fernseher“? Welchen Zweck verfolgt sie?

Nadine Hauer: Wir sind ein loser Zusammenschluß von Menschen, die sich nicht damit begnügen wollen, kritiklos ihre tägliche Portion Fernsehprogramm zu konsumieren, sondern die versuchen, nicht alles und jedes widerspruchslos hinzunehmen, das ihnen von den Programmamachern vorgesetzt wird. Wir gehen deshalb zu den Sitzungen der Hörer- und Sehervertretung, die zwar öffentlich zugänglich sind, was aber weitgehend unbekannt ist.

Kaum eine Zeitung veröffentlicht die Sitzungstermine. Wir sammeln Unterschriften, wenn es etwa darum geht, daß kritische Sendungen abgewürgt werden sollen, wie es einige Male mit dem Jugendmagazin „Ohne Maulkorb“ oder mit politischen Informationssendungen versucht und inzwischen durch das neue Programmschema durchgesetzt worden ist. Hatten bislang „Ohne Maulkorb“ und „Okay“, die „bravere“ Jugendsendung, je eine Stunde Sendezzeit pro Woche, werden sie jetzt alternierend ausgestrahlt, was de facto eine Halbierung der Sendezzeit darstellt. Ähnliches ist mit den politischen Magazinen vorgesehen. Statt der bisherigen Vielfalt soll jetzt ein „General-Magazin“ alle anderen ersetzen.

Ein anderes Beispiel: Jazz-Sendungen, ohnehin ein Minderheitenprogramm, werden von 5½ auf 3 Stunden gekürzt, weil Generalintendant Gerd Bacher „Minderheitenprogramme nicht mehr länger subventionieren will“. Gebühren dürfen alle bezahlen, auch die sogenannten Minderheiten, während deren Programme langsam, aber stetig gestrichen werden. Informiert wird die Öffentlichkeit davon allerdings nicht oder unzureichend. Transparenz wird in diesem Haus nicht großgeschrieben.

Günter Nenning: Ich denke jetzt mal laut: Aus Angst vor dem neuen Medienmarkt, der aufkommenden Auslandskonkurrenz, dem drohenden Verlust des Monopols – dieser Entwicklung versucht man seitens der Intendantur durch Massenprodukte entgegenzuwirken. Ob dieser Weg zielführend sein wird, bleibt abzuwarten. Ich wage da meine Bedenken anzumelden. Jetzt wird man mir wieder Linkslastigkeit nachsagen, aber daran habe ich mich schon gewöhnt.

Inzwischen ist Herr Sektionschef Dr. Hermann Lein vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst bei uns eingetroffen. Wenn Sie gleich das Wort ergreifen wollen.

Hermann Lein: Guten Abend. Ich möchte, wenn sie gestatten, ein paar Worte über die Förderungsmaßnahmen des Unterrichtsministeriums verlieren.

Zuerst über das Kleinbühnenkonzept.

Mit Wirkung vom 1. Januar 1973 haben der Bund und die Stadt Wien das gemeinsame Konzept zur Förderung von Kleinbühnen in Wien in Wirksamkeit gesetzt. Diese Bühnen erhalten vom Bund und von der Stadt Wien für jeden Monat, in dem volle Spiel- und Probentätigkeit stattfinden, eine Grundsubvention, die bei nur zeitweiser Tätigkeit entsprechend gekürzt wird. Darüber hinaus haben die Bühnen Gelegenheit, für besonders gute Aufführungen vom Bund und von der Stadt Wien Prämien zu erhalten.

Der Bund vergibt außerdem noch Prämien für besonders gute Ausstattungen, Bühnenbild und Kostüme betreffend, und für gute Aufführungen von Werken österreichischer dramatischer Schriftsteller.

Der Bund fördert durch Grundsubvention und Prämien auch Kleinbühnen in den Bundesländern. 1982 erhielten insgesamt 17 Bühnen Zuwendungen aufgrund des Kleinbühnenkonzepts, im Durchschnitt je 135 000,- Schilling, davon zehn in Wien und sieben außerhalb von Wien, und zwar zwei in Innsbruck, zwei in Salzburg und je eine in Graz, Linz und Villach.

Als zusätzliche Einrichtung zur Förderung der Theaterarbeit dient das „Dramatische Zentrum“, dessen Aufgaben und Aktivitäten sich in vier Hauptgebiete teilen, nämlich 1. in die Förderung und Erforschung neuer Wege der Theaterarbeit; 2. in Ausbildung und Weiterbildung, zum Beispiel Schauspielseminare, Straßentheater, Ausbildungskurse und Seminare zu Körpераusdruck, Atem und Stimme, Körpertraining, Pantomime und verschiedene Tanzausbildungsangebote; 3. in die Förderung österreichischer Dramatik, wo

an erster Stelle zu nennen sind Stipendien für Autoren zur Erarbeitung und Fertigstellung von Theaterstücken; sowie 4. Aktivitäten der sozio-kulturellen Animation, darunter fallen Zielgruppentheater, Lehrlingstheater, Seniorenspielklubs.

Weiter vergibt das Bundesministerium für Unterricht und Kunst auf Vorschlag einer unabhängigen Jury, die jedes Jahr wechselt, acht Staatsstipendien und vier Nachwuchsstipendien für Literatur sowie sechs Staatsstipendien für Komponisten und zehn für bildende Kunst, jeweils mit der Laufzeit von einem Jahr, dotiert mit 6000,- Schilling pro Monat.

Manfred Chobot: Herr Sektionschef, dazu eine Frage, es würden sich zwar mehrere aufdrängen, aber eine möchte ich stellen: Im „Kulturbericht“ lese ich unter der Spalte „Andere gemeinnützige Einrichtungen“: Wiener Sängerknaben, Bezüge HR Tautschnik, 596 008,50 Schilling für 1981 und 818 127,- Schilling für das Jahr 1982. Wer ist dieser Hofrat Tautschnik, und wofür sind diese Bezüge? Beziehungsweise was ist an Herrn Tautschnik und den Wiener Sängerknaben gemeinnützig? (Bild- und Tonausfall.)

Günter Nenning: Danke, Herr Sektionschef, für die Ausführungen.

Hermann Lein: Wenn ich noch abschließend den 1. österreichischen Schriftstellerkongress erwähnen darf, der im März 1981 in den Räumen des Wiener Rathauses stattgefunden hat und dem wir gemeinsam mit der Stadt Wien eine großzügige Förderung angedeihen ließen.

Günter Nenning: Zur Durchführung der auf diesem Kongreß erhobenen Forderungen wurde die Interessengemeinschaft österreichischer Autoren ins Leben gerufen, gleichsam als Dachverband, der alle österreichischen Autorenvereine und deren Mitglieder dem Gesetz- und Subventionsgeber gegenüber vertritt.

Manfred Chobot: Aber auch, weil die Möglichkeit eines Gewerkschaftsbeitrags von Schriftstellern, bildenden Künstlern und Musikern weiter denn je in die Ferne gerückt ist. Auf dem Schriftstellerkongress wurde den Autoren vom Präsidenten des österreichischen Gewerkschaftsbundes, Anton Benya, zugesichert, eine Statutenänderung dahingehend vorzunehmen, daß eine Mitgliedschaft für Schriftsteller möglich wird. Denn ebenso wie die Steuerbehörde betrachtet der Gewerkschaftsbund einen Autor nicht als Lohnabhängigen, sondern als selbständigen Unternehmer. Anstatt die Künstler jedoch Schritt für Schritt zu integrieren, hielt man sie sich lieber aus nächster Nähe fern, vertröstete uns mit der „Vorzimmergesellschaft“ Künstler-Union. Als nach zwei Jahren bezüglich dieser Statutenänderung nichts, aber auch schon überhaupt nichts seitens des Gewerkschaftsbundes unternommen worden war, traten die wesentlichsten Künstlervereinigungen im Dezember 1982 aus der österreichischen Künstler-Union aus, denn endlos frotzeln lassen wir uns nicht.

Vor Jahren wollte ich schon einmal der Gewerkschaft beitreten, und zwar der Sektion Journalisten. Damals hat man mich mit der Begründung abgelehnt, mein Einkommen sei zu gering. Wenn ich dereinst Starkolumnist geworden sein sollte, werde ich möglicherweise die Aufnahmebedingungen erfüllen. Du erinnerst dich daran, Günter? Du warst ja damals schon Präsident der Journalisten-Gewerkschaft.

Günter Nenning: Diese Regelung mit den Mindesteinkommen ist nicht auf meinem Mist gewachsen. Ihr müßt eure Anliegen eben immer aufs neue vor-

bringen. Bislang ist es den Autoren noch nicht gelungen, ihre Forderung nach den Bibliothekstantien durchzusetzen.

Heinz Fischer: Im Budget ist bekanntlich ein Sozialfonds für Künstler in Höhe von 16 Millionen Schilling vorgesehen.

Günter Nenning: Was bloß die Hälfte dessen ist, was die Bibliothekstantien ausmachen würden.

Heinz Fischer: Wir haben den Betrag trotz angespannter Budgetlage von 4 Millionen auf 16 Millionen angehoben.

Manfred Chobot: Aber den geforderten Rechtsanspruch darauf immer noch nicht gesetzlich verankert, obwohl uns dieser Punkt von den Politikern zugestellt worden ist, als wir auf diesen Kompromiß eingegangen sind.

Heinz Fischer: Wir tun, was wir können. Mehr ist in der derzeitigen Situation leider nicht realistisch.

Manfred Chobot: Denn die landesübliche Form ist in Österreich das Provisorium, das sich nach und nach zu einer Dauerlösung mausert. So wird es wohl in diesem Fall auch sein.

Statt Schriftsteller sollten wir uns Bittsteller nennen. – Die gesamten Literaturförderungsmittel des Bundes für das Jahr 1982 sind mit 18 Millionen Schilling ebenso hoch wie jene für das Raimundtheater, einer Operettenbühne für den bescheidenen Geschmack.

Wenn man sich vor Augen hält, daß von den Bundestheatern jener Betrag, der für die Literatur über das ganze Jahr hindurch zur Verfügung steht, in einer einzigen Woche verpulvert wird, können einem schon die Tränen kommen – je nach Charakter aus Zorn oder Ohnmacht.

Jahr für Jahr wird in Salzburg und in diversen anderen Festspielorten dasselbe gesungen und gespielt. Würde ein Autor immer denselben Text lesen, man hielte ihn für verrückt oder manisch.

Günter Nenning: „Der kleine Finger – oder die öffentliche Hand“ hieß unser heutiger „Club 2“. Gute Nacht.

ARGUMENT-VERLAG



Marxismus und Theorie der Parteien
Marx/Engels, Lenin, Gramsci,
Poulantzas. Das kleine Einmaleins der
Macht und die Integrationsfunktion der
Parteien. Staatsgenese und Parteien.
Argument-Sonderband AS 91, 1983
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



Gerhard Wegner
Bauern, Kapital und Staat in Kenia
Eine Einführung in die wirtschaftlichen
und politischen Entwicklungen
Argument-Studienheft SH 59, 1984
94 Seiten, 9,80 DM

DAS
ARGUMENT.
145

Krise und Keynesianismus
Lyrik von Erich Fried.
F. Fröbel, J. Heinrichs, O. Kreye: Die
Krise des kapitalistischen Weltsystems;
Diskussion: Keynesianismus,
Monetarismus und Wirtschafts-
programm der SPD: M. Ernst-Poerksen,
L. Kühne, H. Mattfeld, B. Sweezy.
12,80/f.Stud. 9,80 DM (Abo: 10,60/8,30)

ARGUMENT-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65, Tel. 030/4619061

Richard Scheringer
Grüner Baum auf rotem Grund
(248 S. mit mehreren Abb., brosch., DM 12,-)

... Schwerpunkt seines neuen Buches, das sich um die Haftjahre 1961/62 rankt, sind die Jahre der Adenauer-Ära, des kalten Krieges, des Kampfes gegen die Remilitarisierung, der Kommunistenverfolgung und des KPD-Verbotes. Er schildert sie aus eigenem Erleben so packend, daß auch jüngere Leser sie sich konkret vorstellen können."

antifaschistische rundschau

... Die Schilderung Ihres Lebens und Ihrer Wandlung hat mich sehr begeistert, und es entstand der unwiderstehliche Drang, Ihnen für das Schreiben dieser autobiographischen Bücher zu danken. Meine Hochachtung vor Ihnen, Ihrem Mut, Ihrer Entschlossenheit und Ihrer wunderbaren Großfamilie..."

H.-J. Samwald, Michelsneukirchen

... Scheringer versteht es, mit viel Sachverstand und Überzeugungskraft, aber ohne Schulmeisterei, die Wurzeln dieser Politik der fünfziger und sechziger Jahre bloßzulegen, die von unzähligen Korruptions- und Skandalaffären außerhalb der Legalität begleitet waren. Jung und alt werden diese Passagen mit viel Gewinn lesen oder nachlesen können. Mit viel Einfühlungsvermögen, ja mit Zartheit porträtiert Scheringer seine Weggefährten und Genossen..."

Deutsche Volkszeitung/die tat

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH.
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei: Brücken-Verlag
GmbH, Auslieferung Damnitz, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1.

Habib Bektaş
ohne dich ist jede stadt eine wüste
Gedichte
Mit Grafiken von Ismail Coban; Vorwort: Wolf Peter Schnetz
(100 Seiten, broschiert, DM 9,80)

*Alles habe ich mitgenommen.
Zahnburste.
Zahnpasta.
Hose und Hemd.
Alles, was ich besitze.*

So schildert der junge türkische Dichter Habib Bektaş den Abschied von seiner Heimat. 1973 kam er in die Bundesrepublik, mit Wehrpaß, Zahnbürste, viel gutem Willen und ein paar Gedichten. Die Dichtung von Habib Bektaş steht in der Tradition zwischen Volksdichtung und Hochliteratur unter dem Einfluß von Nazim Hikmet, dem „Bert Brecht“ der türkischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Die Sätze sind knapp, die Sprache ist einfach und schlicht. Große Bilder werden an unerwarteter Stelle eingesetzt.

Ludwig Fels in der „Zeit“ über Habib Bektaş:

„Ich freue mich über diese ungebändigte Stimme eines jungen türkischen Arbeiters in der deutschen Literatur, über diese radikal zärtlichen Gesänge. Ich begrüße Habib Bektaş im Kreise derjenigen, die Ernst machen mit ihren Schmerzen, aufrichtig, verzweifelt, ihn, der das Zurückgelassene verteidigt mit seiner Zerrissenheit zwischen dem Land seiner Kindheit, wo der Bauch hungrte, und dem Jetzt, wo die Seele darbt. – Für solche Bücher muß man nicht werben, denn was unter die Haut geht, geht auch in den Kopf.“

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH.
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei: Brücken-Verlag
GmbH, Auslieferung Damnitz, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1.

Baucks, Martin, geb. 1961 in Hamm. Vater Bergmann. Nach Abitur drei Monate unter Tage gearbeitet, dann aus gesundheitlichen Gründen aufgehört; studierte in Erlangen Theaterwissenschaft. Jetzt wieder im Ruhrgebiet; studiert an der Folkwang-Schule Schauspielkunst mit dem Ziel, eigene Theaterstücke zu realisieren.

Bolaender, Gerhard, geb. 1957. Student der Germanistik und Politischen Wissenschaften. Literarische und essayistische Veröffentlichungen.

Cakir, Hasan, geb. 1946 in der Türkei, seit zwei Jahren in der BRD. 1969 in Istanbul Architekturstudium abgeschlossen; lebt in Frankfurt.

Campmann, Rainer, sh. *kürbiskern* 4/82 und Reihe *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 37, „Dazu gehört Mut – Junge Leute gegen die Krise“.

Caspari, Arthur, geb. 1921 in Köln. Studium der Philosophie, Psychologie, Geschichte, Theaterwissenschaft. Seit 1945 Regisseur am Theatern im In- und Ausland, zahlreiche Film- und Fernsehproduktionen; zeitweise Galerist. Autor von Drehbüchern, Theater- und Hörspielen, Lyrik, „Labyrismen“, Romanen, Essays.

Chobot, Manfred, sh. *kürbiskern* 3/83 und 1/84.

Chotjewitz-Häfner, Renate, geb. 1937 in Halberstadt, lebt seit 1973 in Haunetal-Kruspis (Osthessen). Kunstglaserin; 1958–1964 Studium Malerei, Kunstsprache, Publizistik; 1962 Heirat, zwei Söhne, Hausfrau, Muse; seit 1969 Schreibversuche; jährliche Funkfeste zus. mit P.O. Chotjewitz. Übersetzungen u. a.: „Nur Kinder, Kühle, Kirche“ (Fo/Rame); literarische Dokumentation, Koautorin: „Die mit Tränen säen“ (Aus der Geschichte einiger hessischer Dörfer); Veröffentlichungen in Anthologien (Prosa); Schwerpunkte: Fo-Theater; Frauenbegung; Nationalsozialismus. Seit April 1984 im VS-Bundesvorstand.

Donus, Bruno, geb. 1921 in Stuttgart-Fellbach, lebt in Bayreuth. Mitglied des VS, Werkkreis Literatur der Arbeitswelt und in der ADA-Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Autoren. Schrieb früher Theaterstücke, seit einigen Jahren Lyrik. Zwei Gedichtbände: *RUSTER WEIN MIT SMYRNAFEIGEN* und *von ZEITEN* (Bläschke).

Fiedler, Michael, lebt in Gummersbach. Journalist. „Der Fisch“ ist ein Vorabdruck des ersten Kapitels aus einer längeren Erzählung.

Grumbach, Detlef, sh. *kürbiskern* 3/81 (inzwischen Buchhändler in Hamburg).

Kurz, Erwin, geb. 1928 in München; zur Zeit arbeitslos, Hausmann, vier Kinder. Arbeitet an Erzählungen und zwei größeren Prosastücken mit den Arbeitstiteln: „Inventur eines Gewissens“ und „Das Buch Lucifer“.

Lattmann, Dieter, der Text ist ein Vortrag im Bayerischen Rundfunk, Sonderprogramm, 3. 4. 1984.

Machi, Siegfried, sh. *kürbiskern* 2/83.

Mateen, Gabbo, geb. 1946, lebt in Erlangen. Veröffentlichungen u. a.: „Schädelbruch“ (Gedichte); „Rückschläge“ (Satiren); „Der Kopf in deinem Bauch“ (Gedichte). 1980 Kulturförderpreis der Stadt Erlangen.

Ooyen, Hans van, sh. *kürbiskern* 3/82. SCHACH ist seinem neuen Gedichtband „Ende der Bescheidenheit“ (Weltkreis-Verlag) entnommen.

Peitsch, Helmut, geb. 1948. Privatdozent am Fachbereich Germanistik der FU Berlin. Der abgedruckte, etwas gekürzte Text wurde vorgetragen im Rahmen der Ringvorlesung seines Fachbereichs an der FU Berlin. Letzte Buchveröffentlichung (Mithrsg.) „Nachkriegsliteratur in Westdeutschland 1945–1949. Gattungen, Schreibweisen, Institutionen“, Berlin (West) 1982.

Seemann, Karl, geb. 1928, lebt in Bad Bentheim. Lyrikbändchen: „Im Antlitz der Nacht“, „Impressionen eines Sommers“, „Stufen und Anker“. Mitglied der Autorenvereinigung „Die Kogge“.

Speh, Bernhard, sh. *kürbiskern* 2/82.

Schnetzl, Wolf Peter, sh. *kürbiskern* 1/82 und 4/82. *Zeit-Gedichte* 1983.

Schöfer, Erasmus, sh. *kürbiskern* 2/82, 2/83, 1/84 und 2/84. *kürbiskern-Zeit-Gedichte* 4-1982.

Schütz, Peter, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 17 „Warum wird so einer Kommunist“, Band 60 „... und ruhig fließen“ (Beider Rhein“; außerdem in vielen *kürbiskern*-Nummern. *kürbiskern-Zeit-Gedichte* 2-1980. Letzte Veröffentlichung: „Was von den Träumen bleibt“ (Gedichte, Weltkreis-Verlag 1983); BLACK POEMS (Kivouou Verlag, Éditions Bantoues, Heidelberg 1983).

Stelling, Jürgen, geb. 1947 in Berlin, wohnt seit 1974 in Stuttgart. Buchhändler und Schriftsteller. Letzte Veröffentlichungen: „Halt Dich an die Regeln“ (Gedichte und Texte, Orete-Verlag, Zürich, 1984); „Poesie-Agenda“ (Hrsg. mit W. Bucher, 1983 ff.); „City lights“ (Hrsg., Lyrik-Katalog, 1983 ff.).

Stüssel, Jürgen-Peter, sh. Reihe *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließt der Rhein“ (Hrsg.) und *kürbiskern-Zeit-Gedichte* 3-1981. Letzte Veröffentlichung „Wenn Pillen allein nicht helfen“ (Knaur-Taschenbuch, Originalausgabe, 1984).

Tondern, Alf, sh. *kürbiskern* 3/83 und 1/84.

Troppmann, Artur, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 24 „Die Leute aus dem 30er Haus“ und Band 64 „Besichtigung“ sowie *kürbiskern-Zeit-Gedichte* 5-1978.

Vestner, Heinz, sh. *kürbiskern* 2/83.

Viehoff, Reinhold, geb. 1948 in Viersen am linken Niederrhein, lebt in Bonn, arbeitet in Siegen.

Für die Übermittlung der Beiträge von Juri Bondarew, Jewgeni Jewtuschenko, Valentin Katajew und Robert Roshdestvenski danken wir der Redaktion „Nowost“ (APN).

Der 7. Internationale Jungautoren-Wettbewerb, durchgeführt von der Regensburger Schriftstellergruppe Internation (RSGI), findet 1984 statt. Einsendeschluß ist der 15. Oktober 1984, die Endkonkurrenz der 30 Besten ist am 24. November 1984. Teilnahmebedingungen und Formular erhältlich bei RSGI, Reichsstraße 5, 8400 Regensburg.

Neuerscheinungen des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) · Frankfurt/Main



Jörg Goldberg, Angelina Sörgel GRÜN-ALTERNATIVE WIRTSCHAFTS- KONZEPTION ANALYSE UND KRITIK

IMSF-Informationsbericht Nr. 37
87 Seiten, 9,80 DM

Fragen der Wirtschaftspolitik lassen scharf die unterschiedlichen Linien und Interessen im Spektrum grün-alternativer Bewegungen und Debatten hervortreten; sie zwingen, Farbe zu bekennen. Der Bericht arbeitet mit umfänglichen Belegen die wesentlichen Argumentationsstränge und ihre Hauptvarianten heraus und liefert so eine Einführung in grün-alternative Konzepte zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. Gleichzeitig nehmen die Autoren aus marxistischer Sicht, mit theoretischen und historisch-empirischen Argumenten kritisch zu den dargelegten Thesen Stellung. Denn je mehr es in der praktischen Politik Ansätze zur gemeinsamen Aktion von marxistischen und grün-alternativen Kräften gibt, desto wichtiger wird die sachliche theoretisch-ideologische Positionsbestimmung, die das Herausarbeiten von Annäherungen einschließt.



Kaspar Maase LEBENSWEISE DER LOHNARBEITER IN DER FREIZEIT

Empirische Materialien und theoretische Analyse.

IMSF-Informationsbericht Nr. 38

300 Seiten mit 151 Tabellen und Schaubildern, umfangreiches Literaturverzeichnis, broschiert, 24,- DM

Wie verbringen Arbeiter, Angestellte, Beamte ihre Freizeit? Welche Bedürfnisse und Wünsche haben sie? Warum bleiben sie weitgehend vom Reichtum der Kultur ausgeschlossen – und wo entwickeln sie sich als individuelle Persönlichkeiten wie als Klasse?

Die Studie erörtert umfangreiches Datenmaterial zu wesentlichen Tätigkeitsfeldern: passive Erholung, Hausarbeiten, Kommunikation, Nachbarschaft, Vereine, Interessenvertretung, Häuslichkeit, Sport, Urlaub, Kunst und Medien, Weiterbildung, Hobbys.

Interessenvertretendes Engagement v. a. im betrieblich-gewerkschaftlichen Bereich erweist sich als Schlüssel zur Erweiterung der subjektiven Kultur der Lohnarbeiter.

Institut für Marxistische Studien und Forschungen e.V. (IMSF)
Liebigstraße 6, 6000 Frankfurt am Main

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7
4040 Neuss 13
Postvertriebsstück / Gebühr,

F 2484 F

2006875 D1 84.003 4269 213
SCHUH JUERGEN

HARDTSTR. 119

5600 WUPPERTAL 1

LITERATUR KRITIK KLASSENKAMPF

Jannis Ritsos: Die Nachbarschaften der Welt

Martin Baucks, Gerhard Bolaender, Arthur Caspari, Hasan Çakir, Renate Chotjewitz-Häfner, Rainer W. Campmann, Manfred Chobot, Bruno Donus, Michael Fiedler, Erwin Kurz, Siegfried Macht, Gabbo Mateen, Hans van Ooyen, Bernhard Speh, Wolf Peter Schnetz, Peter Schütt, Jürgen Stelling, Jürgen Peter Stössel, Alf Tondern, Heinz Vestner, Reinhold Viehoff

Detlef Grumbach: „Kämpfen ohne Hoffnung“ (Klaus Mann)

Helmut Peitsch: Nichtnazistische Schriftsteller im Krieg gegen die Sowjetunion

Dieter Lattmann: Die „polnische Teilung“ des VS

DOKUMENTATION UND KÜRBISKERN-GESPRÄCH ZUR BUNDESDELEGIERTENKONFERENZ DES VS, SAARBRÜCKEN 1984:

Carl Amery, Heinrich Böll, Knut Becker, Hans-Christoph Buch, Sarah Camp, Ingeborg Drewitz, Freimut Duve, Bernt Engelmann, Erwin Ferlemann, Jürgen Fuchs, Günter Grass, Max von der Grün, Friedrich Hitler, Siegfried Lenz, Loni Mahlein, Gert von Paczensky, Michael Schneider, Hannes Schwenger, Johano Strasser, Adam Zagajewski

*James Aldridge: Im Kalten Krieg haben viele die Fronten gewechselt
STIMMEN AUS DER SOWJETUNION:*

Juri Bondarew, Jewgeni Jewtuschenko, Valentin Katajew, Robert Roshdestwenski

DM
8,50